KIPPENSAND

Heimatkalender für das Senftenberger Gebiet

3. Jahrgang

2015

radochla verlag

im abraum

ingolf brökel

Erschienen 2012
in limitierter Auflage.
ISBN: 978-3-928832-40-3

waldfriedhof

am rande
eine kleine gemeinde
kleiner gemeinden

rauno sauo sorno
die namen

um die sich keine blumen
ranken

die selbst steine
erschüttern

und gras nur
langsam
wachsen lassen.

machs gut (der Stadt Senftenberg)

sie machte auf morgenrot
sie machte auf impuls
sie machte auf clara zetkin
sie machte dreck theater kohle
sie machte rennfahrer
sie machte seesport ohne see
sie machte den ddr-meister
sie machte werktätige ingenieure
sie machte es mit jedem
der nicht von ihr war
sie machte in gruben
sie machte in seen
sie machte reine wellness krank
sie macht jetzt urlaub
sie macht das noch lang.

bei senftenberg

nach dem leben
mit der kohle
kommt das leben
mit dem wind

eine neue musik
rauschende flügel
das dreckige lachen
der wolken vergangen

die luft wird nach
nichts mehr schmecken
einen windmann
wird es nicht geben

und ein physiker wird
kommen und sagen:
aber die energie
die bleibt erhalten.

Inhaltsverzeichnis

Ingolf Brökel	im abraum	2
	Inhaltsverzeichnis	3
Carmen Schulze	Zum Geleit: Wie ich „Kippensand“-Autorin wurde	5
Bernd Gork	Kalenderseiten: Kunst im öffentlichen Raum	6
Hans Hörenz	Als Oberpfarrer Hintersatz die Schulzeugnisse unterschrieb	18
Marlene Vogler	Aus einer *Furchtbar* schönen Schulzeit	22
Hans-Udo Vogler	Vereint und doch getrennt. Evangelische und katholische Schule in Dobristroh	23
Irene Teichmann	Meine Großkoschener Schulzeit 1957 bis 1959	25
Norbert Jurk	Erinnerungen an die Heimatschule Rauno	27
Bernd Lunghard	Gedichte und Zeichnungen	31
Brigitte Lunghard	Stricksocken	33
Rolf Radochla	Wallwanderung 1960 und 2011	34
Manfred Kuhnke	In der Wredestraße	38
Klaus Lange	Das KZ-Außenlager Schwarzheide	47
Carmen Schulze	Der alte Friedhof von Großräschen	51
Wolfgang Lehmann	Der rote Stern über Großräschen	53
Götz Wendt	Ende April vor 70 Jahren in Senftenberg	54
Günter Georgi	„Du gehen zu Mama, nicht Kommandantur“	59
Hans-Peter Rößiger	Die Burgkapelle – die erste Kirche in Senftenberg	61
Hans-Udo Vogler	Der Auftrag der Kirche. 730. Kirchenjubiläum von Freienhufen	65
Rolf Radochla	Das Dorf Sauo und dessen Kirche 1934 bis 1971	66
Johannes Remenz	Der Glockenguss in Lauchhammer	70
Erich Schutt	Das historische Foto: Beginn der Aufschlussbaggerung für den Tagebau Meuro	74
Walter Karge	Förderbrücken – Giganten des Senftenberger Reviers	75
Hans Kober	Die Niederlausitz und ihre 100-jährige Geschichte der öffentlichen Stromversorgung 1898–1998	83
Hans Hörenz	Annahütte entging dem Untergang	88
Sandra Mähl	„Auf meinem Sargholze singen noch die Vögel“	91
Helmut Ruhland	Befreiungskämpfe in der Heimat	93

Günther Ketschau	Die Kleinräschener Straße in Bückgen	97
Waltraud Bigalke	Unterwegs im Kreis Senftenberg	99
Hans Hörenz	Vor 50 Jahren – Polnische Ärzte retten einem Senftenberger das Leben	101
Waltraud Bigalke	Eine Goldene Rose	103
Hans-Peter Rößiger	30 Jahre „Kunstsammlung Lausitz“ in Senftenberg	105
Otmar Richter	Die Geschichte eines Bildes	109
Bernd Gork	Hubert Globisch und Günther Wendt – eine Künstlerfreundschaft	114
Eckhard Noack	Theater-Noack	117
Horst Zenzius	Blick zurück in die Kinowelt	118
Hans Hörenz	Der Heimatkalender 1915 für Liebenwerda	121
Irene Teichmann	„Wohin? – Ja, wohin?“ Senftenberg im Werk von Horst Mönnich (1918–2014)	124
Walter Karge	Zeugen der Bergbauzeit (1) – Eine Fahrradtour um den Großräschener See	127
Torsten Richter	Die vergessenen Arme der Schwarzen Elster	132
Klaus Hirsch	In den Starkasten geschaut	134
Joachim Pendziwiater	Modellpark Brieske/Marga	136
Gerhard Hartnick	Gauner, Gangster und Ganove	137
Paul Mudrick	Das sind unse Mannsn	138
	Nachweis der Bildautoren und Bildsammlungen	140

Autorin Carmen Schulze und Autor Wolfgang Lehmann;
Foto: Sammlung Carmen Schulze

Zum Geleit

Wie ich „Kippensand“-Autorin wurde

Carmen Schulze

Am 11. August 2012 fiel mir in der Lausitzer Rundschau der Artikel „Senftenberger Kippensand lernt laufen“ auf. Ich war neugierig, da suchte doch der Verleger Rolf Radochla Leute, die eine gute Geschichte kennen oder erzählen können und sich auch zutrauen, diese dann schriftlich wiederzugeben.

Durch meine einjährige Tätigkeit im Besucherzentrum auf den IBA-Terrassen war bei mir das heimatkundliche Interesse geweckt worden und ich wollte noch mehr aus der Geschichte meiner Heimatstadt und der Umgebung erfahren. Also dachte ich, nichts wie hin zu dem ersten Treffen der zukünftigen „Kippensand“-Autoren, denn meine Gedanken gingen dahin, dass ich zu dieser Zusammenkunft sicher noch andere geschichtsinteressierte Bürger aus Großräschen treffen würde, mit denen ich mich dann in Bezug auf die Geschichte unserer Stadt austauschen könnte. Und ob ich dann auch noch einen Artikel für den neuen Heimatkalender schreiben werde, das wollte ich erst nach diesem Treffen entscheiden.

Kurz entschlossen traf ich am 18. August 2012 zu dieser Informationsveranstaltung ein. Beim Betreten des Raumes überkam mich eine große Enttäuschung. Weit und breit war kein anderer Großräschener zu sehen. Ja, und dann war ich auch noch die einzige Frau in dieser Runde. Aber mein erster Gedanke war, mir bloß nichts von meiner Enttäuschung anmerken zu lassen. Wo waren sie, die Großrä-schener, mit denen ich fest gerechnet hatte?

In meinem Kopf arbeitete es auf Hochtouren. Sollte ich wieder aufstehen und gehen oder dableiben?

Plötzlich erwachte aber in mir so eine Art Kampfgeist. Ich beschloss, es vor allen Dingen mir selbst, aber auch den anwesenden Herren zu beweisen, dass auch Frauen in Bezug auf die Erforschung der Heimatgeschichte aktiv sind. Ich wollte Großräschen präsentieren, auch wenn ich bisher keinerlei Erfahrungen als Autorin hatte. Zu dieser ersten Zusammenkunft hatte ich ein von mir selbst verfasstes Gedicht (Sehnsucht nach Bückgen) mitgenommen, welches ich am Ende der Veranstaltung dem Herausgeber von „Kippensand“ übergab. Das war mein erster Beitrag für den Heimatkalender. Nachdem ich es abgegeben hatte, bekam ich aber plötzlich doch starke Zweifel. Wird man es für gut befinden, oder es nur belächeln? Sollte ich es mir wieder zurückgeben lassen? Einige Minuten kämpfte ich mit diesen Gedanken, dann aber siegte mein Kampfgeist wieder, und ich entschloss mich, es veröffentlichen zu lassen. Sollte sich der Leser selbst ein Urteil darüber bilden.

Zu meinem eigenen Erstaunen hatte ich diese Überlegungen bei der Abgabe meines zweiten Beitrages „Lunaeck mit Lunapark“ überhaupt nicht. Ich fand ihn interessant und lesenswert, mein Selbstbewusstsein war gewachsen.

Inzwischen liegt der Heimatkalender „Kippensand 2015“ vor, und ich bin wieder als Autorin vertreten. Was hat sich für mich persönlich geändert, seitdem ich für den „Kippensand“ schreibe? Ich möchte Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, dazu sagen: sehr, sehr viel. Ich habe viele Heimatforscher kennengelernt, von denen man immer wieder neue, interessante Dinge erfährt, man tauscht sich aus, man bildet sich weiter, und das Wichtigste ist für mich aber, ich habe neue Freunde gewonnen.

Zu diesen Freunden zählt auch der gebürtige Großräschener Wolfgang Lehmann, der heute im Odenwald lebt. Seine Berichte aus dem Großräschen vergangener Zeiten ziehen mich immer wieder aufs Neue in ihren Bann. Ein Beitrag von ihm ist übrigens auch in diesem Heimatkalender auf der Seite 53 enthalten.

Ich würde mich sehr freuen, wenn sich noch andere geschichtsbegeisterte Großräschener bei mir melden würden, damit wir unser heimatkundliches Wissen gegenseitig austauschen können.

Und vielleicht entscheidet sich der eine oder andere auch dazu, mal einen Beitrag für den Heimatkalender zu schreiben. Neue Autoren sind immer herzlich willkommen.

In heimatlicher Verbundenheit
Carmen Schulze

Kunst im öffentlichen Raum

Die aus Schlesien stammende Weißwasseraner Bildhauerin schuf für das Hauptgebäude der ehemaligen Bergingenieurschule (heute Brandenburgische Technische Universität Cottbus-Senftenberg) die Bergmannsfigur. In realistischer Formensprache ist sie mit Keilhaue und Geleucht sowie Wasserschutzbekleidung ausgestattet.

Text und Foto: Bernd Gork

Bergmann, 1953, Klinker
Dorothea von Philipsborn (1894–1971)

Januar

1	Do	Neujahr
2	Fr	
3	Sa	
4	So	
5	Mo	
6	Di	Heil. drei Könige
7	Mi	
8	Do	
9	Fr	
10	Sa	
11	So	
12	Mo	
13	Di	
14	Mi	
15	Do	
16	Fr	
17	Sa	
18	So	
19	Mo	
20	Di	
21	Mi	
22	Do	
23	Fr	
24	Sa	
25	So	
26	Mo	
27	Di	
28	Mi	
29	Do	
30	Fr	
31	Sa	

Februar

1	So	
2	Mo	
3	Di	
4	Mi	
5	Do	
6	Fr	
7	Sa	
8	So	
9	Mo	
10	Di	
11	Mi	
12	Do	
13	Fr	
14	Sa	
15	So	
16	Mo	Rosenmontag
17	Di	Fastnacht
18	Mi	Aschermittwoch
19	Do	
20	Fr	
21	Sa	
22	So	
23	Mo	
24	Di	
25	Mi	
26	Do	
27	Fr	
28	Sa	

Kunst im öffentlichen Raum

Trinkende, 1985, Beton
Ernst Sauer (1923–1988)

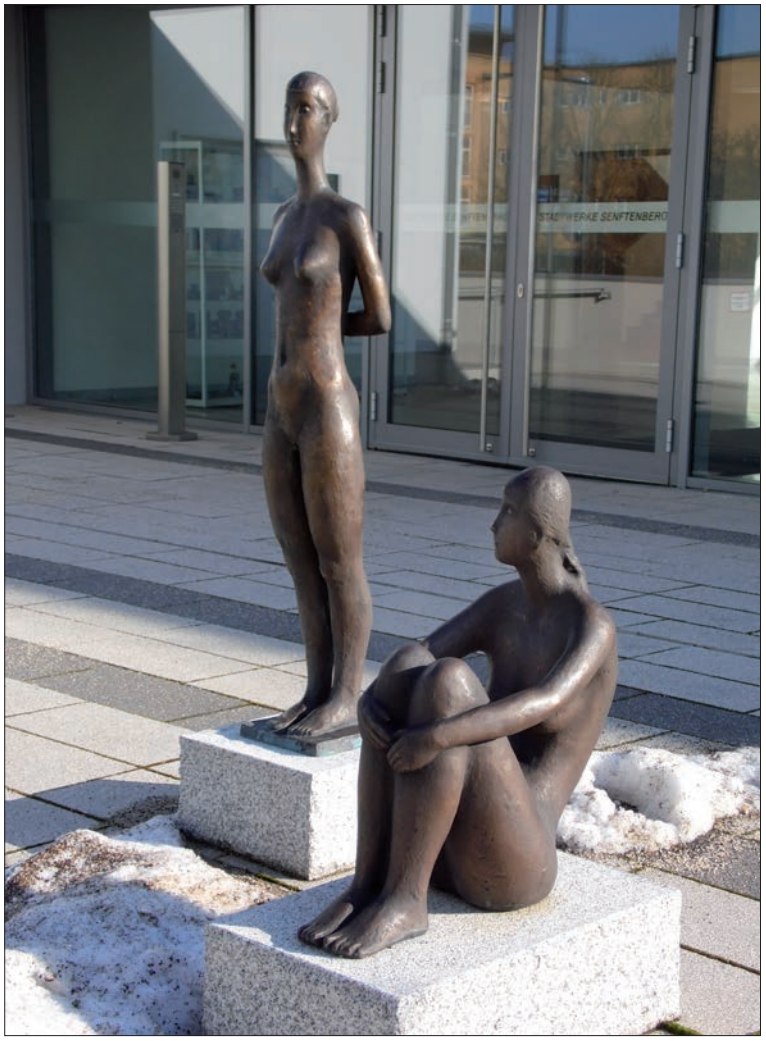
Die Stadt Senftenberg hat ihrem einzigen Bildhauer mit dem nach ihm benannten Ernst-Sauer-Platz für ein Plätzchen in der Innenstadt anlässlich seines 90. Geburts- tages und 25. Todes- tages im Jahre 2013 ein Denkmal gesetzt. Bereits einige Jahre zuvor wurde dort in privater Initiative die Betonplastik einer Trinkenden in der typischen Formen- sprache von Sauers Spätwerk aufgestellt.

Text und Foto: Bernd Gork

Kunst im öffentlichen Raum

Für die beiden anmutigen Mädchenakte vor dem Verwaltungsgebäude der Senftenberger Stadtwerke (einst für das Wohngebiet „Am See“ geschaffen) hatte dem Hoyerswerdaer Bildhauer, der zu den maßgeblichen in der DDR gehörte, dessen Tochter Sabine Modell gestanden.

Text und Foto: Bernd Gork



Stehende und Hockende, 1972–1975, Bronze
Jürgen von Woyski (1929–2000)

März

1	So	
2	Mo	
3	Di	
4	Mi	
5	Do	
6	Fr	
7	Sa	
8	So	
9	Mo	
10	Di	
11	Mi	
12	Do	
13	Fr	
14	Sa	
15	So	
16	Mo	
17	Di	
18	Mi	
19	Do	
20	Fr	Frühlingsanfang
21	Sa	
22	So	
23	Mo	
24	Di	
25	Mi	
26	Do	
27	Fr	
28	Sa	
29	So	Sommerzeit
30	Mo	
31	Di	

April

1	Mi	
2	Do	
3	Fr	Karfreitag
4	Sa	
5	So	Ostersonntag
6	Mo	Ostermontag
7	Di	
8	Mi	
9	Do	
10	Fr	
11	Sa	
12	So	
13	Mo	
14	Di	
15	Mi	
16	Do	
17	Fr	
18	Sa	
19	So	
20	Mo	
21	Di	
22	Mi	
23	Do	
24	Fr	
25	Sa	
26	So	
27	Mo	
28	Di	
29	Mi	
30	Do	

Kunst im öffentlichen Raum

Spiele im Wasser, Mosaik
Gerhart Lampa (1940–2010)

In der malerisch anmutenden Wandgestaltung zeigt der Künstler mit einer dynamischen Bildkomposition ausgelassen Badende und Möven am Himmel. Im Zusammenhang mit Sauers Brunnenfiguren war die Gestaltung des Neumarktes bereits in den 80er Jahren mit Hinweis auf den Senftenberger See konzipiert, aber nur teilweise realisiert worden.

Text und Foto: Bernd Gork

Kunst im öffentlichen Raum

Hidden Treasue (Geheimer Schatz), 1999, Bronze und Edelstahl
Volker Bartsch (*1953)

Die Piazzetta neben Rathaus und Sparkassenhauptgebäude im Zentrum Senftenbergs wird von einem massiven Kubus mit reich gegliederter Oberfläche und Durchbrüchen beherrscht. Der Berliner Bildhauer (er schuf unter anderem 2007 die größte Bronzeplastik Deutschlands für Berlin) hat die Plastik, sicher im Hinblick auf die Sparkasse, wo auch die „Schätze“ der Bevölkerung aufbewahrt werden, mit dem symbolträchtigen Titel versehen.

Text und Fotos: Bernd Gork

Mai

1	Fr	Maifeiertag
2	Sa	
3	So	
4	Mo	
5	Di	
6	Mi	
7	Do	
8	Fr	
9	Sa	
10	So	
11	Mo	
12	Di	
13	Mi	
14	Do	Himmelfahrt
15	Fr	
16	Sa	
17	So	
18	Mo	
19	Di	
20	Mi	
21	Do	
22	Fr	
23	Sa	
24	So	Pfingstsonntag
25	Mo	Pfingstmontag
26	Di	
27	Mi	
28	Do	
29	Fr	
30	Sa	
31	So	

Juni

1	Mo	
2	Di	
3	Mi	
4	Do	Fronleichnam
5	Fr	
6	Sa	
7	So	
8	Mo	
9	Di	
10	Mi	
11	Do	
12	Fr	
13	Sa	
14	So	
15	Mo	
16	Di	
17	Mi	
18	Do	
19	Fr	
20	Sa	
21	So	Sommeranfang
22	Mo	
23	Di	
24	Mi	Johannistag
25	Do	
26	Fr	
27	Sa	Siebenschläfer
28	So	
29	Mo	Peter und Paul
30	Di	

Kunst im öffentlichen Raum

Brunnen, 1938, Muschelkalk
Hermann Blumenthal (1905–1942)

Der einst in Berlin im Atelierhaus Klosterstraße neben Käthe Kollwitz und anderen namhaften Künstlern tätige Bildhauer gehörte zu den großen Begabungen in Deutschland, bevor der Zweite Weltkrieg seinem Leben frühzeitig ein Ende setzte. Für die Bereitschaftssiedlung der BRABAG (heute BASF) schuf er einen Brunnen mit drei Flachreliefs, der im Krieg stark beschädigt wurde. Der Goethe-Text auf der Rückseite der Stele lautet:
DES MENSCHEN SEELE GLEICHT DEM WASSER: VOM HIMMEL KOMMT ES, ZUM HIMMEL STEIGT ES, UND WIEDER ZUR ERDE MUSS ES.

Text und Fotos: Bernd Gork

Kunst im öffentlichen Raum

Der berühmte Bildhauer ließ die Plastik einst in der Ziegelei-Abteilung der Ilse AG in Großräschen für die Katharinenkirche von Lübeck herstellen. Das Senftenberger Exemplar (eines von dreien in Klinker) fand nach 1945 seinen Platz im Schlosshof. Ausführliche Informationen brachte „KIPPENSAND 2013“.

Text und Foto: Bernd Gork

Bettler, 1932, Klinker
Ernst Barlach (1870–1938)

Juli

1	Mi
2	Do
3	Fr
4	Sa
5	So
6	Mo
7	Di
8	Mi
9	Do
10	Fr
11	Sa
12	So
13	Mo
14	Di
15	Mi
16	Do
17	Fr
18	Sa
19	So
20	Mo
21	Di
22	Mi
23	Do
24	Fr
25	Sa
26	So
27	Mo
28	Di
29	Mi
30	Do
31	Fr

August

1	Sa
2	So
3	Mo
4	Di
5	Mi
6	Do
7	Fr
8	Sa
9	So
10	Mo
11	Di
12	Mi
13	Do
14	Fr
15	Sa
16	So
17	Mo
18	Di
19	Mi
20	Do
21	Fr
22	Sa
23	So
24	Mo
25	Di
26	Mi
27	Do
28	Fr
29	Sa
30	So
31	Mo

Kunst im öffentlichen Raum

Spiele im Wasser, 1980er-Jahre, Bronze
Ernst Sauer (1923–1988)

Der Bildhauer hatte in seinem Spätwerk einen runden Brunnen mit drei kreisförmig angeordneten Mädchenfiguren und dem Paar in der Mitte geplant. Bei der Neumarktgestaltung nach der Wende hat man sich für die jetzt sichtbare Aufstellung in Nachbarschaft zu Lampas Mosaik entschieden.

Text und Foto: Bernd Gork

Kunst im öffentlichen Raum

Gedenkstätte für die Opfer des Faschismus und Militarismus, 1962, Bronze und Betonrelief
Ernst Sauer (1923–1988)

Das frühe Werk des Senftenberger Bildhauers zeigt die Bronzefigur eines Widerstandskämpfers mit ruhiger und entschlossener Gebärde. Dahinter sind in einem Betonrelief Szenen des Protestes und Kampfes dargestellt. In jährlich stattfindenden Kranzniederlegungen wird heute der Opfer von Gewaltherrschaften gedacht.

Text und Foto: Bernd Gork

September

1	Di	
2	Mi	
3	Do	
4	Fr	
5	Sa	
6	So	
7	Mo	
8	Di	
9	Mi	
10	Do	
11	Fr	
12	Sa	
13	So	
14	Mo	
15	Di	
16	Mi	
17	Do	
18	Fr	
19	Sa	
20	So	
21	Mo	
22	Di	
23	Mi	Herbstanfang
24	Do	
25	Fr	
26	Sa	
27	So	
28	Mo	
29	Di	Michaelis
30	Mi	

Oktober

1	Do	
2	Fr	
3	Sa	Tag der Einheit
4	So	Erntedank
5	Mo	
6	Di	
7	Mi	
8	Do	
9	Fr	
10	Sa	
11	So	
12	Mo	
13	Di	
14	Mi	
15	Do	
16	Fr	
17	Sa	
18	So	
19	Mo	
20	Di	
21	Mi	
22	Do	
23	Fr	
24	Sa	
25	So	Ende der Sommerzeit
26	Mo	
27	Di	
28	Mi	
29	Do	
30	Fr	
31	Sa	Reformationstag

Kunst im öffentlichen Raum

Lebenskreis, 1999
Gerhart Lampa (1940–2010)

Der Senftenberger Maler, Grafiker, Objektgestalter und zeitweilige Museumsleiter hat neben dem Klinikum Niederlausitz in Senftenberg eine Gruppe von sparsam bearbeiteten Findlingen kreisförmig angeordnet, die einzelne Lebensstationen des Menschen von der Geburt bis zum Tod symbolisieren sollen.

Text und Foto: Bernd Gork

Kunst im öffentlichen Raum

Sitzende, 1993, Bronze
Siegfried Krepp (*1930)

Der aus Lauchhammer stammende und in Berlin lebende Bildhauer und einstige Meisterschüler von Fritz Cremer gehört zu den namhaftesten seiner Generation im Osten Deutschlands. Seine lebensgroße sitzende Frauenfigur aus dem Besitz der Kunstsammlung Lausitz befindet sich auf einer Freifläche am nördlichen Schlossparkrand.

Text und Foto: Bernd Gork

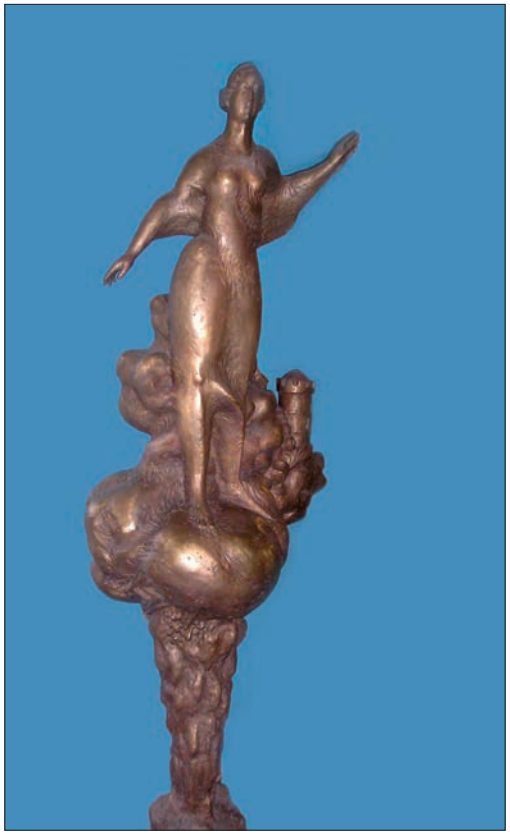
November

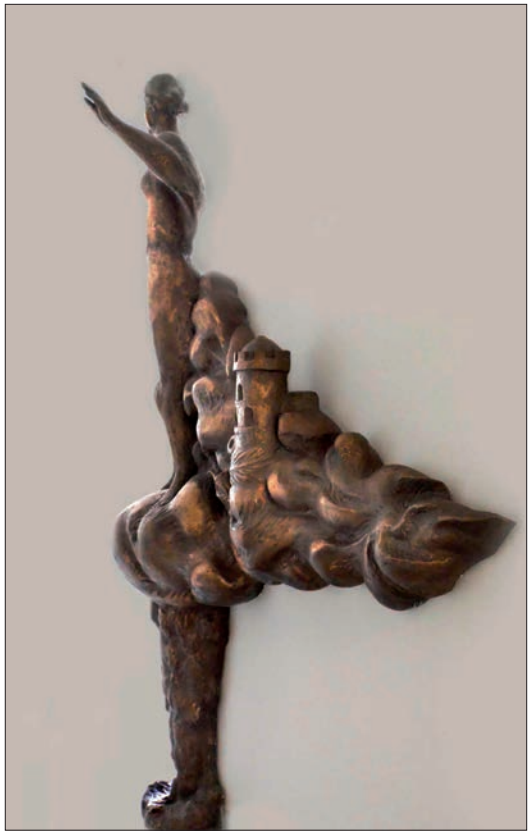
1	So	
2	Mo	
3	Di	
4	Mi	
5	Do	
6	Fr	
7	Sa	
8	So	
9	Mo	
10	Di	
11	Mi	Martini
12	Do	
13	Fr	
14	Sa	
15	So	Volkstrauertag
16	Mo	
17	Di	
18	Mi	Buß- und Bettag
19	Do	
20	Fr	
21	Sa	
22	So	Totensonntag
23	Mo	
24	Di	
25	Mi	
26	Do	
27	Fr	
28	Sa	
29	So	1. Advent
30	Mo	

Dezember

1	Di	
2	Mi	
3	Do	
4	Fr	Barbara
5	Sa	
6	So	2. Advent/ Nikolaus
7	Mo	
8	Di	
9	Mi	
10	Do	
11	Fr	
12	Sa	
13	So	3. Advent
14	Mo	
15	Di	
16	Mi	
17	Do	
18	Fr	
19	Sa	
20	So	4. Advent
21	Mo	
22	Di	
23	Mi	
24	Do	
25	Fr	1. Weihnachtstag
26	Sa	2. Weihnachtstag
27	So	
28	Mo	
29	Di	
30	Mi	
31	Do	Silvester

Kunst im öffentlichen Raum





Heilige Barbara, 2000, Bronze
Vinzenz Wanitschke (1930–2012)

Für ein Foyer des Senftenberger Krankenhauses hatte der Dresdner Bildhauer, der unter anderem am Wiederaufbau der Frauenkirche beteiligt war, als Gewinner eines Wettbewerbes die Bronzeplastik geschaffen. Als Schutzpatronin der Bergleute verweist sie somit auf den Namen des einstigen Bergmannskrankenhauses.

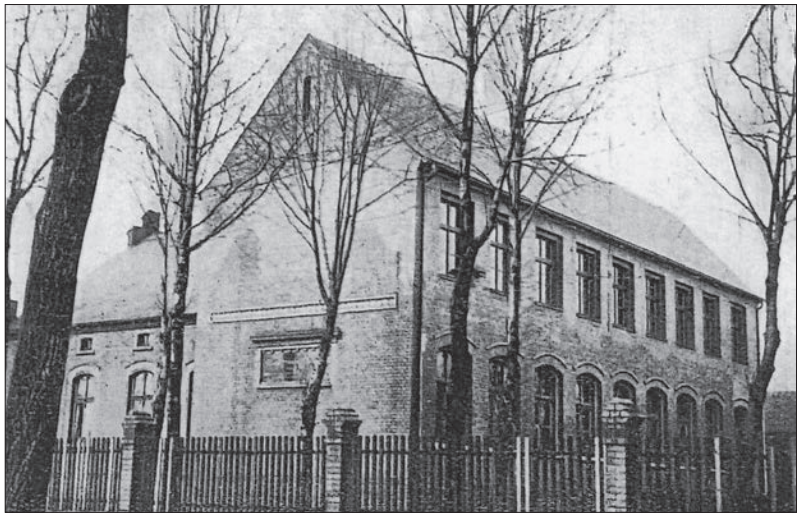
Text und Foto links: Bernd Gork; Foto rechts: Georg Messenbrink

oben:
Ferienspiele in Reppist im Jahre 1931

unten links:
1910 – Schüler mit Lehrer Schwarz

unten rechts:
Die 1930/31 erweiterte Schule in Reppist. Reproduktion aus: Heimatjahrbuch des Kreises Calau, 1939

Sammlung: Hans Hörenz



Als Oberpfarrer Hintersatz die Schulzeugnisse unterschrieb

Fast 200 Jahre Schulgeschichte in Reppist

Hans Hörenz

In der im Jahr 1370 erstmals urkundlich erwähnten Ortschaft Reppist, die Ende des 20. Jahrhunderts gleich anderen Gemeinden in der Senftenberger Region der Kohle weichen musste, ist auch nahezu 200 Jahre Schulgeschichte geschrieben worden. Sie nahm ihren Anfang, als 1773 die gesetzliche Schulpflicht eingeführt wurde und sich Reppist und das benachbarte Rauno gemeinsam einen Lehrer leisteten. Reihum waren die Gehöfte anfangs der Unterrichtsort für die Jungen und Mädchen, bis später das gemeindeeigene Hirtenhaus für Schulzwecke genutzt wurde.

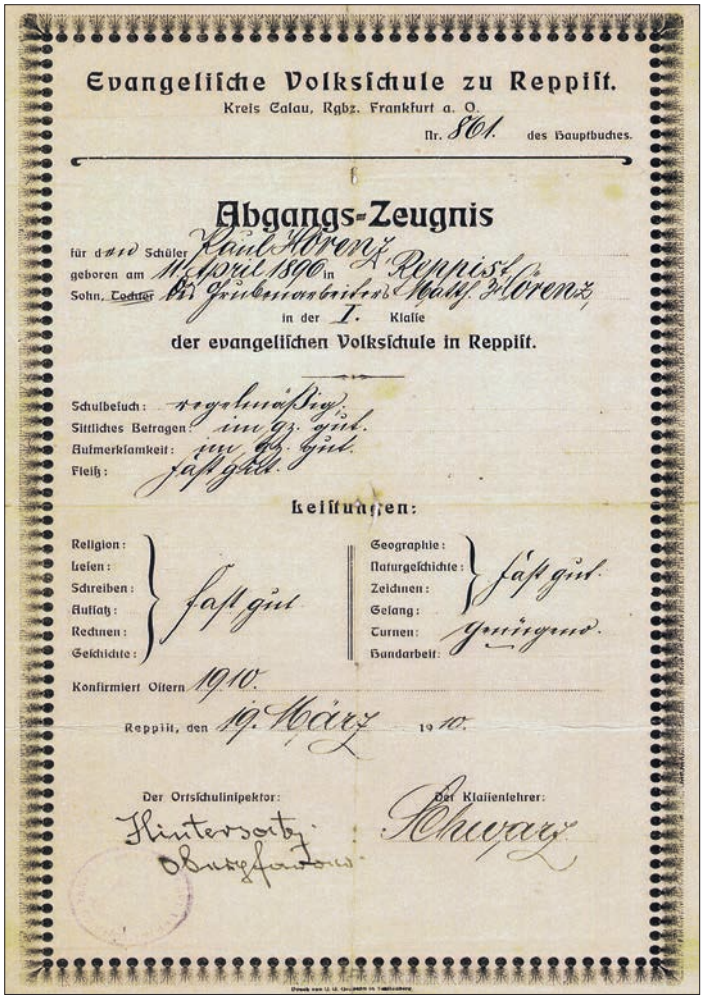
Schon 1823 baute man an der Straße nach Bückgen, so die Reppister Ortschronik, eine neue kleine Schule. Für die geringe Zahl an Schülern mag sie den Anforderungen entsprochen haben, um den Kindern das Schreiben, Rechnen, Lesen und das Wissen in anderen Fächern beizubringen. Nur um die 120 Einwohner zählte damals das Dorf, in dem die Landwirtschaft und der Weinanbau bedeutende Erwerbszweige der Bevölkerung waren. Mitte des 19. Jahrhunderts kam in Sicht, dass der Braunkohlenbergbau und die Eisenbahn bald in der Gemeindegemarkung Fuß fassen werden. So machte sich abermals der Bau eines neuen Schulgebäudes notwendig. Dieses sollte auf jenem Gelände entstehen, auf dem später aus der Grube „Matador“ das „Schwarze Gold“ gefördert wurde.

Seinerzeit war Reppist auch ein Ort im Sprachgebiet der Niederlausitzer Wenden. Aus dieser Zeit ist bekannt, dass 1850 von den 130 Ortsansässigen 121 die sorbische Sprache beherrschten und auch Bräuche und Traditionen der Wenden pflegten. In der Schule soll aber die sorbische Sprache kein Unterrichtsfach gewesen sein. In dem für die Stadt und die Gemeinden um Senftenberg damals zuständigen Kreis Calau lebten 1861 nur noch 6 987 Wenden. Dennoch erinnern sich die älteren ehemaligen Reppister, dass noch in den dreißiger Jahren in der Schule die Vogelhochzeit einstudiert und bei den Elternabenden aufgeführt wurde. Bis heute ist bekanntlich die Vogelhochzeit in den sorbischen Dörfern ein beliebter Brauch.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts, als sich der Braunkohlenbergbau und andere Industriezweige weiter rasant entwickelten und damit ein starker Bevölkerungszuwachs einherging, erreichte auch Reppist im Jahre 1925 seine höchste Einwohnerzahl. 1 419 Männer, Frauen und Kinder hatten in der Bergarbeitergemeinde ihr zu Hause. Die Klassenräume reichten nicht aus, um für die mehr als 200 Schulkinder den Unterricht durchführen zu können. Gemeindevorsteher Wilhelm Grapke veranlasste gemeinsam mit den örtlichen Gremien den Anbau von zwei Klassenräumen an das im Jahre 1901 errichtete

Die Vogelhochzeit wurde alljährlich von den Schülern aufgeführt, hier eine Aufnahme aus dem Jahre 1935

Sammlung: Hans Hörenz



Evangelische Volksschule zu Reppist.

Kreis Calau, Rgbz. Frankfurt a. O.

Nr. 801 des Hauptbuches.

Abgangs-Zeugnis

für den Schüler Paul Hörenz

geboren am 11. April 1896 in Reppist

Sohn, Tochter des Grubenarbeiters Wally Hörenz

in der I. Klasse

der evangelischen Volksschule in Reppist.

Schulbesuch: regelmäßig

Sittliches Betragen: im ganzen gut.

Aufmerksamkeit: im ganzen gut.

Fleiß: fast gut.

Leistungen:

Religion:	fast gut	Geographie:	fast gut
Lesen:		Naturgeschichte:	
Schreiben:		Zeichnen:	
Aufsatz:		Gesang:	
Rechnen:		Turnen:	genügend.
Geschichte:		Handarbeit:	

Konfirmiert Ostern 1910.

Reppist, den 19. März 1910.

Der Ortsschulinspektor: Hintersatz, Oberpfarrer

Der Klassenlehrer: Schwarz

Ein Abgangszeugnis aus dem Jahre 1910. Es unterschrieben der Oberpfarrer Hintersatz als Ortsschulinspektor und der Klassenlehrer Schwarz

Sammlung: Hans Hörenz

Schulhaus. Im Schuljahr 1930/31 ergriffen davon die Reppister Schüler Besitz. Nicht jede Gemeinde verfügte damals über eine sechs- oder mehrklassige Schule. Noch Ende der dreißiger Jahre gab es in dem seinerzeit fünf Städte und 128 Gemeinden umfassenden Kreis Calau insgesamt 55 einklassige Dorfschulen. Das gehört nun schon längst der Vergangenheit an, obwohl sich heute Eltern und Schüler oft gern daran erinnern, dass viele Kinder damals ihre Schule direkt oder fast vor der Haustür hatten. Nach Ende des Zweiten Weltkrieges im Jahre 1945 – im April vor nunmehr 70 Jahren besetzten sowjetische Truppen die Ortschaft Reppist – dauerte es nur Wochen, bis der Schulunterricht wieder aufgenommen werden konnte. In der Brikettfabrik Viktoria II, dem Arbeitsort zahlreicher Väter und Mütter der Schulkinder, lief im September 1945 die Produktion wieder an. Seitdem vergingen jedoch nur noch 22 Jahre, bis es für die Reppister Schule ein „Aus“ für immer gab. Die Abteilung Volksbildung des Rates des Kreises Senftenberg nutzte danach das dafür geeignete Schulgebäude, um hier die Mitarbeiter der Kreisstelle für Unterrichtsmittel unterzubringen. Immerhin gab es an den Einrichtungen der Volksbildung im Kreis Senftenberg im Jahre 1984 einen Gerätebestand von 328 Bildwerfern, 205 Fernsehgeräten, 434 Tageslichtschreiber „Polylux“ und manch andere Geräte. Das war zu dieser Zeit beachtlich.

Wenn sich jetzt die ehemaligen Reppister bei ihren traditionellen Heimattreffen vereinen oder sich alljährlich zu Himmelfahrt unter der großen Eiche am früheren Gemeinde-Kulturhaus ein Stelldichein geben, sind es nicht mehr der Rohrstock oder die Schulausflüge zur „Höhe 304“, die in den Erinnerungen an die Schulzeit eine Rolle spielen. Die Jungen und Mädchen der Nachkriegsschuljahrgänge haben inzwischen auch schon wieder das Seniorenalter erreicht. Aber die Schulzeit bleibt immer ein Thema. Da werden Begebenheiten über die Lehrer ihrer Zeit, ob Paetzold oder Seigerschmidt, ebenso erzählt, wie über Edith Schmitz, geborene Graff, die selbst einmal Schülerin in Reppist war und schließlich als letzte Schulleiterin bis 1967 in ihrem Geburts-, Schul- und Wohnort fungierte.

Lehrer und Pädagogen gehörten nicht nur in Reppist zu den Persönlichkeiten, an die man sich ein Leben lang erinnert. Viele von ihnen haben das gesellschaftliche und kulturelle Leben mitgestaltet. Anfang des 20. Jahrhunderts waren es in dem Bergarbeiterort zum Beispiel der Hauptlehrer Karl Schwarz sowie der Lehrer Otto Speike, die sich neben ihrem Beruf auch ehrenamtlich als Schiedsmann beziehungsweise Vorsitzender des „Männergesangvereins 1912“ betätigten. Schwarz war übrigens bei den nachfolgenden Schülergenerationen dafür bekannt, dass er eine ausgezeichnete und beneidenswerte Handschrift hat-

te, wie auf den Zeugnissen dokumentiert. Wilhelm Schiefelbein, bis 1945 als Lehrer an der damals sechsklassigen evangelischen Volksschule tätig, wirkte ebenfalls viele Jahre als Dirigent des in der Lausitz bekannten Reppister Männergesangsvereins. Bei zahlreichen Veranstaltungen bereicherte der Verein auch zu DDR-Zeiten noch das kulturelle Leben in der Gemeinde. Wilhelm Schiefelbein war es auch, der 1936 eine Dokumentation darüber erarbeitete, wie trotz der industriellen Entwicklung in der Gemeindegemarkung immer noch wendische Flurnamen wie Puttbusch, Gollitza, Munitsch oder Sagroda im alltäglichen Sprachgebrauch sind. Auch Hofnamen wie Schlappak-Lehmann, Thunisch, Matuschka und andere waren weiterhin bei der Benennung von Gebäuden und Wirtschaften im Gespräch, obwohl längst nicht mehr Menschen dieses Namens auf diesen Grundstücken ansässig waren. Mehrere Aufzeichnungen und Schriftstücke des Lehrers Schiefelbein haben die Chronik über das Dorf bereichert.

Während des Zweiten Weltkrieges haben sich einige Lehrer als mutig erwiesen. Von Franz Müller, der von 1927 an acht Jahre die Schulbank in Reppist drückte, ist erst viel später bekannt geworden, dass ihm der in der Nazizeit amtierende Rektor der Schule, Erich Schulz, half, seine Mutter aus dem Konzentrationslager Ravensbrück zu befreien. Sie war am 10. September 1939, als die ersten Todesnachrichten vom Krieg gegen Polen die Heimat erreichten, in ihrer Wohnung in der Schulstraße in Reppist von der Gestapo und Polizei verhaftet worden. An diesem leidvollen Geschehen in der Familie Anteil nehmend, führte der Schulrektor in seiner Wohnung nicht nur mehrere vertrauensvolle Gespräche mit Franz Müller, sondern diktierte ihm eines Tages auch ein Gesuch auf Freilassung seiner Mutter aus dem KZ, das an die Schwester Adolf Hitlers gerichtet wurde.

Der Rektor versprach sich mit dem Schreiben an die Schwester des Diktators mehr Erfolg, anstatt es an Hitler direkt zu richten. Er hatte recht. Nie hätte der Brief Hitler direkt erreicht.

Im Sommer 1940 kehrte die Mutter, allerdings nicht ohne gesundheitliche Schäden, nach Reppist zurück. In dem von Franz Müller verfassten und 2006 herausgegebenen Buch „Erinnerungen“ spricht der Autor dem damaligen Schuldirektor, der Beamter und Parteimitglied war, für dessen Mut und Hilfe besonderen Dank aus. Auch das gehört zur Schulgeschichte einer Ortschaft, die jetzt auf den Landkarten nur noch selten zu finden ist, über die aber in diesem „Kippensand“-Beitrag nur ein kleiner Teil geschrieben werden konnte.

Der Männergesangsverein 1912 in Reppist, rechts im Bild Wilhelm Schiefelbein. Aufnahme aus den 1950er-Jahren

Eine Schulklasse mit Jungen und Mädchen der Jahrgänge 1920 bis 1922. Klassenlehrer war Wilhelm Schiefelbein. Im Bild ganz rechts in der zweiten Bank: Franz Müller

Sammlung: Hans Hörenz

Aus einer *Furchtbar* schönen Schulzeit

Marlene Vogler

Auf dem Abschlusszeugnis meines Vaters steht „lobenswert“, „gut“ und so weiter. Unter einigen meiner Zeugnisse dagegen steht klar und deutlich: „FURCHTBAR“ - obwohl auch gute Noten darauf standen. Wie kommt das? „Furchtbar“ ist die Unterschrift des Schulleiters, der eben diesen Namen hatte. Obwohl schon pensioniert, wurde er nach dem Krieg wieder in den Schuldienst geholt, weil Lehrermangel herrschte. Herr Furchtbar galt als strenger Lehrer. In den kleinen Pausen wurde in der Klasse herum getobt und allerhand Allotria getrieben. Die Jungen führten Ringkämpfe durch; die Mädchen übten Tanzschritte und anderes mehr. Stets stand aber eine „Wache“ an der Tür. Sobald die rief: „Achtung, Furchtbar!“, eilten alle auf ihre Plätze.

Klassenfoto 1936 mit Rektor Furchtbar
Sammlung: Marlene Vogler

Im Winter kam einmal ein Junge in letzter Minute zum Unterricht. Der hatte die Schlittschuhe noch an den Füßen (Damals wurden Schlittschuhe an den Schuhen festgeschraubt; jeweils am Absatz und am Vorderschuh). Die Zeit reichte nicht mehr, um die Schlittschuhe abzuschrauben. Er stolperte mit denselben auf seinen Platz. Im selben Augenblick erschien auch schon Herr Furchtbar. Der Unterricht begann. Nun rief Herr Furchtbar ausgerechnet den Schlittschuhläufer nach vorne an die Tafel. Dem Jungen blieb nichts anderes übrig, als nach vorn zu stolpern. Herr Furchtbar war einfach sprachlos. So etwas war ihm wohl noch nicht vorgekommen.

Am 1. April war es beliebt, Mitschüler und gelegentlich auch Lehrer „in den April“ zu schicken. Sollte man das auch bei Herrn Furchtbar wagen? Wenn ja, auf welche Art? Wir einigten uns: Wir schicken ihn in eine andere Klasse. Also stand ein Schüler auf und sagte: „Herr Furchtbar, Sie möchten bitte mal in die Klasse von Frau x kommen.“ Herr Furchtbar ging – und kam lange nicht wieder. Uns wurde angst und bange. Schließlich kam er zurück und sagte: „Es war gut, dass ihr mich zu Frau x geschickt habt!“ Wir haben nie erfahren, was dort gelaufen war.

Den Unterricht von Herrn Furchtbar fand ich aber gar nicht furchtbar, sondern sehr interessant. Vielleicht lag das auch daran, dass das Fach „Geschichte“ zu meinen Lieblingsfächern gehörte.

Herr Furchtbar hatte aber auch Schwächen. Er war neugierig und beobachtete von seiner Wohnung aus die Leute, die vorbei gingen. Daher war die Tapete unter seinem Fenster immer schnell abgenutzt. Um den Menschen nachzuschauen und vielleicht zu hören wovon sie sprachen, musste er sich oft weit vorbeugen und streifte dabei jedes Mal mit den Beinen die Wand entlang. Außerdem hat er gern gut und reichlich gegessen. Das erzählte seine Frau der Mutter einer Schulfreundin. Nach dem Krieg kam er dabei wohl selten auf seine Kosten; denn diese Zeit war in Bezug auf Essen eine furchtbar magere Zeit.

Denke ich heute zurück, muss ich sagen: Es war eine „FURCHTBAR“ schöne Schulzeit.

Vereint und doch getrennt

Evangelische und katholische Schule in Dobristroh

Hans-Udo Vogler

Dobristroh, heute Freienhufen, hat dem Kloster Dobrilugk viel zu verdanken. Ich nenne nur drei Dinge:
1. Die Kirche, ein Ort der Anbetung und als Wehrkirche Schutz für die Menschen;
2. Wirtschaftliche und kulturelle Impulse zur Verbesserung von Arbeit und Leben;
3. Die Ausbildung der Menschen.

Die Klöster boten den Mönchen und Nonnen Lesen, Schreiben und Rechnen an. Manche Adlige schickten ihre Töchter nur deswegen eine Zeitlang ins Kloster, damit sie durch ihre „Bildung“ eine „gute Partie“ würden. Mönche zogen durch die Lande, um in den Wintermonaten der Dorfjugend die Grundlagen des Wissens zu vermitteln. Später taten das fahrende Handwerksgesellen oder auch Schäfer. Die Reformation mit Luther, Melanchthon und Bugenhagen an der Spitze engagierte sich sehr stark für die Ausbildung der Kinder und Jugendlichen. Und selbst als der Staat die allgemeine Schulpflicht einführte, tat er das unter der Obhut der Kirche.

In Dobristroh wurde 1686 eine eigene Schule gebaut und ein Küster als Lehrer angestellt. Nach dem verheerenden Brand von 1839, bei dem außer Kirche und Gaststätte alles abbrannte, wird 1842 ein neues Schulhaus neben der Kirche errichtet, heute die „Alte Schule“ oder das Küsterhaus. Es war selbstverständlich eine evangelische Schule, denn der Ort war evangelisch. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam durch die Kohlegewinnung eine gravierende Veränderung für Dobristroh. Der Aufbau dieser Industrie war gewaltig. Neben der Fabrik Renate-Eva wurde eine ganze Wohnkolonie gebaut. Praktisch waren es nun zwei „Ortschaften“, die sich etwa einen Kilometer voneinander entfernt befanden. Die Menschen aus der Kolonie „Renate“, die „Renatschen“, wie man in Dobristroh sagte, gehörten aber zum Dorf. Die Einwohnerzahl nahm enorm zu. Daher waren Veränderungen dringend geboten. In „Renate“ lebten später sogar mehr Menschen als im Dorf selber.

Mit den neuen Kohlearbeitern kamen auch viele neue Kinder. So wurde der Neubau einer Schule dringend. Sie wird 1899 auf halbem Wege zwischen

Schulstempel der Katholischen Schule und der Evangelischen Schule

links:
Lehrerkollegium 1926
v.l.n.r: Gabrisch und Klosta (vorn sitzend, beide katholische Lehrer), Zesche (stehend), Furchtbar, Frl. Gips, Lobeda (alle evangelische Lehrer), Rektor Grätz, Frl. Körnchen, Krappe

Sammlung: Hans-Udo Vogler

oben links:
Neue Schule von 1899

oben rechts :
Schule mit Erweiterungsbau, 1902/03

unten:
Schule mit Westanbau, 1910 (Katholische Schule; neben der Schule das Pfarrhaus)

Sammlung: Hans-Udo Vogler

Anmerkung:

* männliche Familienoberhaupte

Dorf und Kolonie gebaut. Oben links kann man sehen, dass sie zunächst ganz allein auf weiter Flur dort steht. Die Zahl der Lehrer wird auf drei erhöht, denn eine Klasse reicht nicht mehr aus; man richtet drei Klassen und oben Lehrerwohnungen ein. Nur drei Jahre später, 1902, erfolgt die nächste Erweiterung und 1910 der Anbau an der Westseite mit zusätzlich drei, später vier Klassenräumen.

Unter den Bergarbeitern waren auch Menschen aus Polen. Diese Familien waren in der Regel katholisch. Anfang des 20. Jahrhunderts stammten in Dobristroh circa ein Viertel aller Schüler aus einer katholischen Familie. Die Hausväter* forderten eine eigene Schule. Die Toleranz der Konfessionen zueinander war damals noch sehr gering. So kam es zu langen Verhandlungen und Streit. Die Lehrer wollten eine Gemeinschaftsschule, was auch sinnvoll wäre. Aber auch das ging unter. So kam es dann schließlich zur Entscheidung für eine katholische Schule mit eigenen Lehrern neben der evangelischen Schule. Der Anbau an der Westseite wurde zur „Katholischen Schule“. Ältere Einwohner von Freienhufen bezeichnen diesen Anbau bis heute so. Das Kuriose dabei ist allerdings, dass das Lehrerkollegium eine geschlossene Einheit bildete und der evangelische Rektor auch gleichzeitig der Schulleiter der katholischen Schule war. So gab es also in Dobristroh eine Schule mit zwei Akzenten. Das Verhältnis der konfessionsverschiedenen Lehrer untereinander war sehr unterschiedlich. Zum Teil war es „kühl“, meist aber kommunikativ. Schließlich heiratete sogar ein evangelischer Lehrer seine katholische Kollegin. Sie blieben zwar jeweils ihrer Konfession verbunden, aber es war eine Art „Durchbruch“. Die Liebe vermag alles!

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die „geistliche Schulaufsicht“ zum 1. Januar 1919 aufgehoben. Jedoch blieben die engen Verbindungen zwischen Schulamt und Kirchenamt bestehen. Eigentlich sollten auch alle Konfessionsschulen in Gemeinschaftsschulen umgewandelt werden. Allerdings blieben in Freienhufen trotz der herrschenden nationalsozialistischen Ideologie durch Bürgermeister und Schulleiter die katholische und die evangelische Schule bis Ende 1941 bestehen. Ein Zeichen der festen Verwurzelung der Lehrerschaft und der Schulvorstände im Glauben und der Tradition.

Meine Großkoschener Schulzeit 1957 bis 1959

Irene Teichmann

An meinen ersten Schultag, er fiel wohl auf den 4. September 1957, erinnere ich mich kaum. Ich weiß nicht mehr, wer mit mir das alte Backsteingebäude zwischen Schul- und Lautaer Straße betrat. Es gibt von diesem Tag auch kein Foto, das meiner Erinnerung auf die Sprünge helfen könnte. Ich musste erst Freunde fragen, bis ich die Namen aller 17 Mitschülerinnen und Mitschüler zusammen hatte.

Ich weiß nur, dass ich eine schwere blaue Zuckertüte den weiten Weg nach Hause schleppen sollte, aber meine Mutter sie mir doch irgendwann abnahm, weil das Blau der Tüte auf meinem neuen roten Wollkleid Spuren hinterließ. Das erfüllte mich mit Genugtuung, denn ich hatte mir sehnlichst eine rote Zuckertüte gewünscht. Heute wundere ich mich darüber, dass ich mich an nichts anderes erinnere, denn ich hatte mich doch sehr auf die Schule gefreut. Ich wollte endlich lesen lernen, und die Aussicht, dass wir bis Weihnachten schon fast alle Buchstaben kennen sollten, gefiel mir sehr.

Auch weitere Erinnerungen sind nur noch Splitter. Einer davon: Eines Tages stand Schwester Frieda, sie war Diakonisse und kümmerte sich in unserem Dorf um die Kranken und Alten, in unserem Klassenzimmer, um uns zur Christenlehre in die Kirche abzuholen. Ein anderer ist die Erinnerung an die erste Zensur, die ich bekam. Es war eine Drei im Schreiben. Ich hatte viele unförmige „O“s zu Papier gebracht, und ich war stolz darauf. Hatte ich doch meine Freundin und Banknachbarin zu einem Schreibwettbewerb angestiftet, den sie, glaube ich, gewonnen hatte.

Das Großkoschener Schulgebäude, das im Jahre 1899 eingeweiht worden war, hatte vier Klassenräume für acht Klassenstufen. Deshalb wurden wir in altersgemischten Klassen unterrichtet. Wir Erstklässler saßen mit den Schülerinnen und Schülern der dritten Klasse in einem Raum, die der zweiten Klasse mit denen der vierten und so weiter. Noch heute bewundere ich unsere Lehrerin, Frau Schowte, dafür, wie sie es verstand, zwei Klassenstufen gleichzeitig zu unterrichten. Die eine musste still arbeiten – und wurde von ihr immer mal angehalten, die Nase in das eigene Heft zu stecken – der anderen zum Beispiel erklärte sie etwas. Aber wir ließen uns gern ablenken. Denn die Geschichten, die die dritte Klasse las, waren viel interessanter als die kurzen Texte in unserer Fibel, die wir immer und immer wieder laut oder leise lesen mussten. Ich freute mich manchmal schon auf die zweite Klasse, wo wir dann noch Interessanteres von der vierten hören würden.

Aber daraus wurde nichts. Denn mit dem 1. September 1958 war aus der achtklassigen Großkoschener Grundschule eine vierklassige „Heimatschule“ geworden. Die größeren Schüler fuhren von diesem Tag an

Irene Teichmann als Erstklässlerin. Das Bild entstand, als die Zuckertüte schon leer war, also einige Wochen nach dem Schulanfang; Foto: privat

Seite 118 aus unserer Fibel; ihr Titel LESEN UND LERNEN. Erschienen war sie 1957 im Verlag VOLK UND WISSEN, Berlin

mit dem Bus nach Senftenberg zur Oberschule I. Das war die Folge einer Schulreform, die im Laufe des Jahres 1958 mit dem Ziel begonnen worden war, uns Kindern „bessere, gediegenere wissenschaftliche und technische Kenntnisse“ zu vermitteln.[1] Auf dem Stundenplan standen für die oberen Klassen nun mehr naturwissenschaftlicher Unterricht, später der polytechnische Unterricht und Nadelarbeit auch für Jungen ab der dritten Klasse. Nach und nach sollte außerdem die zehnklassige Schule zur Regelschule werden. Für all das war das Schulhaus mit den vier Klassenzimmern zu klein.

Für uns wirkte sich diese Reform erst mal so aus: Wir bekamen ein eigenes Klassenzimmer, eine Lehrerin nur für uns, und wir hatten mehr Platz, auch auf dem Schulhof. Etwas anderes kam uns noch zugute, und das über die gesamte Schulzeit, aber ich nahm das niemals bewusst wahr. Denn Hausaufgaben waren doch immer etwas, was unsere Freizeit beschnitt, uns daran hinderte, im Garten oder im Wald zu spielen.

„ […] das Ziel des Unterrichts (muss) im Unterricht selbst erreicht werden […]“ betonte Werner Lorenz, Staatssekretär im Volksbildungsministerium der DDR, 1958 in einem Artikel im NEUEN DEUTSCHLAND: „Keinesfalls darf die Behandlung des Unterrichtsstoffes durch die Hausaufgaben ins Elternhaus verlegt werden.“[2] Das Prinzip wurde konsequent über meine eigene Schulzeit und darüber hinaus durchgesetzt.

Auch dem SPIEGEL war die Schulreform 1958 einen Artikel wert. Unter der Rubrik „Sowjetzone“ beklagte er, dass damit „auch die letzten Reste der bürgerlichen Ordnung“ umgestürzt würden.[3] Außerdem wunderte sich der Autor darüber, dass auch Mädchen in den polytechnischen Unterricht einbezogen und Jungen in Nadelarbeit unterrichtet werden sollten.

Wenn ich mich auch nicht mehr an alle Klassenkameraden erinnern konnte, eines weiß ich noch immer: Wir waren in der Mehrzahl Arbeiterkinder. Eine von uns wurde zum Beispiel Frisörin, eine wurde Erzieherin, eine Lehrerin, eine wurde Kulturwissenschaftlerin. Einer der Jungen wurde Bergbaumaschinist, drei wurden Ingenieure und einer machte unser Dorf weltberühmt. Er war zwischen 1974 und 1988 zwölfmal DDR-Meister im Radsport und 1991 in seiner Klasse auch Weltmeister.

Meine Schulzeit in Großkoschen endete im Sommer 1959. Ab 1. September besuchte ich mit zwei Jungen aus dem Dorf in Senftenberg eine Klasse mit erweitertem Russischunterricht.

Die Großkoschener Schule bestand noch bis 1974.[4] Von da an fuhren auch die Kinder der „Unterstufe“ mit dem Bus zur Polytechnischen Oberschule I nach Senftenberg.

Für ihre Hilfe beim Erinnern danke ich Gabriele Miroslaw, Schwarzkollm, und Horst Michler, Chemnitz.

Blick auf das frühere Großkoschener Schulhaus, das jetzt Geschäfts- und Wohnhaus ist

Foto: Helmut Ruhland

Quellen

[1] Werner Lorenz: Das neue Schuljahr – ein neuer Anfang. In: Neues Deutschland vom 16. September 1958.

[2] a.a.O.

[3] Reife auf dem Traktor. In: Der Spiegel vom 21. Mai 1958. S. 33.

[4] Historische Einblicke. Großkoschen 1408 bis 2008. S. 140.

Erinnerungen an die Heimatschule Rauno

Norbert Jurk

Steht man heute am Ende der Calauer Straße, dort wo die Weinfreunde von Senftenberg ihre Reben angepflanzt haben, schaut man in eine vom Bergbau geschundene Landschaft. Man sieht die Weiten des ehemaligen Tagebaus Meuro und kann sich kaum vorstellen, dass sich hier einmal die grüne Lunge von Senftenberg befand. In Senftenberg-Nord und Rauno verlebte ich von 1961 bis zum Jahre 1981 meine Kinder- und Jugendzeit. Ich besuchte den Kindergarten in der Forststraße und wurde bis zur vierten Klasse in der Heimatschule Rauno unterrichtet. Diese ganze Gegend lag unmittelbar an den Südhängen der ehemaligen Weinberge, die im Volksmund Höhe 304 genannt wurden.

Ich möchte zurückblicken auf die Geschichte des Schulwesens von Rauno, insbesondere auf die Heimatschule Rauno, die im Jahre 1982, so wie viele andere Gebäude der Restgemeinde, und der Stadtteil Senftenberg-Nord der Kohle weichen mussten.

Blättern wir nun in der Erinnerungsschrift der alten Gemeinde Rauno die anlässlich des Dorfabbruches im Jahre 1926 geschrieben wurde. Dort erfahren wir, dass im Jahre 1776 erstmals ein Lehrer aus Reppist die Kinder des Dorfes unterrichtete. Der Unterricht fand abwechselnd in den Häusern der schulpflichtigen Kinder statt. Im Jahre 1830 schlossen die Gemeinden Rauno und Reppist einen Vertrag, wonach der Schuljugend von Rauno gestattet wurde, in Reppist den Schulunterricht zu besuchen. Ob bei Regen oder im Winter bei strenger Kälte, es war für die Kinder ein beschwerlicher Weg nach Reppist gewesen. Deshalb plante die Gemeinde Rauno, ein eigenes Schulhaus zu bauen. Nachdem am 14. April 1852 der Schulverband Reppist-Rauno wieder aufgelöst wurde, konnte am 15. April 1852 das neue Schulhaus eingeweiht werden. Der erste Lehrer an der neu erbauten Schule in Rauno hieß Kochan. Sein Gehalt im Jahre 1854 betrug 90 Taler in bar und 10 Taler Landnutzung. Johann Gottlieb Paulitz kam am 1. April 1863 als Lehrer nach Rauno. Die Festschrift berichtet dazu *Fünfzig Jahre teilte er Freud und Leid mit der Gemeinde und stellte seine reichen Gaben mit großem Fleiß in ihren Dienst. Nicht nur der Schule, sondern auch dem ganzen Dorfe prägte er den Stempel seines Wesens auf: Geselligkeit, in der die Losung galt „wo Menschen singen, lass dich ruhig nieder, denn böse Menschen kennen keine Lieder“. Es fiel*

Historische Schulgebäude in Rauno

Sammlung: Norbert Jurk

Schule Rauno, das linke Foto zeigt den Jahrgang 1942/43, in der Mitte ist der Jahrgang 1950 und rechts die Schulklasse des Autors zu sehen.
Sammlung: Norbert Jurk

später manchem Alten schwer, den Ort sich ohne Kantor Paulitz vorzustellen.

Langsam wandelte sich das kleine stille Bauerndörfchen, in dem 1863 ungefähr 200 Menschen lebten, zu einem Industriestandort. Aus allen Himmelsrichtungen zogen fremde Menschen auf der Suche nach Arbeit in der Kohleindustrie in diese Gegend. Wie schnell das Wachstum vor sich ging, zeigt der rasche Anstieg der schulpflichtigen Kinder. Waren es im Jahre 1874/75 noch 79 Schüler, so waren es im Jahre 1910/11 bereits 417. Die Festschrift berichtet weiter: *Als im Jahre 1888 = 319 Kinder unsere Schule besuchten, mussten täglich drei Mal 75-95 Kinder von einem einzigen Lehrer unterrichtet werden. Das Schulzimmer hatte aber einschl. den Plätzen für Ofen und Lehrertisch nur 34,50 qm Grundfläche bei 2,55 m Zimmerhöhe, so daß bei zwei Bank-Reihen mit je 7 Bänken auf einer 2 ½ Meter langen Bank, mindestens sechs Kinder* (sonst vier – Anm. d. Autors) *nicht nur sitzen, sondern auch schriftliche Arbeiten ausführen sollten. Die Luft nach einer Stunde Unterricht in diesem wahrhaft vollgepfropften Raume war erstickend schwül. Die Gesundheit der Kinder musste dabei sehr leiden*.

Deshalb wurde mit dem Bau eines zweiten Schulhauses begonnen, welches gegen Ende des Jahres 1889 fertig gestellt wurde. Als aber im Jahre 1898 beinahe doppelt so viele Kinder (50) aufgenommen als entlassen (27) wurden, war die Unterstufe so überfüllt, dass die Aufteilung ihrer beiden Jahrgänge notwendig wurde. Zu Anfang des Schuljahres 1904 gehörten 401 Kinder zur Schule. Durch nochmalige Teilung wurden sechs Klassen gebildet. Bereits im Jahre 1903 war deshalb mit dem Bau eines dritten Schulhauses begonnen worden.

Die Festschrift berichtet weiter: *Die Einweihung fand unter großer Beteiligung der ganzen Bevölkerung am 6. April 1904 statt. Die Gemeinde hatte Verpflegung ihrer großen und kleinen Gäste mit Würstchen, Semmeln, Bier und Apfelsinen übernommen. Ein Umzug durch das ganze Dorf mit bunten Papierlaternen beschloss die Feier* [...] *Der erste Weltkrieg brachte auch unserer Schule große Not. Auf drei Lehrern lag in den drei letzten, schwersten Kriegsjahren die Last einer sechsklassigen Schule. Durch Zusammenlegung, Stunden- und Stoffkürzung wurde versucht, einen geregelten Unterricht durchzuführen.* Der Braunkohlenbergbau rückte immer näher. Wir schauen zurück in das Jahr 1926 und erleben die Grundsteinlegung eines neuen Schulhauses. Dokumentiert ist dieses Ereignis auf einer Urkunde, die am 10. Juli 1926 in der äußeren, südwestlichen Ecke in einer Urne im Kellergeschoss dieses Hauses vermau-

ert wurde. In der Urne lagen auch die Grundrisse und Ansichten des Schulgebäudes zur Veranschaulichung bei.
Die Urkunde berichtet:
Durch den Braunkohlenbergbau ist jetzt das Jahr gekommen, in welchem unser liebes, altes Dorf untergehen wird, mit seinen Höfen, Feldern, Wiesen und Heide. Auch unsere Schule ist dem Untergange geweiht. So ist es notwendig geworden, daß die Restgemeinde unseres Dorfes, bestehend aus einzelnen Häusern im südlichsten Zipfel unserer Gemarkung, dem Flurteile und der Grube Berta, ein neues Schulhaus erhalten muss. Dieses Schulhaus ist all hin auf dem Boden des Flurteiles Weinberge, mit einer Aussicht auf die Stadt Senftenberg, die Elster und dem Koschenberge erbaut. Es soll den 80 verbleibenden Kindern unserer Restgemeinde zur geistigen und körperlichen Bildung dienen.

Die Gemeindevertretung beschloss am 27. März 1926 den Bau dieses neuen Schulgebäudes, und die Regierung in Frankfurt (Oder) genehmigte am 11. Mai 1926 das Vorhaben. Die Kosten beliefen sich laut Kostenvoranschlag auf circa 72 000 Reichsmark. Bauherren waren je zur Hälfte die Bergbauunternehmen der Ilse Bergbau AG mit Sitz in Grube Ilse und die Niederlausitzer Kohlenwerke mit Sitz in Berlin. Die Schule wurde nach den Entwürfen des Architekten Heinrich Otto Vogel aus der Grube Marga erbaut. Der erste Spatenstich erfolgte am 14. Juni 1926. Die Bauleitung lag in den Händen des Architekten Heinrich Ley aus der benachbarten Grube Ilse. Die Maurer- und Betonarbeiten führte die Senftenberger Firma A. Pusch und die Zimmerarbeiten die Firma S. Klöter aus. Die Dachdeckerarbeiten wurden von Karl Fichte aus Senftenberg erledigt. Curt Hofmann aus Großräschen erledigte die Klempnerarbeiten und Paul Kleinert aus dem benachbarten Bückgen übertrug man die Tischlerarbeiten. Eine moderne Heizung, die von der Firma Otto Wohlfarth aus Chemnitz in Sachsen installiert wurde, vollendete den Bau.

Die Schule erhielt im Erdgeschoss zwei Klassenräume und im Obergeschoss zwei Wohnungen für die Lehrer, mit jeweils drei Zimmern, einer Küche und einem Bad mit Klosett. Von der Schule in Richtung Süden schloss sich, verbunden durch einen verdeckten Gang ein Stall- und Abortgebäude an.

Nach der Einschulung zu Ostern 1926 gab es in Rauno noch 230 schulpflichtige Kinder. Durch den Bergbau sind im Laufe des Jahres 60 Kinder von Raunoer Familien nach Sedlitz verzogen, sodass noch 170 Kinder vorhanden waren. Gegen Ende des Jahres 1926 sind weitere 90 Kinder nach Sedlitz verzogen, übrig blieben 80 Kinder, die an der neuen Raunoer Schule unterrichtet wurden. Als erste Lehrer an der neuen Schule waren die Herren Linke und Hansen tätig.

Auch für die Familien, die aus dem alten Dorf Rauno zum Flurteil Weinberge umgesiedelt wurden, musste Wohnraum geschaffen werden. Es existierten dort ja nur vereinzelte Weinberggrundstücke, sowie die Gaststätte „Zum Glückswinkel“, welche später das „Talschlösschen“ war. Die Bergbauunternehmen bauten für die Umsiedler, vor allem in der Schul- und Talstraße, werkseigene Wohnungen und Siedlungshäuser. Weiterhin entstanden ein neues Gemeindeamt und ein Feuerwehrdepot.

Während des Zweiten Weltkrieges gab es zeitweise einen stark eingeschränkten Unterricht an der Schule. Das Schulgebäude selbst wurde in dieser Zeit nicht in Mitleidenschaft gezogen. So konnte nach dem Ende des Krieges im Jahre 1945 der normale Schulbetrieb weitergeführt werden. Gegen Ende des Jahres 1946 gab es sogar eine regelmäßige Schulspeisung. So konnten die Kinder für einen Unkostenbeitrag von einer Mark die ganze Woche lang ihr Mittagessen einnehmen. Das Essen kam aus der Küche der Brikettfabrik der Kolonie „Bertha“, später „Rosa Luxemburg“. Weil ja oft beide Elternteile berufstätig waren, wurden die Kinder nach dem Unterricht in den Klassenräumen noch bei

Die Schule in Rauno vor dem nahenden Tagebau
Foto: Norbert Jurk

Spiel und Sport weiterbeschäftigt. Man erledigte die Hausaufgaben und später wurde gebastelt oder gespielt.

Im Jahre 1957 wurde vom Lehrer Griczok ein Ferienlager (Zeltlager) eingerichtet, in dem die Schüler bei Spiel und Sport frohe Ferientage verbringen konnten. Von diesem Zeltlager existiert ein wunderbarer Film, welcher von dem leider schon verstorbenen Herrn Grütze erstellt wurde. Die Uraufführung dieses Filmes im Saal der Gaststätte „Talschlösschen" war ein riesiger Erfolg. Anlässlich des ersten Raunotreffens am 25. Oktober 1997 im Kulturhaus Hörlitz wurde dieser Film wieder gezeigt. Er ist ein sehr schönes Zeitdokument.

Ab den 1960er-Jahren musste die Schule ausgelastet werden. Deshalb wurden auch die schulpflichtigen Kinder aus Senftenberg-Nord bis zur vierten Klasse übernommen.

Meine Einschulungsfeier fand am 1. September 1968 im Saal der Gaststätte „Talschlösschen" statt. Wir waren 17 Schüler und wohnten in Senftenberg-Nord, Bertha und Rauno. Unsere Klassenlehrerin war von der ersten bis zur vierten Klasse Frau Heinrich. Im Jahre 1971 bezogen wir als erste Klasse einen neu geschaffenen Klassenraum. Dafür wurde ein Teil des Kohlenkellers ausgebaut.

An meine Grundschuljahre habe ich viele gute Erinnerungen. So war auf dem Pausenhof immer etwas los. Am Kindertag gab es stets schöne Feste für die Kinder, die liebevoll von den Frauen der Gemeinde vorbereitet wurden. Aber auch die Ferienspiele waren für uns Kinder jedes Mal eine sehr schöne Sache gewesen. Bei schönem Wetter ging es auf die Höhe 304 zum Spielen oder mit dem Stadtbus in die Senftenberger Badeanstalt. Bei schlechtem Wetter konnte man sich in den Horträumen aufhalten.

Im Jahre 1969 wurde das Raunoer Gemeindebüro in der Schulstraße verkleinert. Die freien Räumlichkeiten, zwei Zimmer, Küche und Bad, konnten nun als Hort genutzt werden. 32 Kinder wurden damals liebevoll von der Hortleiterin Frau Dauven, von Frau Lehmann und der Köchin Frau Fellisch und später von Frau Bannier betreut. Im Jahre 1972 mussten wir in die Oberschule wechseln. Unsere Klasse wurde damals auf die drei Klassen der Schule 3 in der Calauer Straße aufgeteilt. Nun ging es jeden Tag mit dem Fahrrad oder dem Stadtbus in die Schule. Den gewohnten täglichen Fußweg zur Schule, wo sich unterwegs alle getroffen haben, gab es nun nicht mehr. Aber die Heimatschule Rauno war ja nur eine Grundschule gewesen, an der man Mitte der 1970er-Jahre nur noch bis zur zweiten Klasse unterrichtete. In den letzten Jahren besuchten auch Kinder aus Reppist die Schule. Sie wurden täglich mit dem Schulbus zum Unterricht gefahren und danach wieder abgeholt. Zuletzt wurden nur noch die Schulanfänger dort unterrichtet. Die Kinder kamen aus Reppist, Rauno und Senftenberg-Nord. Ab Klasse zwei ging es an die Schule 3 in der Calauer Straße in Senftenberg. Im Jahre 1981 wurde der Schulbetrieb ganz eingestellt. Nun traf auch die Restgemeinde Rauno, die im Jahre 1974 nach Senftenberg eingemeindet wurde, das gleiche Schicksal wie im Jahre 1926 schon das alte Dorf Rauno. Der Tagebau Meuro rückte immer näher. Von 1982 bis 1984 wurden die Wohnhäuser, die Höhe 304 und natürlich auch die Heimatschule abgerissen. Geblieben sind nur die schönen Erinnerungen an eine unbeschwerte Kindheit und an eine wunderschöne Heimat.

Gedichte und Zeichnungen

Bernd Lunghard

Frau Klein

Wenn Sven den nassen Tafelschwamm
auf ihrem Stuhl platziert,
wenn Cindy sich im Unterricht
die Nägel schwarz lackiert,

wenn Maik nur muffelt, schmatzt und kaut,
wenn Lars mit Wasser spritzt,
wenn Kai die bunte Kreide klaut
und durch die Klasse flitzt,

dann regt Frau Klein sich mächtig auf,
das wissen wir genau.
Prompt setzen wir noch einen drauf:
René lässt einen fahren und Jana kreischt: „Du Sau!“

Das reicht; Frau Klein fängt an zu schrein,
sie zetert, schimpft – echt krass!
Sie kriegt sich fast nicht wieder ein;
wir haben unsern Spaß.

Jedoch – wo sie nur heute bleibt? –
Sie kam noch nie zu spät.
Die Pause ist schon längst vorbei.
Ob ihre Uhr falsch geht?

Wir fragen den Direktor;
besorgt ist sein Gesicht:
„Frau Klein ist krankgeschrieben,
drum kommt sie vorerst nicht.

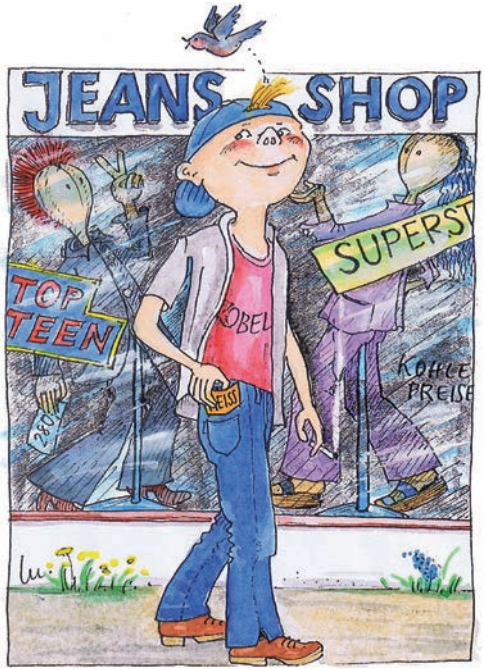
Für heut fall’n ihre Stunden aus.
Geht auf dem schnellsten Weg nach Haus!“ –
Sooo’n Mist! Zu Hause ist nichts los.
Da langweil’n wir uns bloß ...

MARKENSTAR

Lars wird beneidet und bewundert;
er präsentiert sich wie ein Held –
gestylt vom Scheitel bis zur Sohle,
denn seine Eltern haben Geld.

Er trägt nur Schuhe von MARC NOBEL,
nur Jeans der Marke SUPERHEISS,
nur T-Shirts: Marke NERZ & ZOBEL,
nur Hemden: Marke AXEL SCHWEISS.

Auf seinem Mützenschild steht SCHNOPFE,
er trägt 'ne Armbanduhr von COLT.
Doch was trägt er in seinem Kopfe?
Nur Stroh der Marke ÄHRENGOLD!



Mike S., 10. Klasse

Er weiß nichts von Dürer und Friedrich.
(„Bilder ankucken is öde!")

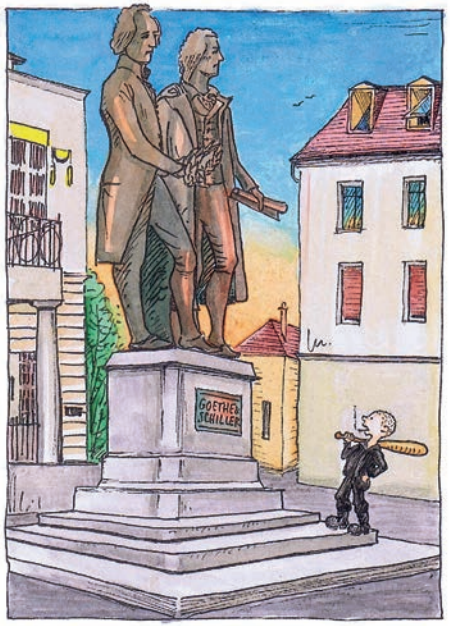
Kennt weder den Faust noch die Bürgschaft.
(„Scheiß-Sprache! Versteht doch keen Aas!")

Er hält nichts von Händel und Bach.
(„Die Mucke is echt überholt! –
Wolln Se mal Sturmhart hörn?")

Sein Schädel ist kahlrasiert,
wirkt dadurch ein wenig zu klein.

Er trägt eine Bomberjacke
und neue Springerstiefel,
garantiert zwei Nummern zu groß.

Er braucht einen Baseballschläger.
(„Zur Verteidjung der deutschen Kultur!")



René

René zertrampelt nicht den Rasen.
René tobt nicht im Treppenhaus.
René grüßt freundlich alle Nachbarn,
kauft manchmal ein für Opa Klaus.

René ist höflich und bescheiden,
kein Störenfried, kein Egoist.
Jawohl, René ist gut zu leiden –
doch nur, wenn er alleine ist ...

Die Lehrer kennen ihn ganz anders:
Er springt mit Stiefeln aufs Klavier,
tritt gegen Bänke, Schränke, Türen,
brüllt wie ein angestochner Stier.

Er spielt mit fremden Ranzen Fußball,
versteckt Maiks Heft im Mädchenklo,
wirft Sandras Mütze aus dem Fenster
und prügelt sich mit Anniko.

Im Unterricht isst er sein Frühstück,
er quatscht auch laut und ungeniert,
steht auf und wandert durch die Klasse
und freut sich, ist Frau Klein schockiert.

Die Eltern können es nicht glauben;
René ist so ein liebes Kind.
Die Lehrer übertreiben maßlos,
und was die Klein betrifft: Die spinnt!

Stricksocken

Brigitte Lunghard

Bis zum Beginn der 1960er-Jahre gehörte Nadelarbeit zum verbindlichen Fächerkanon der dritten und vierten Grundschulklassen. Ich hatte nichts gegen dieses Fach. Zwar machte es mir längst nicht so viel Spaß wie der Sportunterricht, aber auf jeden Fall war es besser als Singen oder Schönschreiben.

Ich hatte auch nichts gegen Frau Kunert, die Handarbeitslehrerin. Sie brachte uns bei, wie man einen Knopf annäht oder ein Loch in der Hose stopft. Und ich riss mir beim Klettern über Zäune oder auf Bäume häufig Löcher in die Hosen. Noch stopfte die zwar meine Mutti* für mich, das war auch gut so, denn erstens ging es bei ihr wesentlich schneller und zweitens sah es sehr viel ordentlicher aus. Mit einiger Mühe hätte ich es jedoch selbst erledigen können. Sagte ich Mutti aber nicht.

Auch Häkeln, Sticken, Zuschneiden und Ränder umsäumen lernten wir bei Frau Kunert. Ich erinnere mich noch genau an die dunkelblauen Bastelschürzen, die wir nähten. Oder an die weißen Taschentücher, die ich umhäkelte. Die Buchhülle aus hellgrauem Aidastoff, die ich mit verschiedenen Stickstichen verzieren musste, habe ich noch heute. Und den Hexenstich, den Smokstich und den Schlingstich beherrsche ich immer noch.

Nur das Stricken bereitete mir Probleme. Socken sollten wir stricken und ich kam mit der Fußspitze nicht zurecht. „Mutti, hilf mir!“, bettelte ich.

„Ich kann es dir zeigen“, meinte sie, „aber stricken musst du selber.“

Ich weiß nicht, ob ich mich absichtlich dumm anstellte oder ob ich so eindringlich bettelte – es kam, wie ich wollte: Meine Mutti strickte die Socken fertig. Nur: Sie strickte locker, ich fest. Die Handarbeitslehrerin sah sich die Socken an. „Hast du die alleine gestrickt?“, fragte sie mich. „Klar!“, antwortete ich, ohne zu zögern.

Am Nachmittag kam sie zu uns nach Hause. Meine Mutter konnte Lügen nicht ausstehen. Zur Strafe, weil ich Frau Kunert beschwindelt hatte, musste ich den einzigen Schmuck hergeben, den ich besaß. Einen Kinderring, den mir Mutti erst vor wenigen Tagen gekauft hatte. Ich war vielleicht sauer. Mein schöner Ring, den ich mir so sehr gewünscht hatte. Jetzt nahm ihn Mutti weg. Nahm ihn weg, um ihn mir, gleich nachdem die Lehrerin gegangen war, zurückzugeben.

* Ich lebte bei meiner Oma, zu der ich Mutti sagte, weil sie mich aufzog und gut zu mir war.

Wallwanderung 1960 und 2011

Rolf Radochla

Ehemalige Grundschule Meuro

Foto: Rolf Radochla

Über den Spitzwegerich und seinen rundblättrigen Bruder am Wegesrand erzählte der Lehrer Dörfer seinen Schülern der dritten Klasse in der Grundschule Meuro. Es war Wandertag. Die Wanderung begann für die Klasse gleich gegenüber der Schule auf einem kaum benutzen grasgrünen Weg zwischen zwei Grundstücken mit viel Wegerich für den Lehrer zum Zeigen. Das damals bezeichnete Kraut habe ich nicht vergessen. Jedes Frühjahr kommt es mit in die Frühlingssuppe oder wird zum Trocknen ausgelegt für einen heilenden Tee.

Der Weg führte über die Meuroer Feldflur an kleinen Feldern vorbei zu einem Wäldchen an der Autobahn. Auf der Autobahnbrücke zu stehen und den Automobilen, die damals am Ende der 1950er-Jahre noch in langen Zeitabständen darunter hindurchfuhren, eifrig zuzuwinken, war uns Schülern stets eine willkommene Abwechslung vom Schulalltag. Oh, wie freuten wir uns über jene Autoinsassen, die zurückwinkten und ärgerten uns enttäuscht über die, welche uns keines Blickes oder gar Winkes würdigten. Auf die Idee, von der Brücke aus die Autos mit Pflastersteinen oder gar Gullydeckeln zu bewerfen, wäre wohl damals niemand von uns gekommen. Jener Wandertag aber, mit dem ich meine Schilderung begann, führte uns nicht auf die Brücke. Auf einer flachen Böschung zur Autobahn hin, wollte uns der Lehrer zeigen, wie man sich aus einem Zweig eine einfache Flöte selbst bauen könne. Sehr überzeugend war sein Werk nicht, denn des Lehrers Flöte funktionierte einfach nicht richtig, sodass er nach ein paar Quaktönen, die er seinem Instrument mühevoll abrang, das Experiment schnell beendete. Alle lachten, als anschließend ein Klassenkamerad, mit einem geschickt zwischen den Handflächen geklemmten grünen Blatt und mit kräftigem Gegenpusten, Blattmusik erzeugen konnte.

Der Lehrer hatte aber noch nicht alle seine Trümpfe ausgespielt, um die Aufmerksamkeit seiner Schüler auf sich zu ziehen. Unweit der Autobahn in dem kleinen Wäldchen an der Straße nach Annahütte, zeigte er uns einen lang gezogenen Erdwall, der sich zwischen den Bäumen erstreckte und von ihnen bewachsen war. Dieser Wall ging von hier bis fast an den Sportplatz in der Straße nach Drochow, erzählte uns der Lehrer, und fragte, warum es diesen Wall hier wohl gäbe.

Vielleicht dachte eines der Kinder an eine Panzersperre oder eine Schützenstellung aus dem letzten Krieg, denn auch noch in jenen Jahren hatten wir so manches von den Erwachsenen gehört. Gingen wir nicht auch in unserer Freizeit manchmal in die Kippen, um einen „Bunker“ zu bauen, der einer Laubhütte verdammt ähnlich sah? Leider erinnere ich mich nicht mehr an die weitere Lehrererklärung und vergaß sogar für viele Jahre gänzlich, dass es diesen Wall gibt.

Das alles ist nun über ein halbes Jahrhundert her. Vor wenigen Jahren schaffte ich mir, ausgelöst von meinem heimatkundlichen Hobby, etliche Nachdrucke der Preußischen Urmesstischblatter[1] über fast die ganze Niederlausitz an. Diese Messtischblätter waren die Vorläufer jener genauen 4-Zentimeter Karten (vier Zentimeter = ein Kilometer), die bis in die DDR-Zeit vor allem beim Militär benutzt wurden. Die preußischen Karten aber stammen aus der Zeit vor 1850.

Als ich mein Heimatdorf Sauo und dessen Umgebung auf dem Kartenblatt Nr. 4449, gezeichnet 1846, unter die Lupe nahm, um eine Vorstellung zu be-

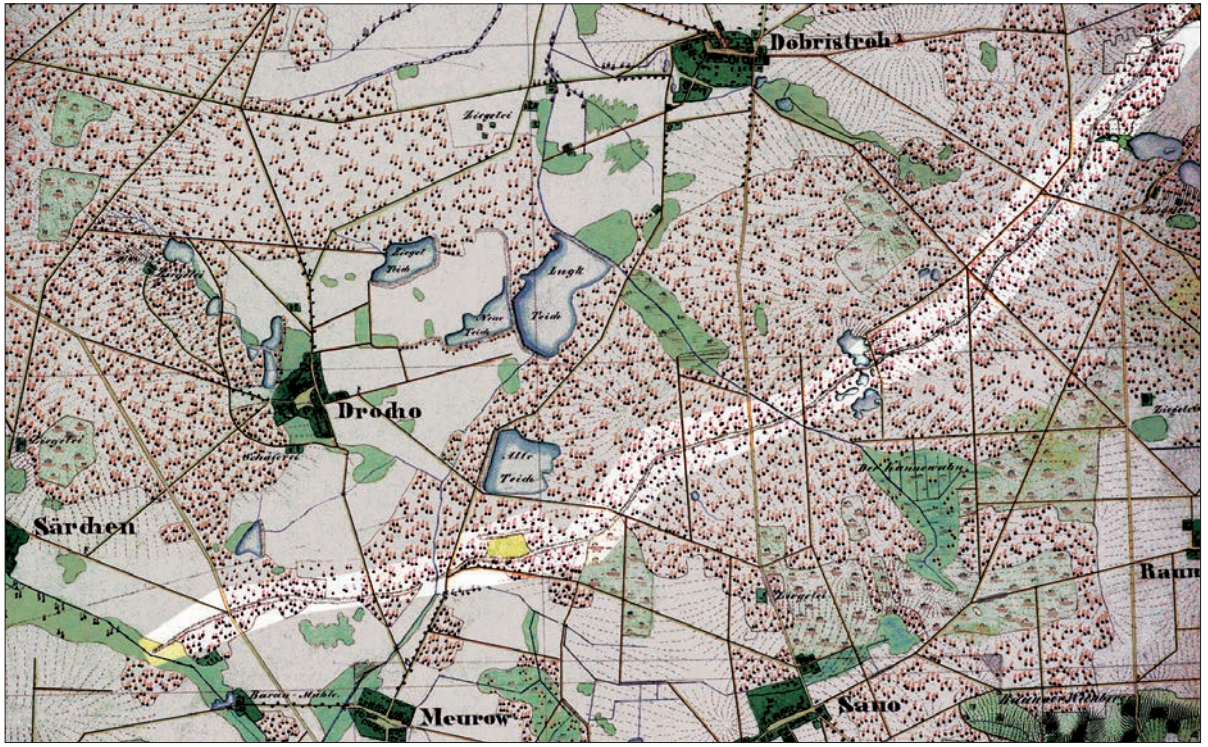
[1] Erwerbbar sind die historischen Karten bei GEOBASIS Berlin Brandenburg über das Internet: http://www.geobasis-bb.de/GeoPortal1/produkte/hk_allg.html. Neben den Urmesstischblättern gibt es dort auch die Brandenburg betreffenden Messtischblätter des Deutschen Reiches und Karten aus der DDR.

kommen, wie das Gelände in der Sauoer Gemarkung vor den Auswirkungen des Braunkohlenbergbaus beschaffen war, entdeckte ich im Norden eine schlangenähnliche Geländeerhöhung mit stets gleich bleibender Breite. Die zog sich vom Flurdreieck Meuro-Särchen (später Annahütte)-Klettwitz fast genau auf der Grenze zwischen den Gemarkungen Meuro, Sauo und Rauno im Süden und Drochow, Dobristroh (heute Freienhufen), Klein Räschen im Norden fast diagonal von Süd-West nach Nord-Ost über, in natura, circa 7,5 Kilometer auf der Karte entlang. Da stellt sich natürlich augenblicklich die Frage, was diese Karteneinzeichnung bedeuten soll, was dieses Objekt war oder noch ist? Von einer alten Eisenbahnstrecke, ähnlich jenem, heute noch erkennbaren und von mir nachgeforschten Bahndamm auf der Lieberoser Hochfläche, auf dem zwischen 1846 und 1879 die Pferdebahn Cottbus-Schwielochsee verkehrte, war mir nichts bekannt.

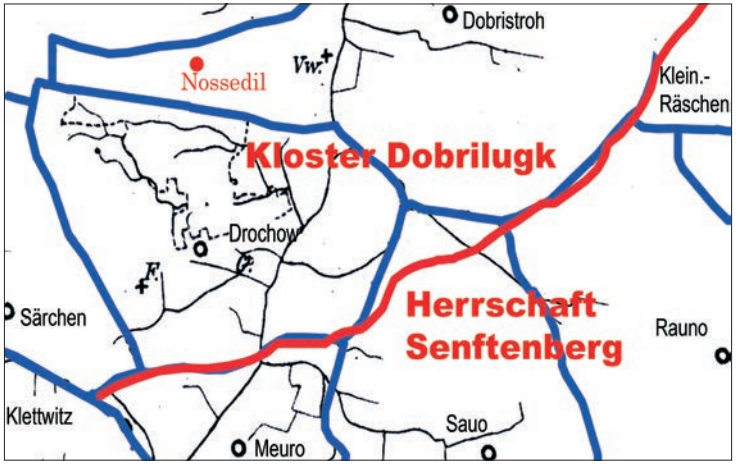
Naheliegend wäre der Vergleich mit älteren und jüngeren Karten. Die Älteren, welche mir zur Verfügung standen oder die ich mir im Internet, in Bibliotheken oder in Archiven und mitunter auf Ausstellungen ansehen konnte, waren samt und sonders zu ungenau und zu wenig detailliert, um dieses Objekt wiederzugeben.

Auf den Messtischblättern des Deutschen Reiches, die in den Jahren 1904 bis 1944 im gleichen Schnitt heraus kamen, kann man auf jeder Neuaufnahme der Karte verfolgen, wie der Damm oder Wall allmählich verschwand. 1904 fehlte bereits ein kleines Stück nördlich von Sauo und Rauno im Bereich der Grube Eva, um 1925 bereits erheblich, vor allem zerstört durch den Aufschluss von Grube Marie III, deren Brikettfabrik und Wohnsiedlung direkt in die

Teil des langen Walles, hier im Wäldchen östlich der Autobahnbrücke für die Straße Meuro-Annahütte Foto: Rolf Radochla



Kartenausschnitt: Preußisches Urmesstischblatt Nr. 4449, 1846, Landwehr vom Autor hell hinterlegt



Gemarkungsgrenzen und Landwehrverlauf.

Wall- oder Dammreste hinein gebaut worden sind. Auf der Kartenausführung von 1939 war dann nur noch das winzige Stück in Meuro bei der Autobahn eingezeichnet. Sollten dennoch weitere Reste vorhanden gewesen sein, verschwanden sie durch die Bagger des Tagebaus Meuro, der die Dörfer Sauo und Rauno gleich mit erledigte.

Auf den jüngeren Messtischblättern war auch eine Bezeichnung für diesen Damm oder Wall angegeben: „Landwehr"! Sie, liebe Leserin, lieber Leser, die sich mit meinem Geschreibsel abmühen, werden längst vermuten, dass jener Wandertag vor einem halben Jahrhundert genau ein Stück jener Landwehr zum Ziel hatte, auf die dieser Text hinaus läuft. Landwehr? Denkt man da nicht zuerst an die Militärtruppe in Preußen nach 1815? Es gibt in Berlin den Landwehrkanal, in dem die Leiche von Rosa Luxemburg nach ihrer Ermordung geworfen wurde. Das erste ist damit nicht gemeint, der Kanal schon eher. Der Dresdner Dr. Reinhardt Butz[2] hat zu diesem Thema promoviert und viele Untersuchungen dazu durchgeführt, vor allem in Sachsen und Sachsen-Anhalt. So hat er allein im ehemaligen Bezirk Dresden 179 solcher Geländeobjekte festgestellt und datiert ihre Entstehung, Wartung und Pflege in die Zeit zwischen dem 12. und dem 15. Jahrhundert.

Neben der Markierung von Herrschaftsgrenzen und der Feindesabwehr könnten, wie Butz meint, die Wälle auch das Weichbild einer Stadt markiert haben, jenseits der eigentlichen Stadtmauer auf dem umliegenden ländlichen Gebiet. Als dritte mögliche Funktion nannte er den Straßenzwang. Händler und Fuhrleute waren im Mittelalter verpflichtet, bestimmte Handelsstraßen zu benutzen, auf denen sie in der Regel einen Geleitschutz annehmen mussten, den man sich gehörig bezahlen ließ.[3] Auf sogenannten Schleifwegen versuchten manche Händler und Fuhrwerker, um diese Maut herum zu kommen, dem mit der Landwehr Grenzen gesetzt worden sein könnten. Letztlich könnten die Landwehren den Zweck gehabt haben, dörfliche Fluren einzuschließen – eine ideale Einfriedung für weidendes Vieh und Fernhaltung fremden Viehs. Schließlich gab es zwischen Nossedil – einer späteren Wüstung – und Saalhausen (1266), beziehungsweise Saalhausen mit Dobristroh (Freienhufen), mit Barzig oder Drochow im Mittelalter archivarisch belegbaren ständigen Streit um Hutungsrechte und Viehtrift.

Wenn es sich bei unserem Damm auf der alten Karte um eine Landwehr handelt, wen sollte sie trennen? Sollte Nossediler oder Dobristroher Rindvieh von saftigen Sau'schen Wiesen oder umkehrt, ferngehalten werden? Genau kann man das nicht mehr feststellen.

Doch einen Fakt gibt es, der auf die konkrete Funktion unseres Walles hinweist. Die südlich davon gelegenen Dörfer Sauo, Rauno, Meuro gehörten zur Herrschaft Senftenberg und dem später daraus entstehenden Amt. Dobristroh, Drochow und Nossedil waren im Mittelalter nacheinander in den Besitz des Klosters Dobrilugk gekommen. Butz hat die Landwehren an den Grenzen der Klosterherrschaft untersucht. Er kommt zu dem Fazit, dass in den über hundert Jahren zwischen 1280 und 1400 die *Klosterherrschaft den Ausbau ihrer Besitzungen vorantrieb und sich sichtbar durch Landwehren vom umliegenden Land abtrennte.*[4] Die Reste von 18 Landwehren im Klo-

Anmerkungen/Quellen

[2] Reinhardt Butz. Die Landwehren an den Grenzen der Klosterherrschaft Dobrilugk. In: Sächsische Heimat, Nr. 37 (1991).S. 58-60.

Derselbe; Zur Landwehraufnahme in Sachsen . In: Archäologie und Heimatgeschichte Nr. 4 (1989), Seite 45-49

[3] Im Brandenburgischen Landeshauptarchiv hatte ich sehr alte Stadtrechnungen von Senftenberg in der Hand, in denen das Einkommen der Stadt aus Geleitschutz übers Jahr abgerechnet worden ist. Leider habe ich die Aktennummer nicht mehr, um sie nennen zu können.

[4] siehe 2 a.a.O. Seite 60

stergebiet lassen sich heute noch archäologisch nachweisen.

Aber unsere Landwehr hat noch eine Besonderheit. Nur in der Gemarkung Sauo, wo die Landwehr den nördlichen Teil derselben durchschneidet, weicht sie von den Gemarkungsgrenzen ab. Warum ist das so? Fritz Bönisch versuchte in seinem Teil des Sauoer Erinnerungsbüchleins von Bachmann Antwort zu geben: […] *ist ihm* [dem Wall, der Landwehr] *ein höheres Alter als den Grenzen zuzuschreiben*.[5] Gemeint sind sicherlich die späteren Gemarkungsgrenzen. Die Sauoer Gemarkung wäre demzufolge davor kleiner gewesen. Aber wie käme das jenseits der Landwehr liegende Land dann zur Sauoer Flur? Meine These wäre, dass nach der Wüstwerdung des Dorfes Nossedil die umliegenden Dörfer, wahrscheinlich dann auch Sauo, sich Teile der Flur aneigneten und diese nicht allein an Dobristroh fiel, wie bisher angenommen. Die eigenartig schmale Rüsselform des westlichen Teils der Flur von Freienhufen könnte diese These stützen. Der ehemalige Nossediler Brunnen und ein Gedenkstein, durch Freienhufener Heimatfreunde gesetzt, westlich der Autobahn in einem Wäldchen, erinnern dort an die wüst gewordene Dorfstelle.

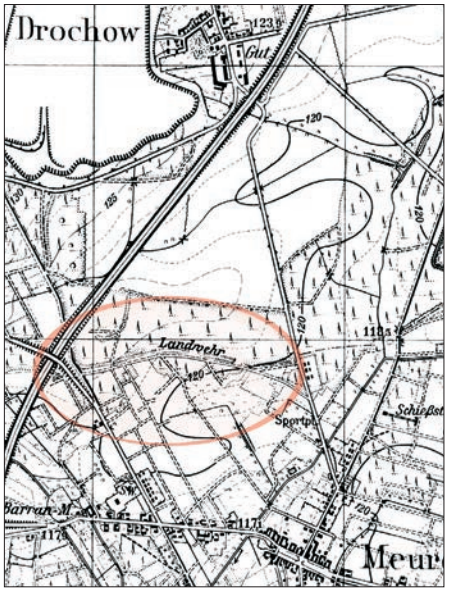
Als ich mir im Zusammenhang mit der Überlegung zur Landwehr der oben geschilderte Wandertag in der Grundschule wieder in den Sinn kam, entstand das Bedürfnis nach einer Vor-Ort-Begehung. Im Oktober 2011 besuchten wir Nossedil und anschließend die allerletzten Reste jener Landwehr, die fast so alt sein dürfte, wie die Dörfer daran. So genau wusste ich auch nicht mehr, an welcher Stelle wir mit dem Lehrer standen. Moderne Karten versagten, doch die alten Messtischblätter brachten uns an das Ziel.

Es wurde ein einfacher Wall festgestellt, der schätzungsweise am Fuß eine Breite von vier bis fünf Metern und eine Höhe zwischen einem bis zu 1,60 Metern aufweist. Es ist davon auszugehen, dass wir heute nur noch die Verwitterungsreste sehen können, die Landwehr wohl höher, der dazugehörende Graben wesentlich tiefer gewesen sein muss. An der nördlichen Seite des Walles kann man sicher eine durchgehende Grabenvertiefung erkennen. Aber auch südlich scheinen an zwei Stellen mögliche Grabenreste erkennbar zu sein. Das Gelände der Landwehr ist vollständig von Bäumen und Sträuchern überwachsen. Der Damm ist mehrfach von Feldwegen durchschnitten.

Die Grundschule in Meuro wird schon lange nicht mehr als solche benutzt, doch wenn ich irgendwie in der Nähe bin, fahre ich gern mal die Dorfstraße entlang an meiner ersten Schule vorbei, um zu sehen, ob sie noch steht. Gern wäre ich in solchen Momenten dann noch zwei Kilometer weiter Richtung Osten gefahren, wo mein Heimatdorf Sauo lag …

Gedenkstein für das wüste Dorf Nossedil im Wald nördlich des Ortsverbindungsweges Drochow-Freienhufen, westlich der Autobahn.

Foto: Rolf Radochla



Der letzte Rest der besprochenen Landwehr auf dem Messtischblatt, Deutsches Reich Nr. 4449, Aufnahme 1939

Quelle

[5] Bachmann, Bönisch, Nowell. Die geschichtliche Entwicklung der Gemeinde Sauo, Senftenberg 1980, Seite 15

In der Wredestraße

Manfred Kuhnke

Der Mensch ist jung oder alt, und der junge Mensch weiß nicht, wie es sein wird, wenn er alt ist, und der alte Mensch weiß nicht, wie es in der Jugend war
Johannes Bobrowski[1]

An der Eiche vorbei. Mein Gott, wie ein Riese steht er da, der Baum in der Mitte von Senftenberg II. Wir sagten einfach *Eiche* und meinten damit gar nicht den Baum, sondern das große Gasthaus, dem Ernst Bauer, sein erster Besitzer, den stolzen Namen *Zur Deutschen Eiche* gegeben und ein ebensolches Bäumchen davor gepflanzt hatte. Das muss noch zur Bismarckzeit gewesen sein, da war das überall im endlich vereinten Vaterland ein patriotischer Brauch, den Eisernen Kanzler zu ehren. Von ihm ist heute nicht mehr oft die Rede, aber der Baum ist noch da, und wie stattlich er inzwischen geworden ist, seine breite Krone beschattet beinahe den ganzen Platz, Autos stehen jetzt davor, na ja, ist auch mehr als 100 Jahre her. Vor sieben Jahrzehnten, als ich hier ein Kind war, war er es auch. Eine achteckige Einfassung aus roten Ilseklinkern und ein geschmiedetes Gitter schützten das Stämmchen, dass es keinen Schaden nahm.

Das frühere Gasthaus „Zur Deutschen Eiche“ in Senftenberg II, heute Hörlitz.
Foto: Rolf Radochla

In Gedanken stehe ich wie damals auf dem schmalen Steinsockel und halte mich an dem Zaun fest, um alles besser sehen zu können. Mir fallen nur ein paar Stichpunkte ein, keine Zeit für große Rückschau, denn lange konnte ich mich auch damals nicht hier an den Gitterstäben festhalten.

Das Gasthaus war früher das bewegte Lebenszentrum unsres Ortes. Arbeiter von *Meurostolln* löschten hier in der kleinen Gaststube ihren Durst, wenn sie von der Schicht kamen. Manche Leute standen auch mit einem Krug am Tresen und holten sich das Abendbier nach Hause. Ich machte das für meinen Vater auch, manchmal schickte er mich mit dem Bierseidel los, deshalb weiß ich auch, was über dem Schanktisch an der Wand geschrieben war: *Ein junges Mädchen lieb und nett – ist besser als ein Floh im Bett!* Die paar Tische und Stühle vor dem Zapfhahn waren selten alle besetzt, Frauen sah man hier kaum. Nebenan im großen Saal gab es schon lange kein Vergnügen mehr mit Tanz und Musik, auch die bei uns beliebten Tierschauen gab es zu meiner Zeit in der *Eiche* nicht. So etwas fand im *Reichsadler* bei Lieske statt oder im Gasthaus *Paradies* bei Reinhold Schneider. Kleintiervieh hatte fast jeder bei uns, die Tierschauen waren bei Jung und Alt beliebt und viel besuchte Großereignisse. Ich war ein paar Mal bei so einer höchst lebendigen Ausstellung und weiß noch genau, dass es entsetzlich scharf roch und überdies ein vielstimmiges Vogelkonzert die Luft erfüllte. Da schnatterten Gänse, quakten Enten und gackerten Hühner in allen Tonlagen, die begehrten Perlhühner mit den bunten Rhodeländern, den prächtigen Italienern und den krähenden Zwerghähnen um die Wette, die aufgeplusterten Täubchen gurrten ihre Täubchen an und die Prachtexemplare der stolzen Kleintierzüchter, allen voran die Deutschen Riesenrammler, mümmelten an frischen Möhren und

[1] Bobrowski, J., Bohlendorf und Mäusefest, Berlin 1967, darin Erzählung „Lipmanns Leib“

Löwenzahnblättern und wurden in den Käfigen von ungezählten Liebhabern, vor allem von den Kindern, umlagert. *Ach Papa, sind die Häschen nicht süß!* Die Großen aber waren im Fachgespräch mit den Züchterkollegen vom Nachbardorf oder handelten über den Preis einer Deutschen Leghornglucke. Andere kauften sich lieber Lose für die Tombola, freuten sich, wenn sie ein Weckglas oder eine Blumenvase gewonnen hatten, und verzogen sich wieder in die Gaststube.

In der *Eiche* aber kamen im Laufe der Jahre ganz andere Veranstaltungen auf, die großen und lauten politischen Kundgebungen von Partei und SA, wo Gemischtwarenhändler Otto Rasch, der sich selbst als der Hoheitsträger unseres Ortes präsentierte, also der Obernazi in brauner Uniform, kreischend Goebbels' Aufrufe zu Krieg und Weltherrschaft wiederholte und später dann die Durchhalteparolen brüllte. Als Jugendliche und Großväter, die zum *Volkssturm* mussten, in der Eiche vergattert wurden, war es nicht mehr so laut, da gab es gewiss nur noch wenig Begeisterung für die Ausbildung an der Panzerfaust, sondern viel stumme Angst unter den Männern, so kurz vor dem Ende noch verheizt zu werden. In den allerletzten Wochen des Krieges wurden für die überstürzt einquartierten letzten Einheiten der *Division Großdeutschland* im Saal der *Eiche*, aber auch bei Lieske, eiserne Doppelstockbetten eingeräumt, das letzte Angebot. Wir waren als Kinder immer mittendrin dabei, bestaunten die Soldaten, ihre Uniformen und ließen uns die Waffen zeigen, wir bekamen auch mal einen Schlag Weiße Bohnen aus der Gulaschkanone ab, plötzlich war alles vorbei. Dann stürmten im April 1945 zwei, drei Tage lang die aufgeriebenen Reste der Wehrmacht, Panzer und Kettenfahrzeuge, Geschütze und Lkws mit den Mannschaften durch die Klettwitzer Straße, rasselten in wilder Flucht Richtung Autobahn.

Als schließlich der Kanonendonner verebbte, das Getöse der letzten Kesselschlacht bei Halbe hatten wir als fernes Gewitter noch gehört, wurde es stiller auf den Straßen und Plätzen, nur noch vereinzelte Gewehrschüsse oder das kurze Rattern einer MPi-Salve, untermalt vom Geklirr der T 34. Bald breitete sich überall tiefe Ruhe aus, nach dem Totentanz die Totenstille. Dazwischen in den folgenden Tagen und Wochen die Panjewagen, Jeeps und die amerikanischen Lastwagen der Russen, dazu die Kommandos und Mutterflüche in der fremden Sprache. Die Bevölkerung hatte sich in die Wohnungen und Höfe zurückgezogen, in der Öffentlichkeit war kaum jemand zu sehen, und die Straßen blieben in den ersten Tagen nach dem Krieg zunächst ziemlich leer. Das änderte sich, als *Meurostolln* wieder zu arbeiten begann.

Ganz langsam und vorsichtig regte sich das Leben, erwachte zaghaft und ängstlich und doch auch hoffnungsvoll wieder zu neuem Anfang. Der Hunger trieb die Menschen auf die Suche nach Lebensmitteln, die Personenzüge in den Spreewald waren überfüllt, herabsetzend sprach man vom Hamstern.

Später habe ich begriffen, die Deutsche Geschichte hat sich auch in unserem kleinen Senftenberg II abgespielt.

Und wie der Eichenbaum auf dem Platz im Frühjahr 1945 seine grüne Spitze und Blätter ausstreckte, so erwachte dann auch in der *Eiche* ein neuer Alltag, das Gasthaus öffnete wieder seine Pforten; Tierschauen gab es nicht mehr, außer dünnem Bier tranken die Leute jetzt Heißgetränke und Brombeertee oder bald auch Alkoholat, jenes lilafarbene, schnapsähnliche Ersatzgetränk, an das sich die Alten unter uns vielleicht noch erinnern werden. Dennoch: Das Leben kehrte zurück.

Zur Überraschung der größeren Jungs, denn die kannten das ja nicht, gab es jetzt in der *Eiche* und bei Lieske nach viel jähriger Pause wieder Faschingstrubel und Tanzvergnügen, alles kam in Bewegung. Sogar an der Shell-Tankstelle mit den zwei gelben Zapfsäulen vor dem Haus standen Lastwagen, und auf den Ladeflächen nicht mehr

oben:
Blick vom neuen Hörlitzer Aussichtsturm auf die Wredestraße

rechts:
Das ehemalige Schulgebäude von Senftenberg II, heute Feuerwehrdepot

Fotos: Rolf Radochla

Soldaten, sondern Briketts. Und über den Platz dröhnten einmal im Jahr die Vorschlaghämmer, um die Luftschaukel zu errichten, und die Musik aus den Lautsprechern hallte durch den ganzen Ort: Einmal im Jahr war hier ein Rummel mit Karussell und Büchsenwerfen, und im Saal Tanz in den Mai, auch ein paar Mal Kino, hier war jetzt immer etwas los. Aber es blieb nicht so.

Kurze Zeit nach dem Krieg zog unsere Familie aus der Heimat weg in die Hauptstadt. So habe ich nicht erlebt, was in den späteren Jahren geschah, ich staunte nur, dass heute wiederum alles anders geworden ist. Nicht nur an dem gewaltigen Baum sehe ich das, der damals noch ein Eichenjüngling gewesen war und heute längst erwachsen.

Wir lassen das Gasthaus links liegen, das große Haus – still und unbewegt steht es da, als ruhte es sich aus im Schatten eines Baumes, als träumte es einen Traum von früher. Und auch ich erwache aus meinen Kindertagen. Das Gitter muss ich gar nicht loslassen, es ist ja nicht mehr da und auch der Sockel nicht, der es hielt. Wir wollen nicht stören, wollen vielmehr nun an der Straßengablung nicht links nach Hörlitz – Flur, wie man damals sagte, nicht am Konsum der Matuscheken vorbei, sondern die Klettwitzer hoch, und gegenüber von Begander rechts um die Ecke in die Wredestraße rein.

Die Wredestraße? Was soll schon damit sein, wird man mich fragen, auch sie ist eine still gewordene Nebenstraße irgendwo in Senftenberg II, dem heutigen Hörlitz. Damals schlug hier in der Mitte des Ortes sein pochendes Herz: die große Brikettfabrik Meurostolln mit dem höchsten Schornstein der Niederlausitz. Das alles gibt es nicht mehr. Eigentlich ist hier kaum noch etwas wie früher.

Auch in der Wredestraße ist nichts, was einen aufregen, mitnehmen kann wie einst, links ein wenig ärmliches, verkommenes Gartenland, auf der rechten Seite eine öde Fläche und ein altes Haus, alles leblos und vergessen, und dazwischen Bäume und Sträucher, als wollte die Natur zudecken, was einmal hier gewesen war. Weiter hinten auf beiden Seiten ein paar Häuser, und gegenüber einige industrielle Neubauten, betoniertes Gelände mit Lagerhallen und Werkstätten. Und wenn man das ganze Gebiet aus der Höhe vom neuzeitlichen stählernen Hörlitzer Aussichtsturm überblickt, den es dort seit wenigen Jahren erst gibt, sind ein großer Betriebshof mit Garagen und Kraftfahrzeugen und eine im Sonnenlicht metallisch blinkende Halle zu erkennen.

Weil die Wredestaße nie einen berühmten Namen trug[2], wohl auch keinen aus jüngster Vergangenheit politisch geprägten, der dann später hätte ausgetauscht werden müssen, heißt sie noch heute so. Niemand, den man fragt, weiß genau, warum sie so heißt.

Jeder, der Kinder hatte, wird zu meiner Zeit diese Straße gekannt haben, denn hier war unsere Schule. Noch in der Klettwitzer, kurz vor der Einbiegung rechts in die Wredestraße, lag neben den Hauptbüro der Senftenberger Kohlewerke das stattliche Schulgebäude unseres Ortes.

Senftenberg hatte sich im ausgehenden 19. Jahrhundert immer mehr zum Zentrum eines gewaltigen Indus-

triegebietes entwickelt. Das veränderte auch in unserem Ort die gesamte Lebensstruktur. Die Ursache dafür waren die Braunkohleförderung und ihre industrielle Verarbeitung. Durch den Zuzug von Arbeitskräften erlebten die einstige Ackerbürgerstadt und die umliegenden Dorfgemeinden einen starken Anstieg ihrer Bevölkerung. Eine der neuen Straßen war die Wredestraße. Die Senftenberger Kohlewerke hatten hier ein ganzes Wohnquartier für viele Arbeiter auf *Meurostolln* errichtet, hier lebten Formleger, Schlosser, Maschinenführer, Ofenwärter, Werkslokführer, Schweißer, Elektriker, Baggerführer, Pumpenwärter, Fabrikaufseher, Presser, wie es das Einwohnerverzeichnis aus den 1930er-Jahren mitteilt. Die Siedlungen wurden größer. Die Ausbreitung der städtischen und dörflichen Wohngebiete zog weitere Entwicklungen nach sich, so auch im Schulwesen: Unsere alte Schule aus der vergangenen Zeit reichte bald nicht mehr aus, und eine neue wurde Anfang des 20. Jahrhunderts für die Kinder der Fabrikarbeiter gebaut. Darin gab es jetzt außer größeren und helleren Klassenräumen und dem Lehrerzimmer das Büro des Rektors sowie moderne sanitäre Einrichtungen. Hinter diesem großen, mehrstöckigen Haus erstreckte sich, eingepfercht zwischen Wredestraße und *Meurostolln*, unserer gewaltigen, stampfenden Brikettfabrik, der graue Pausenhof, und an dessen Ende stand das alte, aber weiterhin genutzte Schulhaus.

Das alte Schulgebäude
Foto: Rolf Radochla

Seine steinernen Treppenstufen zu den drei Flügeltüren, geschützt von einem hölzernen Baldachin, waren der bevorzugte Standort für die ABC-Schützen, an dem sie sich mit ihrem ersten Lehrer fotografieren ließen. Auf den zahlreichen Klassenfotos der verschieden Jahrgänge ist deshalb auch die alte

Anmerkung zu [2]
Trotz sorgfältiger Recherchen konnte der Autor in Archiven und alten Straßenverzeichnissen nicht die genaue Herkunft des Namens der Wredestraße ermitteln; die Wredestraße wird bereits im Senftenberger Adressbuch von 1914 erwähnt.

Eine Nachfrage im Firmenarchiv der WREDE Industrie-Holding GmbH Arnsberg wurde abschlägig beantwortet, wie auch Recherchen im Museum des Landkreises Oberspreewald-Lausitz im Senftenberger Schloss ergebnislos blieben.

Ob die Wredestraße nach dem bayerischen Generalfeldmarschall und Diplomaten Carl Philipp Joseph von Wrede ihren Namen erhielt, erschien vor dem historischen Hintergrund nicht völlig unwahrscheinlich. In einer Zeit, als in Deutschland nach der Reichsgründung 1871 vielerorts Bismarckeichen gepflanzt wurden, war es nicht ausgeschlossen, dass in einem aufblühenden Industriestandort eine Straße nach diesem Mann benannt wurde. Tatsächlich wurde Generalfeldmarschall von Wrede, allerdings besonders in Bayern, durch nach ihm benannte Straßen und Plätze, Denkmale und Standbilder geehrt.

Eine viel wahrscheinlichere Erklärung für die Bezeichnung der Hörlitzer Wredestraße erhielt ich durch meinen Freund Hans Hörenz. Er machte mich auf eine Dissertation aus dem Jahr 2005 aufmerksam, die Uwe Steinhuber an der Philosophischen Fakultät der Palacky-Universität Olomouc (Tschechien) unter dem Titel „Einhundert Jahre bergbauliche Rekultivierung in der Lausitz“ vorgelegt hatte. In dieser tiefgreifenden und höchst materialreichen Forschungsarbeit werden auch die Anfangsjahre der Braunkohlenindustrie in der Niederlausitz dargestellt. Die Besitzer von acht der wichtigsten Braunkohlenwerke gründeten am 6. Februar 1886 in Senftenberg den Niederlausitzer Bergbauverein. Auf der Liste dieser Unternehmer fand sich als Besitzer der Grube Meurostolln der Kaufmann Wilhelm August Julius Wrede (1822 – 1895), Besitzer des Berliner Gutes Britz.

In einer betriebsinternen Festschrift zum 100. Jubiläum der Brikettfabrik Meurostolln aus dem Jahre 1989 ist zusätzlich zu erfahren, dass die Begründer des Werkes, Kramer und Siebmann aus Dresden, 1879 in Liquidation gingen. Der Berliner Kaufmann Wilhelm August Julius Wrede (1822 – 1895), Gutsbesitzer, Bankier und Spirituosenfabrikant, erwarb im gleichen Jahre die Grube Meurostolln. Seinen Namen trug in Berlin die Wredebrücke (lokal auch Rudower Brücke), eine Straßenbrücke über den Teltowkanal, die heute nicht mehr existiert. An ihrem einstigen Standort befindet sich jetzt die Autobahnbrücke der A113. Außerdem gibt es in Berlin noch die Juliusstraße, benannt nach der an dieser Stelle von 1868 bis 1871 erbauten Juliusburg, dem Ruhesitz des Berliner Spirituosenfabrikanten Wilhelm August Julius Wrede (nach Wikipedia).

links:
ABC-Schützen Jahrgang 1940 mit Lehrer Schielke, der Autor 3. von links

Mitte:
Kinderfest

rechts:
Hitlerjugend auf dem Schulhof, etwa 1942

Fotos: Sammlung Manfred Kuhnke

Schule zu sehen und vor ihr jeweils die neuen Schulklassen, die Kinder mit den Ranzen auf dem Rücken und der Brottasche vor dem Bauch, wie sie erwartungsvoll, freudig und aufgeregt oder auch ängstlich ihren ersten Schritt vor sich haben auf dem Schulweg in die Erwachsenenwelt. Die stolzen Eltern schauten zu, hauptsächlich die Mütter mit den Zuckertüten im Arm, die Väter waren ja auf Arbeit in der Fabrik oder im Tagebau, wenn sie nicht im Krieg, vielleicht sogar schon gefallen waren.

Die Wredestraße gibt es also noch heute, aber das einstige große Schulgebäude an der Klettwitzer Straße ist wie das ehemalige Hauptbüro des Werkes neuer Nutzung unterworfen. Da ist jetzt das Depot der Hörlitzer Freiwilligen Feuerwehr untergebracht. Aus dem früheren Schulhof wurde vorn ein moderner Parkplatz, sein hinterer Teil ist von Gesträuch und Buschwerk fast verdeckt und sinnlos dem Unkraut und Schmutz überlassen. Die gemauerte Toilettenzeile für die Kinder stinkt nicht mehr vor sich hin, ist verfallen und öde.

Damals herrschte auf diesem Hof zwischen den beiden Schulhäusern ein pulsierendes quirliges Getümmel. Fräulein Müller oder Herr Lehrer Schwietzer, Herr Rektor Bernert oder Herr Lehrer Schielke, die in Senftenberg II ihrem Beruf nachgingen, mussten während der Pause streng darauf achten, dass keines der Schulkinder dem gefürchteten Klärteich hinter dem Zaun zur Fabrik zu nahe kam, der sich dort mit seinem braunen Schlick drohend und dampfend ausbreitete. Davor hatte man mehr Angst als vor Fräulein Müller mit ihrem Stöckchen oder Lehrer Schielke, den man kaum mal lachen sah. Aber sonst war es lustig und bewegt in der Schule und auf dem Hof, erst recht, wenn nach dem Unterricht hier ein freies reges Treiben herrschte, Einkriegezeck oder Fußball gespielt oder sogar mal ein Kinderfest gefeiert wurde.

In den Kriegsjahren ertönten zweimal in der Woche am Nachmittag die Kommandos und Befehle der Hitlerjugend. Die versammelten Pimpfe von Senftenberg II und Hörlitz waren hier zum Dienst angetreten, zu Marschübungen, links, zwo, drei, vier, und den kämpferischen oder vielleicht sogar taktischen Vorbereitungen aufs nächste Geländespiel gegen die aus Meuro, wie man den „Feind“ am besten täuschen, überfallen und in die Flucht jagen könnte. Bei Regenwetter wurden drinnen die Nazilieder gelernt: *Es zittern die morschen Knochen* und *Vorwärts schmettern die hellen Fanfaren*, wurden die Offiziersränge von Wehrmacht und SS oder Hitlers Lebenslauf auswendig gepaukt und hinterher abgefragt.

So war die Wredestraße jedem in unserem Ort bekannt. Außerdem gab es in dieser eigentlich ziemlich

schmucklosen, doch immer belebten Nebenstraße auch ein paar Geschäfte. Zur Freude der Schüler war hier der kleine Kaufmannsladen von Gustav Fiebig, wo wir in der großen Pause für ein paar Groschen unsere rote Himbeerlimonade, viel lieber aber noch das prickelnde Brausepulver Tütchen weise erstanden. Etwas weiter oben lag rechts die stattliche Fleischerei Heinrich, mitsäulengeschmücktem Portal, vor dem ich öfter in der Käuferschlange stand, um die höchst beliebte Grützwurst zu holen. Es hieß, sie sei besser als die von Begander oder Moch, den anderen Fleischerläden in der Klettwitzer. Grützwurst mit frischem Sauerkraut und Pellkartoffeln – das war ein Leibgericht meines Vaters, und wir essen diese Lausitzer Köstlichkeit noch heute gern. Als die Fleischerei Heinrich dann im Krieg geschlossen war, stand ich bei Begander an, da musste man jedoch einen Topf mithaben, denn es gab Grützwurst oft nur noch als Fülling. Am oberen Ende der Wredestraße, wo sie auf die Lange Straße trifft, war links mit breitem Schaufenster und ein paar Stufen zur Ladentüre hoch ein großes altes Eckgeschäft. Kolonialwaren stand auf dem Schild.

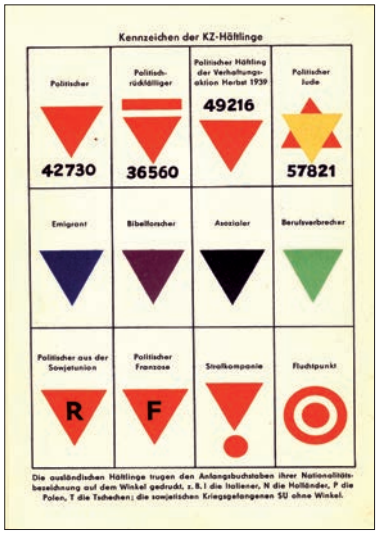
Der Himmel am Ende der Straße war quasi abgeschnitten von der massiven Betonbrücke, auf der die Grubenzüge aus dem Tagebau in die Fabrik kamen. Diese hohe Gleisstrecke über der Straßenkreuzung war zu deren Schutz mit Wänden und betoniertem Dach versehen und sah von unten aus wie ein überlanges Haus, in das die Grubenbahnen hinein fuhren, um dann die Rohkohle mit dröhnendem Gepolter in den Bunker der Fabrik zu schütten, wo der kostbare Bodenschatz getrocknet und für die Weiterverarbeitung aufbereitet wurde.

Auf diesem hohen Dach wurde in den letzten Kriegsmonaten eine hölzerne Beobachtungskanzel errichtet, um angreifende Flugzeuge zu entdecken, wie es hieß. Außer unserem Wasserturm auf dem Paradiesberg gewiss der höchste Aussichtspunkt von Senftenberg II.

Hier war die zivile Welt eigentlich zu Ende

Blick zurück: Die Häuser in der Wredestraße lagen auf der anderen Seite, gegenüber von Fiebig und Fleischerei Heinrich. Es waren drei oder vier große Mehrfamilienhäuser aus gelben Klinkern, mit flachen geteerten Pappdächern gedeckte große Steinkästen, in denen wohl hauptsächlich Arbeiter von *Meurostolln* lebten. Dahinter befanden sich kleine Höfe, vielleicht auch ein paar armselige Gemüsebeete, Holzschuppen für Brennholz und Fahrräder und Karnickelställe, genau weiß ich das nicht, denn wir kamen hier kaum auf die Höfe. Während meiner Schuljahre in Senftenberg II war ich dort nur zweimal beim Versicherungsvertreter in der Wredestraße, um für meinen Vater, der die Grippe hatte, einen Krankenschein abzugeben. Auch Rudi Bejga wohnte hier, der ging zwar in meine Klasse, aber er hatte unter uns keine Freunde, und auch ich war nie bei ihm. Heute tut es mir leid.

Dennoch gab es auf meinen Wegen rechts in der Langen Straße zwei oft angesteuerte Stationen, die ich nur durch die Wredestraße erreichen konnte, wenn ich nicht manchmal durch die Fabrik gekommen war: Ein besonderer Haltepunkt, ja fast ein Ort stundenlangen Aufenthaltes war die Betriebstischlerei außerhalb des eigentlichen Fabrikgeländes. Hier traf ich unter den Tischlern direkt schon Freunde, Herrn Schubert zum Beispiel oder einen Handwerker, dessen Name seltsamerweise auf einem von Muttis Notenblättern zu finden war, nämlich Richard Wagner aus Meuro. In der Tischlerei, wo die Bandsäge surrte, die Abrichten knatterten – da fühlte ich mich wohl, stundenlang sah ich zu, wie gehobelt und gefräst wurde – meine tiefe Liebe zu diesem Beruf wurzelte hier in dieser Werkstatt, wo es außerdem auch im Winter warm war und so wunderbar



Kennzeichen und Kleidung der KZ-Häftlinge
Sammlung: Manfred Kuhnke

Anmerkung zu [3]
Im Nazijargon Abkürzung für „Berufsverbrecher“

nach Kien und Harz, frischem Holz und gekochtem Leim duftete. Jahrelang wollte ich selbst Tischler werden, und wenn es meine Söhne später geworden sind, so hat das mit dieser Tischlerei und Herrn Schubert und Herrn Wagner mehr zu tun, als es auf den ersten Blick scheint.

Gleich daneben war der Pferdestall. Hier hatte *Meurostolln* gewiss aus alter Tradition zwei schwere Arbeitspferde zu stehen, die zu Gespanndiensten durchaus nötig waren, in all der technischen Motorisiertheit ein Hauch von früher. Der alte Ender hatte hier als Kutscher und Pferdefreund seine Aufgabe. Auch er war nett zu mir, besonders wenn ich für seine beiden Zossen, die merkwürdigerweise Friedrich und Wilhelm hießen, ein Stückchen Zucker, einen Apfel oder eine Möhre mitbrachte. Dann brummte er etwas in seinen Bart und ließ mich die Pferde streicheln. Aber den Zucker auf die flache Hand den Tieren hinhalten, das traute ich mich lange nicht. Manchmal durfte ich mich auf den Bock setzen und dem alten Kutscher zuschauen, wie er seine beiden Braunen striegelte und ihnen im Trog Hafer gab oder einen Eimer Wasser vors Maul hängte und das Zaumzeug anlegte. Einmal durfte ich quer durch unseren Ort auch ein Stückchen mitfahren, da ging es wieder durch die Wredestraße und die Brausetrinker bei Fiebig staunten, winkten mir zu, beneideten mich.

Eigentlich wäre das schon alles, was ich von der Wredestraße erzählen könnte, wenn es nicht außer dem Schulunterricht und dem Dienst im Jungvolk ein paar eklatante Erlebnisse gegeben hätte. Niemals kann ich das in meinem Leben vergessen.

Das sind auch Menschen

Vielleicht war es 1943, meine Schülern habe ich später, als ich ein Lehrer geworden war, den Vorgang bei mancher Gelegenheit erzählt: Es war in der Wredestraße, rechte Seite, direkt neben dem Schulhof, da mussten KZler einen Graben für ein Kabel schippen. Ungefähr 30 Häftlinge wurden von SS-Männern mit Hunden bewacht. Schaulustige säumten die Straße, wir als Kinder dazwischen, seltsam, ich habe nur noch den gesamten Ablauf in meinem Bildarchiv, keine Gesichter, nur, wie sie da unten geschippt haben. Es war ein Sonntag, die blau gestreifte Reihe die Wredestraße hoch. Allerdings blieben auch einzelne Gesprächsfetzen in mir hängen, jemand erklärte die Häftlingskategorien der Gefangenen an den aufgenähten Winkeln – die mit dem gelben Stern, das sind Juden, und die mit dem roten Dreieck, Politische, Sozis, Kommunisten, die Grünen sind BVer[3]. Ich hatte von solchen Zuordnungen und Begriffen nie gehört, jetzt saßen sie mit den Bildern in meinem Kopf für immer.

Als sie auf dem letzten Hof der drei gelben Klinkerhäuser Pause machten, kamen sie zusammen auf einem Viereck zu sitzen, Mauersteine und Bretter drüber. Aus ihren armseligen Essnäpfen löffelten sie eine dünne Suppe, die ihnen ausgekellt wurde. Alles spielte sich fast lautlos, beinahe unbewegt ab, nur das harte Klappern der Löffel in den Blechbüchsen gab diesem ungewöhnlichen Mittagsmahl etwas Gespenstisches, so etwas hatte noch niemand von uns gesehen, das spürten alle.

Da warf eine Frau aus einem der unteren Fenster den Sitzenden eingewi-

ckelte Stullen zu, und ich hörte in die Stille hinein die Worte: *Das sind auch Menschen* – mehr weiß ich nicht, aber das habe ich so gesehen und gehört, es ist ja nicht viel, aber ist es wenig?

Der Hof ist noch da, ich bin während meines letzten Senftenberg Aufenthaltes dort gewesen, da putzten zwei junge Leute ihre Motorräder, Karnickelbuchten und Schuppen standen immer noch da. Sie wissen sicherlich nicht, was sich in diesem Winkel Deutschlands einmal abgespielt hat. Wo gibt es solche Ecken und Winkel nicht! Überall sind sie. Fallada hat in einem Text gesagt: *Was für einen Misthaufen sie aus Deutschland gemacht haben und was für Pflanzen auf diesem Misthaufen gewachsen sind – unsagbar!!!*

Ich habe das Ganze in der Wredestraße nie vergessen, es ist in meinem Fundament ganz tief eingeschlossen, in der Schicht der Grundsteine. Ebenso wie Franek.

Franek

Franek, das ist eine schmerzhafte Erinnerung. Er war der Stiefbruder von Frau Radojewski. Eigentlich hieß er Franz, aber jeder nannte ihn Franek. Das war ganz üblich, wie man zu Horst Kühn bis in sein hohes Alter nur Hotteck sagte. Herr Radojewski arbeitete auf *Meurostolln*, half jedoch in seiner Freizeit häufig bei uns in Haus und Garten, begleitete uns beim Ausflug in den Spreewald oder sogar mal auf eine Ferienreise, und so hatten wir zu ihm wie zu seiner Familie mit Frau und den Kindern Achim und Ruth eine freundliche Beziehung. Kein Wunder, dass uns auch Franek nicht fremd oder unbekannt blieb.

Böse Leute, Nazis in Hemd und Haltung, werden Franek den Dorftrottel, den Dorfidioten genannt haben, der zu nichts nütze sei, und so behandelten sie ihn auch. Franek war geistig etwas behindert, aber er ging zu Hilfsarbeiten in die Fabrik und wurde auch von Leuten hier und da zu einfachen Verrichtungen gerufen, mal sollte er Karnickelfutter holen oder es war der Garten umzugraben. Franek machte das alles ohne jedes Murren, er war still und zufrieden, wenn man ihn brauchte. Und gutmütig war Franek zu jedem, besonders auch zu Kindern. Weil er selbst ein großes Kind geblieben war?

Aber auch unter uns, die wir erst sechs, sieben Jahre alt waren, gab es welche, wenn es auch wenige waren, die trotzdem, das konnten sie ja nur den Großen abgesehen haben, mit Spott und nachgerufenem Schimpfwort Franek verfolgten, vielleicht ein Stück Dreck oder einen Apfelgriebsch nach ihm warfen – ganz wie die Kinder von Bagdad es mit dem kleinen Muck machten, als er seinen Buckel hatte. Franek hatte keinen Buckel, mehr einen zeitig gekrümmten Rücken, obwohl er doch erst so um die zwanzig sein mochte, und einen flunschartig vor gestülpten Mund, aus dem die Worte etwas verschwommen undeutlich, aber doch vernehmbar heraus genuschelt wurden.

Franek, ich denke mir das nicht aus, man sah und hörte viel damals, auch als Kind, Franek bekam hier und da ein Bier spendiert, einen Schnaps, wenn sie ihn mit gezottelt hatten in die Kneipe zu Lieske oder in die *Eiche*. Vielleicht hatte es dabei mancher der Freigebigen darauf abgesehen, sich mit dem trunkenen Franek einen billigen Spaß im rüden Thekenumkreis zu verschaffen, des johlenden Beifalls gewiss. Da war Franek noch wehrloser als ohnehin schon und führte dann auf Kommando womöglich einen torkelnden Tanz auf, brummte auf Befehl dazu *Alle meine Entchen* und spielte auf seiner Mundharmonika. So eine düstere Szene habe ich als Kind nicht miterlebt, aber es wurde nicht nur einmal in bösen Einzelheiten erzählt, und ich habe es am Rande von solchen Gesprächsrunden der Großen aufgeschnappt und nie vergessen können, auch dass sich Franek in die Hose gepisst hätte und dann nach Hause gejagt wurde: *Hau ab, du Schwein!*

Wie oft habe ich seitdem an diesen geschundenen Franek aus meiner Kindheit denken müssen.

Selbst als ich in Bulgarien einem rumänischen Wanderhirten begegnete, der für einige Stotinki einen Tanzbären mit dem Ring durch die Nase seinen stöhnenden Tanz aufführen ließ, stand Franek vor mir mit dem Ring durch die Nase, die gequälte Kreatur wehrlos im unmenschlichen Gejohle. Das konnte man kaum mit ansehen.

Franek trug nach meiner Erinnerung stets eine hellblaue, an den Ärmeln geflickte Schlosserjacke zu verwaschenen Arbeitshosen und eine abgeschabte Schirmmütze. Er hatte einen etwas schleppenden Gang, den wir anfangs für lustig hielten und nachmachten. Dann lachte Franek selbst. Ich war oft mit Martin Kanitz unterwegs, an einem Nachmittag trafen wir Franek bei Fiebig in der Wredestraße, denn er wohnte dort irgendwo um die Ecke in der Langen Straße. Wir legten unsere Groschen zusammen und kauften für ihn eine rote Brause, die wir gemeinsam tranken und *prost* sagten. Da lachte er.

Einmal kam er von seiner Oma in der Heimstättenstraße hinten an Lieskes Garten vorbei zu uns in die Wünnenbergstraße, rannte einem Leierkastenmann hinterher. Der hatte auf seinem Wägelchen noch einen winzigen bunt gekleideten Affen angekettet, der zur Musik herum sprang und mit der Schelle am Hütchen bimmelte. Auf dem Rücken trug der Straßenmusikant auch noch eine Pauke, auf der er per Schnur und Bein den Rhythmus zur Drehorgel schlug. Ein Ereignis besonderer Art war das für uns und wir liefen sofort heim, um von der Mutter einen Groschen zu erbitten. Franek aber, als das Gedudel durch die ganze Wünnenbergstraße flog, stand an unsere Linde gelehnt da und lächelte still vor sich hin. Summte und brummte er die Leierkastenmelodie mit? Wovon träumte er in dieser Minute? Ein Bild freundlicher, kindlicher Harmlosigkeit kam wieder in mir auf und dann verlor ich es nicht mehr. Zu uns war Franek niemals böse oder grob, er sprach mit uns nur wie ein Freund, nuschelte was von Dank, streichelte einem übers Haar und zog dann weiter.

Und als Franek dann plötzlich weg war, habe ich über ihn nicht weiter nachgedacht. Es passierte so viel damals um uns her, dass Franeks Verschwinden gar nicht auffiel. Er war einfach nicht mehr da, keiner sagte etwas dazu. Es war ja leider ein allgemeiner Zustand geworden, dass plötzlich jemand nicht mehr da war, verschwunden in Krieg und Verderben, einfach weg. Das war ja überall so, warum sollte uns Kindern Franeks Verschwinden auch auffallen! Und es sprach auch keiner mehr über ihn. Ob niemand etwas wusste? Als ich viel später, Jahrzehnte später, Elli Blaszak, unser altes Kindermädchen, nun schon 90-jährig, einmal nach Franek fragte, sprach sie aus, was damals gewiss viele gewusst hatten: *... na, den Franek haben sie doch umgebracht.* Da war der gutmütige Franek auf einmal und für immer in meinem Kopf und im Herzen auch. Ich hatte das Wort *Euthanasie* längst gehört, begriff es jedoch erst in seiner abgrundtiefen Unmenschlichkeit, als Franeks grauenhaftes Schicksal vor mir aufstieg. Seit ich bei Johannes Bobrowski *Lipmanns Leib* begegnete, sieht der aus wie Franek. Wie viele Franeks es gegeben hat, in Deutschland, in der Welt!

Der Eingang des Meuro-Stollns - Zeuge einstigen Bergbaugeschehens in Hörlitz
Foto: Rolf Radochla

Das KZ-Außenlager Schwarzheide

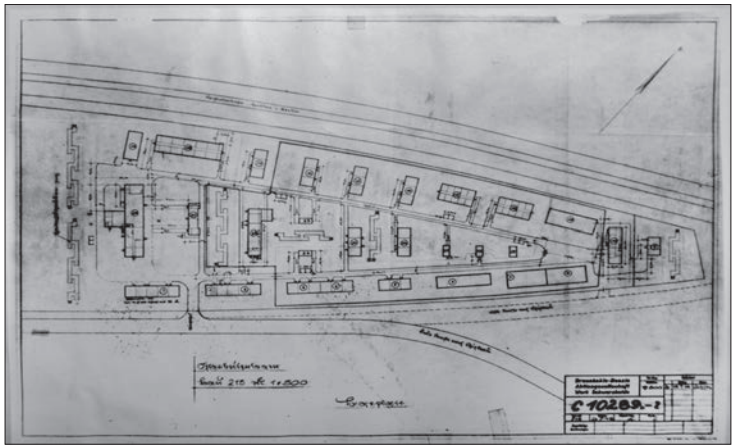
Klaus Lange

Im August 1935 begann östlich von Zschornegosda und westlich von Naundorf, die ein Jahr später zur Großgemeinde Schwarzheide vereinigt wurden, der Bau des dritten Werkes der Braunkohle-Benzin-AG (nach Böhlen und Magdeburg, vor Zeitz). Der Zweck bestand darin, auf der Grundlage einheimischer Rohstoffe, in erster Linie der Braunkohle, Treibstoffe nach der Fischer-Tropsch-Synthese herzustellen und damit den nationalsozialistischen Staat autark zu machen. Das erste Dieselöl wurde in Schwarzheide bereits im Juli 1936 und das erste Benzin im September 1936 produziert. Von 1938 bis 1943 erfolgte ein zweiter und dritter Bauabschnitt, um in großen Mengen vorwiegend Kfz- und Flugzeugbenzin produzieren zu können. Die höchste Produktion wurde im Jahre 1943 erreicht. Das Werk lieferte insgesamt 122 778 Tonnen Treibstoff.

Joseph Goebbels führte am 18. Februar 1943, drei Wochen nach dem Untergang der 6. Armee in Stalingrad, im Berliner Sportpalast eine den Durchhaltewillen der Deutschen beschwörende Großveranstaltung durch, die in der propagandistischen Frage gipfelte: „Wollt Ihr den totalen Krieg?“ Am 4. Oktober 1943 hielt Heinrich Himmler, Reichsführer SS und inzwischen auch Reichsinnenminister, in Posen seine vertrauliche Rede zur Ausrottung der Juden und zur Versklavung der unterworfenen Völker. Nunmehr wurden auch die Konzentrationslager vollständig in den totalen Krieg integriert. Es galt das Motto „Vernichtung durch Arbeit“.

Neben den großen Städten und militärischen Objekten wurden auch Industrieanlagen und Verkehrsknotenpunkte zunehmend Angriffsziele alliierter Bomberverbände. Der erste Angriff auf das BRABAG-Werk Schwarzheide wurde Pfingsten 1944 geflogen. Auf das gesamte Areal in und außerhalb des Werkes wurden im Laufe des Krieges fast 3 000 Bomben abgeworfen, von denen etwa fünf Prozent Blindgänger waren. Das wären rein rechnerisch 150 Blindgänger!

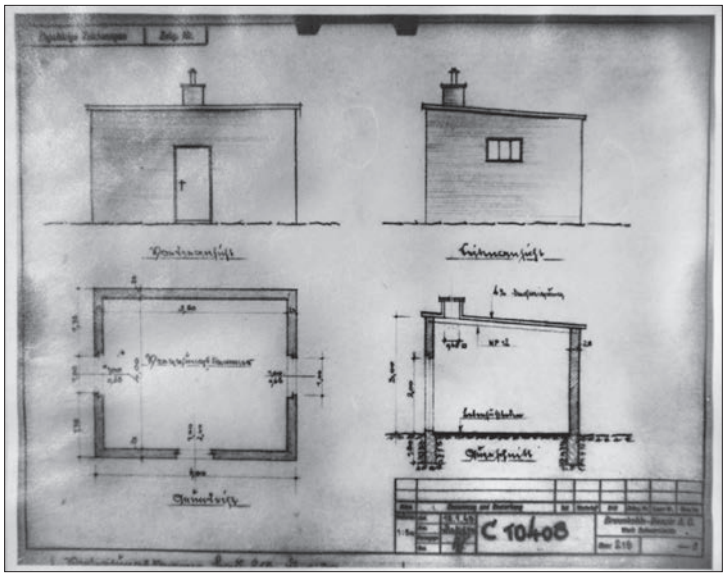
Zwar war werkseitig einigermaßen Vorsorge gegen Luftangriffe getroffen worden. Aber diese erwies sich auf Dauer als nicht ausreichend. Vorsorgemaßnahmen waren Luftschutzbunker auf dem Werksgelände und in der BRABAG-Siedlung, das Einnebeln des Werksgeländes mit Nebelbomben und eine im Wald angelegte hölzerne Schein-BRABAG. Trotzdem waren nach einem weiteren Luftangriff 50 Prozent der Produktionsanlagen zerstört.



Lageplan
Sammlung: Klaus Lange

Nach dem 26. Mai 1943 wurde an der Reichsautobahn Dresden–Berlin in unmittelbarer Nähe des BRABAG-Werkes ein Ostarbeiter-Lager errichtet, in dem auch italienische Fremdarbeiter untergebracht worden waren. Ein Jahr später, am 18. Mai 1944, wurde der Lageplan geändert. Es wurde damit begonnen, ein Außenlager des KZ Oranienburg zu schaffen.

Im Juni 1944 traf ein Vorauskommando, bestehend aus sieben Häftlingen, aus dem Lager Oranienburg in Schwarzheide ein.



Plan der Vergasungskammer
Sammlung: Klaus Lange

Am 1. Juli 1944 sonderte der Lagerkommandant des Familienlagers BIIb („B“ steht für Auschwitz-Birkenau), Schwartzhuber, gemeinsam mit SS-Ärzten 1 000 arbeitsfähige Männer aus. Die Männer wurden kahl geschoren, in gestreifte Kleidung gesteckt und nach Schwarzheide gebracht. Entscheidend für die Auswahl waren sowohl körperliche Eignung als auch bestimmte Berufe. Der Transport traf in der Nacht vom 2. zum 3. Juli in Schwarzheide mit der Bahn ein. Es ist anzunehmen, dass der Zugtransport entweder zum Bahnhof Schwarzheide-Ost ging oder direkt bis ins Werk. Der anschließende Fußmarsch war nicht viel weiter als ein Kilometer.

Die meisten Häftlinge waren tschechische jüdische Intellektuelle. Sie kamen über Theresienstadt und Auschwitz-Birkenau nach Schwarzheide. Die angekommenen Häftlinge waren darüber froh, dass die Baracken beheizbar waren und die Schlafpritschen mit Matratzen versehen wurden. Die Verpflegung war nicht besser als in anderen Lagern auch. Gegen Kriegsende verschlechterte sich die Ernährungslage rapide. Der Kalorienverbrauch infolge hoher körperlicher Arbeit überstieg die mögliche Kalorienzufuhr um ein Vielfaches. Entkräftung und Mangelkrankheiten waren die Folge. Kranke Häftlinge wurden nach Sachsenhausen transportiert. Für verbrachte, gestorbene oder umgekommene Häftlinge wurde Ersatz aus Sachsenhausen zugeführt, so dass die Lagerstärke stets um 1 000 Häftlinge schwankte. Man muss davon ausgehen, dass von den in Schwarzheide Inhaftierten nur 220 überlebten.

So wie andere KZ auch, war das Außenlager Schwarzheide nach geometrischen Gesichtspunkten übersichtlich angelegt. Im Südwesten des Lagers konnte man von der Schipkauer Straße aus zum Eingang gelangen. Unmittelbar neben dem Lagereingang rechts stand eine Baracke mit den Diensträumen des Bewachungspersonals. In dieser Baracke befanden sich die Effektenkammer, die Schusterei, die Elektrikerwerkstatt, die Schlosserei und die Tischlerei.

Quer zur Eingangsbaracke war eine weitere platziert, die die Schreibstube, die Schneiderstube und die Küche enthielt. Am westlichen Ende des Lagers befanden sich zwei Krankenbaracken, eine davon verfügte über eine Leichenkammer. Im Zentrum des Lagers standen der Waschraum und die Unterkünfte für den Lagerältesten und die Kapos. Um diese Baracke gruppierten sich von Nordwesten bis Osten die sechs Unterkunftsbaracken der Häftlinge.

Das Lager wurde mit doppeltem Stacheldraht eingezäunt. Dieser war in der Regel elektrisch geladen. An den Eckpunkten standen vier Wachtürme. Diese waren mit schwenkbaren Scheinwerfern versehen. Starre Scheinwerfer befanden sich entlang des Stacheldrahtes. Eine Lagerwache lief außerhalb des Stacheldrahtes nachts regelmäßig das Terrain ab.

Außerhalb des Häftlingslagers standen nordöstlich die Unterkünfte, die Küche, der Speiseraum und ein Magazin für das SS-Bewachungspersonal. Man darf davon ausgehen, dass für die Bewachung des Lagers etwa 200 SS-Leute tätig waren.

Noch vor April 1945 wurde im Norden des Geländes eine Vergasungs-

kammer errichtet, die aber nicht in Betrieb ging.

Innerhalb des Lagers waren Splitterschutzgräben angelegt, die bei Fliegerangriffen genutzt werden durften. Den Häftlingen war es nicht gestattet, die Schutzbunker aufzusuchen.

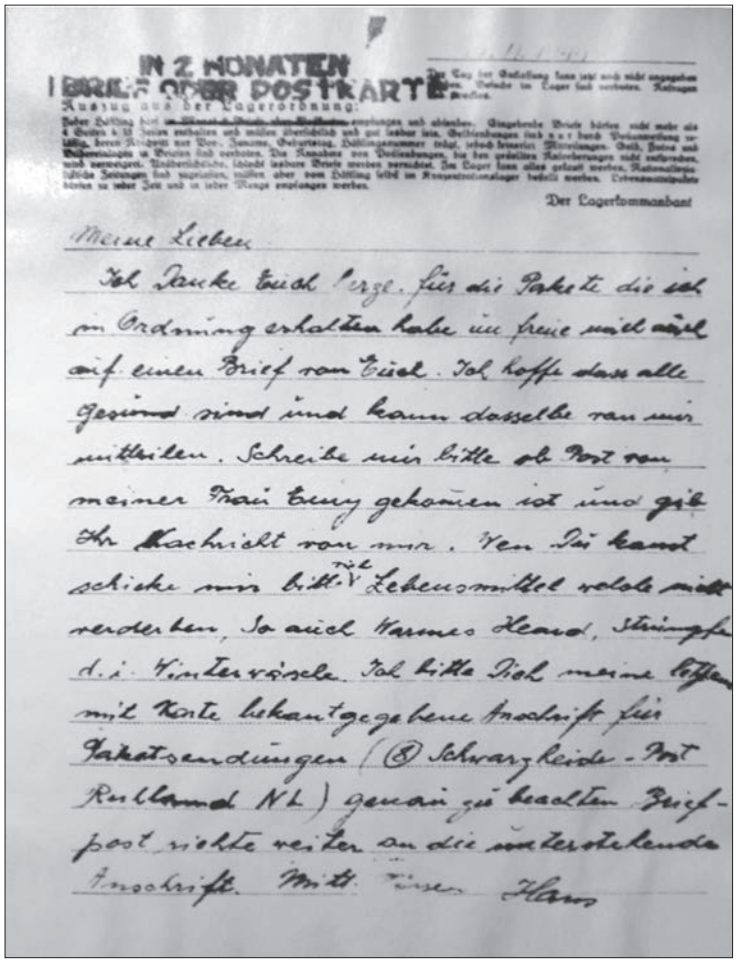
Die Hauptarbeit der Häftlinge bestand darin, im Werk Trümmer aus dem Weg zu räumen und Bombenschäden zu beseitigen. An Produktionsanlagen wurden keine Häftlinge eingesetzt. Auch bei der Errichtung der Luftschutzbunker waren Häftlinge als Transportarbeiter oder Eisenbieger tätig. Straßenschäden wurden auch außerhalb des Betriebsgeländes behoben. Kurz vor dem Heranrücken der Roten Armee wurden Häftlinge dem Bau von Panzersperren zugeteilt. Besonders ausgewählte Häftlinge wurden für ein Bomben-Entschärfungskommando eingesetzt.

Die Entschärfung von Blindgängern wurde durch einen deutschen Feuerwerker vorgenommen. Dieser war gleichzeitig Leiter der Betriebsfeuerwehr des Werkes und wohnte in Schipkau. In einem Erlebnisbericht schildert er, dass die Häftlinge zunächst die Bombe mit Werkzeug und Händen freizulegen hatten. Dafür wurden keine Betriebsangehörigen eingesetzt. Erst, wenn der Zünder freigelegt war, trat der Feuerwerker hinzu und schickte die Häftlinge mit dem Bewachungspersonal weg, um den Zünder zu entfernen. Einmal gerieten Erdreich und Blindgänger ins Rutschen und begruben den Fachmann teilweise. Als er sich selbst nicht mehr befreien konnte, hätten ihn die herbei geeilten Häftlinge vorsichtig ausgebuddelt.

Der Häftling Karel Karlowsky überlebte Schwarzheide. In einem Gespräch mit dem Autor äußerte er, dass ihm als Lagerelektriker relative Bewegungsfreiheit gegeben war. Deshalb hielt er sich oft in der Nähe der SS-Baracke auf, wenn der Großdeutsche Rundfunk Berichte von der heranrückenden Front übertrug. Für die SS schmückte Karlowsky zu Weihnachten 1944 einen Baum und versah ihn mit Beleuchtung. Ihm wurde mit Esswaren gedankt. Als zur Weihnachtsfeier die SS-Leute betrunken waren, zerschossen sie die Lampen der Beleuchtung.

Allgemein bekannt ist, dass die Air Force am 15. Februar 1945 mit 459(!) Bombenflugzeugen vom Typ B17 das BRABAG-Werk in Schwarzheide angreifen wollte, wegen ungenügender Sicht aber dann das Ausweichziel Cottbus ansteuerte und die Bomben über den Cottbuser Süden abwarf.

Über einen anderen Bombenangriff berichtete der Lagerführer des KZ-Außenlagers Schwarzheide nach


IN 2 MONATEN
BRIEF ODER POSTKARTE
Auszug aus der Lagerordnung:
Der Lagerkommandant
Meine Lieben
Ich danke euch herzl. für die Pakete die ich in Ordnung erhalten habe im freue mich auch auf einen Brief von Euch. Ich hoffe dass alle gesund sind und kann dasselbe von mir mitteilen. Schreibe mir bitte ob Post von meiner Frau Erny gekommen ist und gib Ihr Nachricht von mir. Von Dir kann schicke mir bitt. Lebensmittel vorläufig nicht verderben, so auch Warmes Hemd, Strümpfe d.i. Winterwäsche. Ich bitte Dich meine Briefe mit Karte bekanntgegebene Anschrift für Paketsendungen (Schwarzheide - Post Rußland NL) genau zu beachten Briefpost richte weiter an die untenstehende Anschrift. Mit

Brief des Häftlings H. F. mit der Nummer 85337 an eine Verwandte in Prosswitz

Sammlung: Rolf Radochla

Sachsenhausen. SS-Hauptsturmführer Sokol meldete, dass am 17. März 1945 zwischen 12:00 und 14:00 Uhr ein Fliegerangriff in vier Wellen stattfand: „unbedeutende Schäden, ein Werk-Bewacher verletzt, kein SS-Mann, 27 Häftlinge schwer verletzt, 10 Häftlinge

leicht verletzt, 8 Häftlinge getötet. Mit dem Tod einiger Schwerverletzter wird gerechnet."

Arbeitsunfähige Häftlinge wurden nach Sachsenhausen gebracht. In der Regel wurden sie von jüdischen Ärzten, die natürlich auch Häftlinge waren, notdürftig versorgt. In einem Fall erinnert sich ein Überlebender auch daran, dass man arbeitsunfähige Häftlinge nach Lieberose-Jamlitz, einem weiteren Außenlager des KZ Sachsenhausen, gebracht hat.

Gestorbene oder durch Fliegerangriffe getötete Häftlinge wurden entweder in Kisten nach Sachsenhausen transportiert oder auf dem Werksgelände oder einer in der Nähe befindlichen Kippe verscharrt. Die Gräber wurden nicht gekennzeichnet. Trotz zielgerichteter Suche gelang es nach dem Krieg nur durch Zufall, Gräber zu finden und die Leichen zu exhumieren. Es berichtete die „Märkische Volksstimme" vom 22. Mai 1946, dass bei Erdarbeiten Tote gefunden wurden, die auf dem Friedhof in Schwarzheide in Ehren beigesetzt wurden.

Es gibt mehrere Beweise dafür, dass durch das Wachpersonal Häftlinge erschossen wurden. Das erfolgte bei Fluchtversuchen, aber auch aus ganz lapidaren Beweggründen heraus. Ein bekannter tschechischer Fußballer wurde wegen einer aufgehobenen Zigarettenkippe zu Tode geprügelt. Aber nicht bei allen Umgekommenen konnte die Identität festgestellt werden. Zwei andere Häftlinge wurden vom Lager ins Werk geschickt, um die Leiche eines Mithäftlings abzuholen. Dieser sei an „Bleivergiftung" gestorben. Als die Häftlinge den Leichnam betrachteten, stellten sie vier Einschüsse fest.

Die Häftlinge versahen manche Bewacher mit Spitznamen, die deren Eigenheiten verdeutlichten. Ein SS-Bewacher hatte den tschechischen Namen „Rakoska" (Stab), weil er gern prügelte. Ein anderer wurde aus gleichem Grund „Gummicka" (Gummiknüppel) genannt. Ein Bewacher erhielt den Spitznamen „Bandaska" (Krug), weil er oft einen Krug mit Bier mit sich führte.

Die Häftlinge durften in größeren Abständen nach Hause schreiben. In den Schriftstücken konnten allerdings nur Belanglosigkeiten mitgeteilt werden. Trotzdem werden sich die Angehörigen, soweit sie sich noch an ihren ursprünglichen Wohnorten befanden, über ein Lebenszeichen gefreut haben. Auch Pakete mit Nahrungsmitteln durften durch die Häftlinge empfangen werden.

Wie andere Lager auch, wurde das Außenlager Schwarzheide beim Heranrücken der Roten Armee evakuiert. Das erfolgte am 18. April 1945. Drei Tage später nahm die Rote Armee das BRABAG-Werk ein. Der Fußmarsch sollte ins KZ Theresienstadt führen. In einer Kamenzer Fabrik wurde, nachdem einige Häftlinge infolge Erschöpfung gestorben waren, eine Ruhepause eingelegt. Da die Front sehr nahe kam, wurde überhastet aufgebrochen. In den folgenden Tagen gab es weitere Tote, an Erschöpfung Gestorbene und Erschossene.

Am 28. April oder am 5. Mai, die Angaben weichen voneinander ab, trennte die Wachmannschaft „arische" und „nichtarische" Häftlinge. Die „nichtarischen" Häftlinge wurden zunächst in Kohlewagen nach Česká Lípa gebracht und dann nach Litoměřice getrieben, wo sich die SS-Bewacher davon machten. Am 9. Mai 1945 wurden diese Häftlinge befreit und sofort durch das Tschechoslowakische Rote Kreuz betreut.

Die „arischen" Häftlinge konnten erst am 10. Mai 1945 durch die Rote Armee befreit werden.

Quellen

Kraus, Ota; Kuhlka, Erich: Die Todesfabrik, Berlin (Ost) 1958.

Lange, Klaus: Das KZ-Außenlager Schwarzheide im System der faschistischen deutschen Konzentrationslager, Dresden 1967 (Staatsexamensarbeit).

Pulda, Heinz: Das Außenlager Schwarzheide des KZ Sachsenhausen. In: Geschichte und Gegenwart des Bezirkes Cottbus (Niederlausitzer Studien) Heft 15, Cottbus 1981, S. 39 ff.

Wendler, Simone: Bomben auf Schwarzheide. In: Lausitzer Rundschau vom 15. März 2005, S. 4.

Zinke, Silvia: Brief der Leiterin des Unternehmerarchivs BASF Schwarzheide GmbH an den Autoren vom 08. Juni 1995.

Der alte Friedhof von Großräschen

Carmen Schulze

Der erste Großräschener Friedhof befand sich rings um die Kirche am Markt herum. Zwei mittlerweile stark verwitterte Grabsteine weisen noch heute darauf hin. Weil dieser Friedhof aber bald zu klein wurde, erschloss man im Herbst 1844 einen neuen, nämlich den an der alten Post. Er wurde als Vierquadrantenfriedhof angelegt und war für die Gemeinden Groß- und Kleinräschen sowie Schmogro vorgesehen. Die Kantenlänge des Friedhofs beträgt 70 Meter. Die Fläche des vierten Quadranten war als Reserve für Schmogro und Großräschen vorgesehen. Er wurde ursprünglich durch den Hüfner Roick aus Schmogro mit Birken umpflanzt.

Durch die Errichtung des im Norden angrenzenden Postamtes im Jahr 1892 ist diese Umpflanzung wohl durch die jetzt noch vorhandene 1,70 Meter hohe Ziegelmauer ersetzt worden, außer an der Südseite, wo ein Zaun die Grenze anzeigt. Die Mauer deutet auf die Handschrift von Friedrich Hoffmann hin, nämlich der Einsatz von verschiedenartigen Mauersteinen und das Einbringen von Ziegelsteinmustern, welche aber im Laufe der Zeit überputzt wurden. 1894 war auch dieser Friedhof dann überfüllt und jeder Ort, also Großräschen, Kleinräschen und Schmogro erhielt seinen eigenen Friedhof.

Am 25. Juni 1897 fand in Bückgen (Großräschen-Süd) die erste Grablegung mit der Beerdigung des Hüfners Nuglisch statt. Am 14. November 1897 folgte die erste Belegung in Großräschen mit der Beisetzung des Brauereibesitzers Wilhelm Foge, und am 20. März 1898 wurde mit dem Grab für den Invaliden Himburg der Friedhof in Schmogro eröffnet.

Der Gemeinderat von Großräschen beschloss im Mai 1933, eine angemessene Gedenkstätte für die im Ersten Weltkrieg Gefallenen des Ortes zu schaffen. Nach einem alten Schriftstück war es der Wunsch der Väter der Gefallenen den alten Friedhof für immer als Gedenkstätte zu erhalten.

In den Jahren 1933/34 wurde dieser alte, stark verwilderte Friedhof als Ehrenhain für die 236 gefallenen Soldaten umgestaltet, wobei die Säuberungs- und Planierarbeiten des verwilderten Geländes durch die „Wohlfahrtserwerbslosen“ im Winter 1933/34 durchgeführt wurden und das mit großem Eifer.

Die Finanzierung dieses Projektes war äußerst schwierig und nur durch die Hilfe von Bürgern und Unternehmen realisierbar. Die gesamte Anlage des Ehrenhains wurde von einem großen Stahlkreuz überragt, welches auf der Südseite des abgesenkten Friedhofes auf einem Postament aufgestellt war.

Gleichzeitig wurde ein aus Ilse-Klinkern errichtetes Eingangsportal geschaffen. Eine im Eingangsbereich angebrachte Tafel mit den Namen aller Gefallenen des Ortes wurde 1946 entfernt, ebenso wie der Adler über dem Portal. Es fiel auf, dass in diesem Eh-

Historische Postkarte m it dem Eingangsportal des Friedhofs im Zustand von 1934

Sammlung: Norbert Jurk

renmal kein Hakenkreuz verewigt wurde und zur Einweihungsfeier auch die jüdischen Bürger geladen waren und der damalige Bürgermeister Momberg, gleichzeitig SA-Führer des Ortes, zur Einweihungsfeier in Zivil erschien. Der Architekt dieser Anlage, Heinrich Otto Vogel aus Senftenberg, welcher später sehr erfolgreich wurde, war ebenso bei dieser Einweihung anwesend.

Der Fußboden des Feierhofes war mit den Grabsteinen des Friedhofes ausgelegt, welche wahrscheinlich ebenso wie das Stahlkreuz 1955 entfernt wurden.

An der nordöstlichen Seite des Ehrenhains wurden die 1945 bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommenen neun amerikanischen Soldaten beigesetzt, ihre Gebeine lagen bis zu ihrer Exhumierung im November 1947 dort.

Nach mehrmaligen Beräumungen wurde dieses Friedhofsgelände in den 1970er-Jahren für Gemeindeveranstaltungen genutzt, ohne großen Rummel. Der „Off-Road-Club“ versuchte es in den 1990er-Jahren mit einer Rennbahn auf dem Gelände.

Im Jahre 2000 wurde der alte Friedhof nochmals beräumt, und die beiden Außenwände erhielten neue Tore. Seitdem ist das Areal privat verpachtet.

Zeichnung: Rolf Radochla

Der rote Stern von Großräschen

Wolfgang Lehmann

Auszug aus meinen Lebenserinnerungen „Bausteine (m)eines Lebens“, aufgeschrieben im Dezember 2011 im 83. Lebensjahr

Es war im Herbst 1938. Ich war neuneinhalb Jahre alt. Wir wohnten damals in der „Gewoba“ im dritten Block in der Berliner Straße 1. Überall auf den abgeernteten Getreidefeldern und auf Wiesen ließ man nach althergebrachter Sitte Drachen steigen, die damals ausschließlich selbst gebastelt waren. Erst später gab es Drachen zu kaufen. Wissen Kinder heutzutage überhaupt noch, was ein Drachen ist? Über dünne schmale Holzleisten wurde Papier gespannt, sodass daraus entweder eine Raute oder ein mehreckiger Stern entstand. An den musste man kunstvoll Schnur so befestigen, dass beim Laufen gegen den Wind der Drachen aufstieg. Um ihn in der Lage zu halten, gehörte ein entsprechend langer und schwerer Schwanz dazu. Im allgemeinen waren dafür in ihm Papierschleifen eingebunden. Zu meiner großen Freude baute auch mein Vater einen Drachen.

Im Nachhinein finde ich das besonders beachtlich, weil ich erst später bemerkt habe, dass mein Vater handwerklich nicht besonders geschickt war, und wir keine Werkstatt oder einen werkstattähnlichen Raum hatten, was heutzutage fast selbstverständlich ist, sodass die Arbeit im Wohnzimmer getan werden musste.

Er besorgte sich schmale dünne Holzleisten, Papier, Leim und Schnur. Es entstand ein achteckiges Gebilde von etwa 1,40 Meter Durchmesser, was außergewöhnlich groß war. Am Schwanz hatte mein Vater wie üblich Papierschleifen eingebunden. Eine entsprechend lange Schnur zum Aufsteigen hatten wir auch. So gingen wir auf den Platz südlich des Schießstandes im damaligen „Lunapark“. Die ersten Aufstiegsversuche endeten kläglich, weil der Schwanz viel zu leicht war, um den großen Drachen in stabiler Lage gegen den Wind zu halten. Da holte mein Vater vom südlich benachbarten Feld Strünke von Kartoffelpflanzen und band die in den Schwanz ein. Das war ein voller Erfolg! Unser Drachen stieg „in den Himmel“ und stand dort „wie eine Eins“! Er hatte so einen Zug, dass ich allein die Schnur nicht halten konnte. Inzwischen waren immer mehr Kinder dazugekommen und bestaunten unser Wunderwerk, was mich mit Stolz erfüllte. So wurde es langsam dämmerig. Da holte mein Vater von zu Hause einen Lampion. Der hatte eine zylindrische Form, war überwiegend rot mit einem weißen Kreis, in dem sich das schwarze Hakenkreuz befand. Innen wurde eine Wachskerze angezündet und der Lampion an das Schwanzende des Drachens gebunden. Vorsichtig ließen wir den Drachen wieder aufsteigen, und der stand im nun mittlerweile dunklen Nachthimmel. Nachdem wir genug hatten, holten wir den Drachen ein und gingen nach Hause.

Wolfgang Lehmann, geboren 1929 in Großräschen, lebt heute in Rimbach (Odenwald)

Am nächsten Tag kam Elli Jordan, eine Bekannte aus der Gartenstraße, zu uns und berichtete aufgeregt über das Aufsehen, das der „rote Stern“ gestern Abend angerichtet hatte. Überall standen die Menschen in den Straßen und auf dem Marktplatz und rätselten, was dies bedeuten könnte. Ältere orakelten, dass es auf Krieg hindeuten würde (was dann ein Jahr später schreckliche Wirklichkeit werden sollte*).*

Da es damals noch keine Sensationsberichterstatter gab, konnte die Aufklärung nur langsam von Mund zu Mund erfolgen. Ich kann mich nicht erinnern, ob wir den Drachen ein zweites Mal haben steigen lassen. So blieb es ein einmaliges, unvergessliches Ereignis für mich.

Ende April vor 70 Jahren in Senftenberg

Götz Wendt

Als das Inferno des Krieges über unsere Stadt herein brach, war ich fast vier Jahre alt, aber die Ereignisse von damals haben sich tief in mein Gedächtnis eingegraben. Es kam nicht überraschend, doch viele hatten es lange verdrängt und der Propaganda der braunen Machthaber von Endsieg und Wunderwaffen geglaubt. Nun standen die Russen vor Senftenberg und bereiteten die Erstürmung der Stadt vor. Einige Tage vor dem 20. April 1945 zogen Fahrzeugkolonnen der Wehrmacht, von Buchwalde kommend den Steindamm entlang, in Richtung Norden. Ich wohnte mit unserer Mutter und drei Geschwistern im Polenzhaus am Steindamm, damals Dresdner Straße. Vater wurde 1939 zum Kriegsdienst eingezogen. Um nicht als Soldat töten zu müssen, hatte er die Möglichkeit genutzt und sich zum Sanitäter ausbilden lassen. Ein Sgraffito am Turmgiebel des Hauses, was mein Vater dort zum Andenken an Hans von Polenz (1369 – 1437), Landvogt der Niederlausitz und Schlossherr zu Senftenberg, geschaffen hatte, gab dem Haus den Namen. In Ermangelung eines authentischen Porträts des berühmten Senftenbergers gestaltete der Maler es nach seiner Fantasie. Einige meinen, es sehe dem Schöpfer ähnlich.

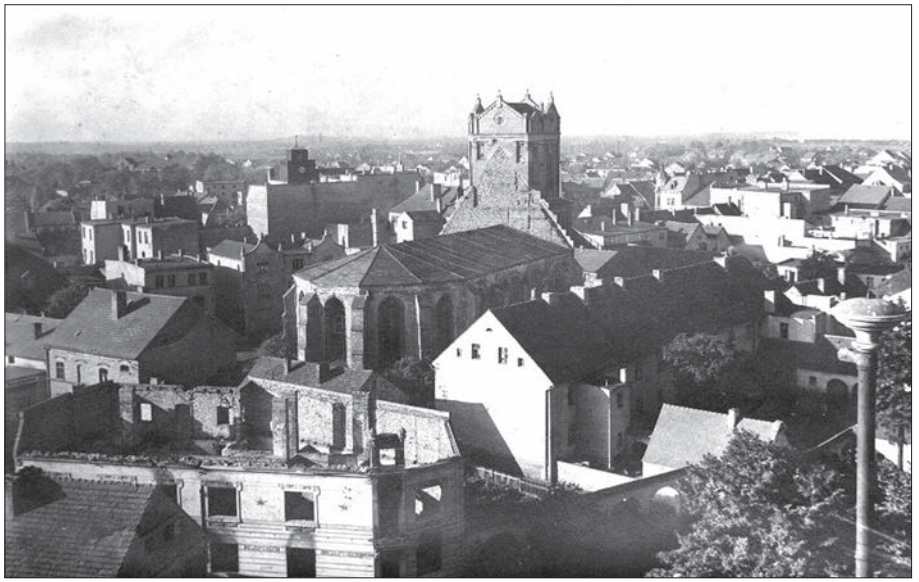
Oft stoppte die Kolonne der Wehrmachtsfahrzeuge, und wir Kinder wurden von den LKW und Panzern angezogen. Neugierig und beeindruckt sprachen wir mit den Soldaten, die in die letzte Schlacht zogen. In den Monaten zuvor wurden die Senftenberger immer wieder gezwungen, Schutz in ihren Kellern zu suchen, denn es gab immer häufiger Fliegeralarm. Die alliierten Bomber hatten es meist auf die BRABAG, heute BASF, in Schwarzheide abgesehen, denn dort wurde aus Braunkohle das wichtige Benzin für die deutsche Wehrmacht hergestellt (siehe hierzu Seite 47 und „Kippensand 2014“, Seite 41).

Im Morgengrauen des 23. Februar 1945 wurden wir durch einen fürchterlichen Krach aus den Betten geholt. Was war geschehen? Eine deutsche Frachtmaschine vom Typ Ju 52, die zur Versorgung der von sowjetischen Truppen eingeschlossenen „Festung Breslau“ eingesetzt war, wollte auf dem Feldflugplatz, gelegen zwischen Buchwalde und Großkoschen, notlanden. Heute befindet sich dort der Senftenberger See. Angeschossen durch feindliches Flakfeuer konnte der Pilot die Maschine nicht mehr in der Luft halten und stieg in letzter Sekunde aus. Er hatte Glück. Sein Fallschirm konnte sich bei der geringen Höhe nicht voll entfalten, verfing sich aber in den Ästen eines Baumes vom Schlosswall. Eine willkommene Stofflieferung von Fallschirmseide für schneidernde Frauen in der Notzeit. Die Maschine stürzte circa einen Kilometer vor dem Ziel und nur 200 Meter von unserem Haus entfernt in das Kommandantenhaus des Schlosses und teilte es in zwei Hälften. Unser Dienstmädchen, Traudel Kluge, wohnte darin und überlebte. Ihre Nachbarn, ein Ehepaar, kamen dabei um. Die Flugzeugtrümmer wurden später vor dem Jahn-Denkmal zwischen gelagert, weil der LKW für den Abtransport nicht durch das Schlosstor passte. Das Verladen der Überreste habe ich noch in Erinnerung, denn ich war sehr beeindruckt von den vielen Teilen und wunderte mich, als nur ein Mann einen Teil eines Flügels mühelos auf einen Anhänger warf. Von Leichtbauweise verstand ich damals noch nichts.

Jetzt war Senftenberg zur Frontstadt geworden. Ein zusammengewürfelter Haufen von versprengten Wehrmachtssoldaten und Volkssturm, dieser bestand aus Hitlerjungen, manche kaum 14 Jahre alt, Rentnern und Kriegsun-

tauglichen, das war das letzte Aufgebot. Doch lassen wir dazu lieber den Leutnant Heinrich Schönfeld berichten, der seine Erlebnisse für den Heimatverein Senftenberg aufschrieb. Er hatte sich in Berlin am 16. April 1945 einen Marschbefehl zu seiner Einheit nach Cottbus mit Umweg über seinen Heimatort Senftenberg, ausstellen lassen: *In Senftenberg angekommen, lauerten am Fahrkartenschalter wieder die „Kettenhunde“* (Militärpolizei) *und kontrollierten Soldaten und Marschpapiere. Ich hatte mich täglich beim Festungskommandanten von Senftenberg zu melden. In den folgenden Tagen griffen die Sowjets mit Schlachtflugzeugen im Tiefflug den Ostteil und den Bahnhof der Stadt an. Es gab erhebliche Verluste, darunter auch viele Verwundete, die im angegriffenen Lazarettzug auf dem Güterbahnhof lagen. In der Stadt herrschte zu dieser Zeit ein großes Durcheinander. Soldatenverbände und Flüchtlingstrecks zogen durch die Straßen gen Westen, typische Auflösungserscheinungen.*

Eine mir am 20. April 45 übergebene bunt zusammengewürfelte Truppe löste sich bis zum Nachmittag schnell wieder auf. Ich hatte den verschiedenen Bedürfnissen dieser Menschen nichts in den Weg zu legen, entließ sie, auch meinen Schulkameraden Joachim Marhofer zum Hinterausgang im Hotel Mingau. Der Festungskommandant sah das anders. Den Befehl zum Rapport bei ihm konnte ich aber nicht mehr wahr-



oben:
1949 – Blick zur Peter-und-Paul-Kirche

unten:
1945 – Flugzeugabsturz in das Kommandantenhaus

Fotos: Bildsammlung Kreismuseum Senftenberg

nehmen, Schlag 17.00 Uhr, eröffneten die Sowjets mit vielen Granatwerfern das Feuer auf Senftenberg. Viele Zivilisten und Soldaten wurden auf Straßen und Plätzen von dem Feuerüberfall überrascht und konnten nicht mehr rechtzeitig in Deckung gehen. Mit zwei Soldaten versuchte ich Verwundete zu bergen. Nur zu oft hatte man Tote oder Sterbende im Arm. Die Russen setzten nach dem schweren Beschuß vom Nachmittag das Störfeuer in der Nacht fort. An mehreren Stellen brannte nun die Stadt. Das brennende „Capitol" mit der Manolita-Bar am Neumarkt erhellte gespenstisch die Innenstadt. In dieser Nacht wurde ich beim Einschlag einer Granate auf der Dresdner Straße am Stadtpark durch zwei Granatsplitter zum dritten Mal verwundet. Mein Melder, der mir als Ortskundigem vertraute und auch ohne Befehl folgte, denn von Sedlitz und Sorno rückten die Sowjets an, wurde dabei tödlich getroffen. Ohnmacht und Hilflosigkeit mußten nun aber dem Willen zum Überleben weichen. Der ab und an aufflackernde Widerstand diente nur noch zur Sicherung und Deckung des eigenen Rückzuges. Ein hilfsbereiter Soldat legte mir einen Notverband an und stützte mich beim Hinken durch die leer gewordenen Straßen. Jetzt nur nicht als verwundeter GD-Angehöriger („Großdeutschland") den Sowjets in die Arme laufen. Beim mühsamen Überqueren der Dresdner Straße vom Amtsgericht zur Wendischen Kirche nahm uns ein aus der Grünstraße eindringender sowjetischer Stoßtrupp sofort unter Feuer. Es gelang uns beiden vor dem Giebel der Wendischen Kirche in Deckung zu gehen und über den Kirchplatz, die wie ausgestorben daliegende Stadt in Richtung Senftenberg II (Hörlitz) zu verlassen. Die heute noch sichtbaren Einschüsse am Giebel der Wendischen Kirche, die meinem Kameraden und Samariter und mir galten, erinnern nicht nur an das Glück, was man bei diesem Überlebenskampf hatte, sondern auch an das schwere Leid und die große Not, die der Stadt mit ihren Menschen am Ende eines wahnwitzigen Krieges zugestoßen sind. In den Mittagsstunden des 21. April 1945, als ich an einer unnötig errichteten Panzersperre vor Senftenberg II in ein Sanitätsfahrzeug verladen wurde, sah ich total erschöpft, fast teilnahmslos, wie die ersten Flammen aus dem Senftenberger Kirchturm in den Himmel schlugen."

Durch die Schilderungen des Leutnants Schönfeld erkannte ich, dass seine Verwundung und der Tod seines Kameraden in der Nähe unseres Wohnhauses geschehen sein musste. Heute noch sind am gegenüberliegenden Haus Nr. 17, damals dem Augenarzt Dr. Braun gehörend, die Spuren der explodierten Granaten am Sockel zu sehen. Splitter durchschlugen die Fenster des Polenzhauses und stecken noch heute in den Türen unseres Wohnzimmerschrankes. Glücklicherweise hatte uns die Mutter bereits einen Tag zuvor im Bunker des Bergbauhauses (jetzt Landratsamt) untergebracht. Er befand sich damals unterirdisch zwischen dem Bergbauhaus und dem heutigen Plattenbau an der Schwarzen Elster.

Der 20. April 1945 war ein schöner Frühlingstag, die Sonne schien, und wir Kinder spielten draußen vor dem Bergbauhaus. In einem kindlichen Einfall probierte ich, ob ein Kieselstein auch in meine Nase passen würde. Rein ging er, aber von dem Stein befreien konnte mich selbst meine geplagte Mutter nicht. Auf dem Gepäckträger eines 15-jährigen Jungen kam ich eiligst in die Praxis von HNO-Arzt Dr. Kallusky in der Albertstraße 7, heute Puschkinstraße. Er zog mir den bereits tief in der Nase steckenden Stein heraus. Ich war wohl sein letzter Patient, denn am nächsten Tag brachten er und seine Frau sich um, weil beide die brutalen Übergriffe der russischen Soldaten auf seine Frau nicht verkraftet haben. Die Arztvilla erhob bald darauf der sowjetische Stadtkommandant von Senftenberg zu seiner Residenz. Zusammen mit meiner Familie war ich zum Jahreswechsel 1945/46 noch einmal in diesem Haus, als der Stadtkommandant Soldatow uns zum Jolkafest eingeladen hatte. Unsere Mutter dolmetschte damals für die Besatzungsmacht, was ihr zum grausamen Verhängnis wurde: Zehn Jahre

Zwangsarbeit in sowjetischen Gulags auf Grundlage eines Stalin-Befehls. Ein Schicksal, was sie mit vielen unschuldigen Menschen damals teilten musste.

Nach der Nasenoperation war ich wieder zurück am Bunker, und nun lasse ich meine Schwester Ina berichten, damals fast sieben Jahre alt, wie sie die Ereignisse erlebte und für ihren Sohn aufgeschrieben hat: *Plötzlich, mitten in unserem Versteckspiel, knallte es.* (Es war der 20. April 1945 und gerade 17:00 Uhr.) *Instinktiv griff ich die Hand meines kleinen Bruders und stürzte die Treppe zum Bunker hinunter. Mutter kam uns mit dem Jüngsten auf dem Arm entgegen, erleichtert seufzend. Wir waren in Sicherheit, aber Jutta (die Älteste, damals 10 Jahre alt) fehlte. Während des ganzen Beschusses sprang die arme Mutter von Bunkerluke zu Bunkerluke und rief nach ihrem Kind. Zum ersten Mal sah ich unserer Mutters große Angst. Die Augen waren tiefschwarz. Nach einer Angriffspause tauchte Jutta wieder auf. Sie war auf der Toilette, als die Hölle über uns hereinbrach und konnte nicht in Deckung gehen. Das Klo lag ungeschützt hinter einem Schuppen, ein Stück entfernt vom Bunkereingang. Ein Lastwagenfahrer hatte sie unter einen Wagen gezogen.*

In unserem Bunker waren wir vor Bomben geschützt, aber nicht vor plündernden (sowjetischen) Soldaten. Als sie in kleinen Gruppen aufkreuzten und von

Nach dem Krieg

oben: Bahnhofstraße, Ecke Laugkstraße

unten: Bahnhofstraße, Ecke Töpferstraße

Fotos: Bildsammlung Kreismuseum Senftenberg

ihren „Kriegsrechten" Gebrauch machen wollten, schrie eine weibliche Stimme aus dem gegenüberliegenden Raum gellend nach Frau Wendt um Hilfe. Mutter konnte Russisch, das wußte man. Es war Wahnsinn, aber sie ging tatsächlich hin und holte die Ärmste zu uns rein, wo sie sich mit zitternden Händen ihre Strümpfe wieder an den Halter knüpfte. Die Sieger rächten sich. Es wurde geplündert, vergewaltigt, getötet. Viele wählten den Freitod. Die Schmach war unerträglich."

Die letzten Verteidiger der Stadt waren längst Richtung Westen abgezogen. Es wurde nicht mehr geschossen, denn Senftenberg war durch die sowjetische Armee erobert. Trotzdem brannten immer wieder Häuser in der Stadt, doch diesmal nicht durch den Beschuss. Es gab viele „Fremdarbeiter" hier, dies waren Kriegsgefangene, welche die fehlenden deutschen Arbeitskräfte ersetzen mussten. Plündernd zogen auch diese durch die Straßen und legten aus Rache Feuer. Die meisten Senftenberger hatten ihre Stadt verlassen und waren geflohen. Ihre Haustiere hungerten in den Ställen oder streunten in den Straßen der Stadt umher.

Mutter verließ mit uns den Bunker. Zurück ins Polenzhaus wollte sie nicht mehr. Es war ihr, allein mit den Kindern, zu unsicher dort. Sie beschloss, mit uns in das Haus unserer Großeltern in der Brauhausstraße zu gehen. Auf dem Neumarkt angekommen, sahen wir noch das qualmende „Capitol" und davor lagen, noch im Geschirr, zwei tote Pferde. Auf dem Kutschbock lag der tote Gespannführer. Ein Fohlen irrte um die toten Pferde herum und lief auf uns zu. Ich fürchtete mich sehr vor dem hilflosen Tier. Es war nicht mehr weit bis zum Haus der Großeltern, aber auch dieses war durch den Beschuss beschädigt worden. Eine von den Granaten, die das „Capitol" in Brand geschossen und den Mann mit seinen Pferden tötete, hatte das Dach durchschlagen und blieb in der Zimmerdecke der unteren Etage stecken. Die Spuren sind heute noch sichtbar.

Eine kampflose Übergabe der Stadt durch den Wehrmachtskommandanten hätte den Bewohnern viel Leid und Zerstörung erspart, aber Kriege folgen nicht den Gesetzen der Vernunft. Stattdessen folgte der Wehrmachtskommandant einem sinnlosen Hitler-Befehl, dem Feind nur verbrannte Erde zu hinterlassen. Als die Erstürmung unserer Stadt durch die sowjetischen Truppen begann, setzte er sich in Richtung Westen ab und überließ Stadt und Bewohner ihrem Schicksal.

Nur noch wenige Häuser, wie das in der Töpferstraße 9 und dem Steindamm 17, natürlich auch das einst mit einem Kunstpreis des deutschen Malerhandwerks ausgezeichnete Sgrafito an der Wendischen Kirche, weisen noch heute Spuren des Krieges auf. Bei Letzterem hat man bei der Restauration bewusst auf die Beseitigung der Kriegsspuren verzichtet. Sie sollen nachfolgenden Generationen als Mahnung dienen und an einen sinnlosen Krieg erinnern (siehe „Kippensand 2014", Seite 30). Aber nicht nur Kampfspuren zeugen von der einstigen Eroberung und jahrelangen Besetzung unserer Stadt. Es gab an einigen Häuserwänden russische Schriftzeichen. Sie dienten meist der Besatzungsmacht zur Orientierung, oder es waren auch nur Propagandaparolen. Heute sind sie durch den Sanierungsboom nach der Wende verschwunden. Aber an einem Haus, der Nr. 8 am Kirchplatz, sind heute noch, selbst nach der Restaurierung, einige verwaschene kyrillische Buchstaben vorhanden, die übersetzt etwa so lauten könnten: „Ewiger Ruhm den Helden der Sowjetischen Truppen".

Liebe geschichtsinteressierte Leser,
helfen Sie mit!
Wo befinden sich noch weitere sichtbare Spuren des Krieges und der Besatzungszeit in Senftenberg?
Der Heimatverein Senftenberg wäre dankbar für Hinweise.
(E-Mail: goetzwendt@kabelmail.de oder Tel.: 03573 - 2071)

„Du gehen zu Mama, nicht Kommandantur“

Günter Georgi

Die letzte Kriegsweihnacht im Jahre 1944 war vielerorts von Trauer überschattet. In der Tageszeitung stand an unübersehbarer Stelle: „In diesem Jahr gibt es nicht viel zu schenken, in diesem Jahr müssen alle denken, es ist Krieg, hilf zum Sieg, auf Karten und Scheine jedem das Seine“.

Noch im zweiten Lehrlingsjahr bei der Sparkasse am 15. Februar 1945, wurde ich zunächst Arbeitsdienstmann und überlebte den schweren Luftangriff auf Cottbus am gleichen Tag. Zusammen mit meinem Freund stand ich an der Gulaschkanone, als Fliegeralarm ausgelöst wurde. Gemeinsam eilten wir in einen Splittergraben. Dann kam das Unheil über und auf uns. Nach dem Bombardement wurden die zahlreichen Opfer geborgen, darunter auch mein Jugendfreund. Hatte er im Graben einfach nur die falsche Stelle erwischt? So dicht liegen Leben und Tod oft beieinander.

Am 28. Februar 1945 wurde ich in Oldenburg der Wehrmacht übergeben und kam zur Panzergrenadier-Ausbildung nach Dänemark. Als die Rote Armee vor der Einnahme der Hauptstadt Berlin stand, kam der Marschbefehl in diese „heiße Zone“. Vor dem Überschreiten der dänisch-deutschen Grenze war Kriegsende.

Ich erinnere mich an das jähe Lebensende eines Menschen, der noch nach der Kapitulation im besetzten Dänemark eines gewaltsamen Todes sterben musste. Der Oberfunker aus Berlin, Vater von zwei kleinen Kindern, hatte sich nach Kriegsende, aber noch unter der Wehrmachts-Befehlsgewalt, geäußert, dass nun andere Zeiten anbrechen würden. Das war sein Todesurteil. Kurzerhand sperrte man ihn ein, und ein Offizier sprach mehrmals beim Appell so laut vom „Umlegen dieses Lumpen“, dass es der Inhaftierte mit Sicherheit hörte. So in Todesangst versetzt, unternahm er einen Ausbruchsversuch und wurde dabei durch einen gezielten Schuss tödlich verletzt. Das drei Mann starke Beerdigungskommando, zu dem auch ich eingeteilt war, erhielt den Befehl, „den Mann ehrenlos zu begraben“. Kein schlichtes Kreuz, nicht einmal ein Hügel durfte seine letzte Ruhestätte markieren. Brieftasche und persönliche Dinge gingen mit in die fremde Erde.

Nach mehrwöchigem Aufenthalt im Internierungslager in Büsum kam dann die Entlassung als Landhelfer. Doch kein Bauer wollte mich beschäftigen. Stets die gleichen Fragen: „Können sie melken, anspannen, pflügen?“ Doch das alles konnte ich eben nicht. So machte ich mich im Sommer 1945 über die „grüne Grenze“ zurück in die Lausitzer Heimat.

In Finsterwalde, da noch in einer Soldatenuniform steckend, erfolgte die Festnahme durch einen Rotarmisten. „Du kommen auf Kommandantur und du wie alt?“ Meine Antwort mit Fingersprache – 16 Jahre. Darauf der Rotarmist: „Du gehen zu Mama, nicht Kommandantur“. Ein einst feindlicher Soldat hat Schicksal gespielt und vielleicht mein Leben gerettet. Wie ich später erfuhr, kamen jene auf die Kommandantur Gebrachten als Kriegsgefangene nach Russland. Was für ein Glück hatte ich damals. Eine neue Zeit begann …

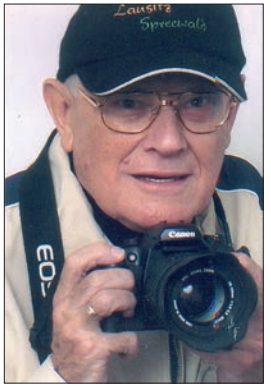


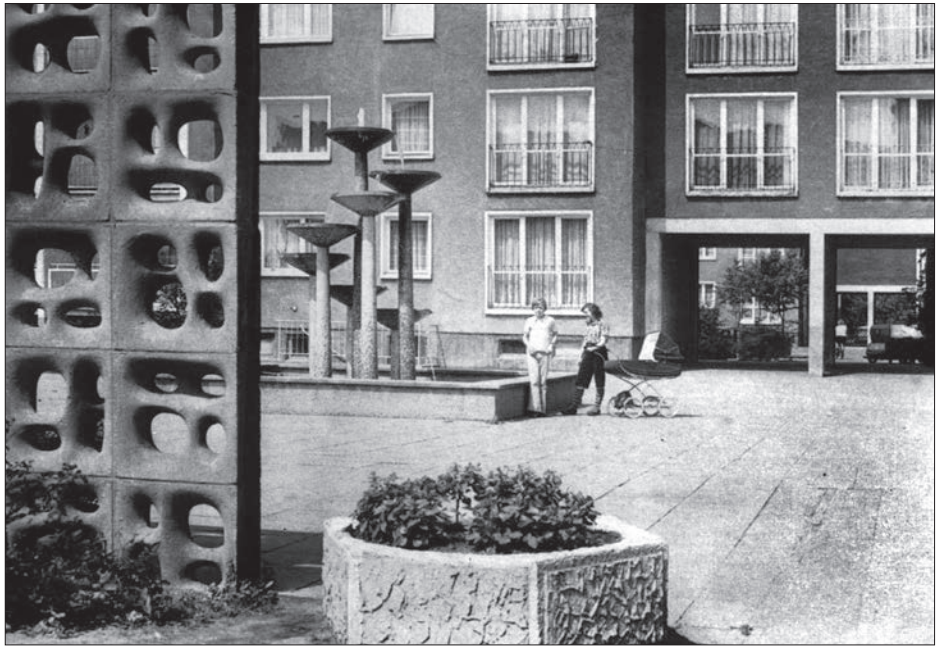
Foto: Günter Georgi

Das Gedicht von Günter Georgi wurde von der Goethe-Gesellschaft Frankfurt am Main für die Große Staatsbibliothek Deutscher Dichtung ausgewählt

Frieden

In der Zeitung keine Frontberichte
Fremd die Nachricht „Gefallen für das Vaterland“
Im Kindergarten „Ringel-Ringel-Reihe“
Immer Brot im Haus, Kaffeeduft,
Luxusseife, Nacht für Nacht im Federbett
Im Luftschutzbunker leere Bänke

Senftenberg - auf dem Altmarkt. Typisch für die Stadt in den 1970er-Jahren: die Benutzung von Fahrrädern. Quelle: Willkommen im Bezirk Cottbus, Herausgeber: Rat des Bezirkes Cottbus, 1985, Gestaltung: DEWAG, Foto: Gerd Rattei



Senftenberg, Wohngebiet „Am See“.
Quelle: Der Bezirk Cottbus grüßt seine Gäste, Herausgeber: Rat des Bezirkes Cottbus, 1978, Gestaltung: DEWAG, Foto: Erich Schutt

Die Burgkapelle – die erste Kirche in Senftenberg

Von Quellen, Schriften und Vermutungen

Hans-Peter Rößiger

Geschichte aufzuarbeiten verlangt Kenntnis der Quellen. Was jedoch, wenn solche nicht mehr vorhanden sind oder nie wirklich vorhanden waren? Muss man diesen Teil dann unbearbeitet lassen? Wie weit darf man dafür zeitgleiche Entwicklungen in benachbarten Orten heranziehen? Auch die Frühgeschichte unserer Stadt lässt sich in verschiedenen Momenten kaum wissenschaftlich nachweisen. Es gibt dafür kaum Belege. Teilweise sind diese verbrannt oder anderweitig vernichtet worden, wenn sie überhaupt vorhanden waren. Glaubt man dann in älteren Chroniken dienliche Sachverhalte zu finden, stellt man auch dort unterschiedliche Aussagen fest. So verhält es ich auch mit den historischen Darlegungen zur Kapelle zum Heiligen Kreuz, einem wichtigen Bestandteil der Senftenberger Kirchengeschichte.

Während der deutschen Ostexpansion entstand bereits in frühester Zeit, etwa um das Jahr 1000, in der hiesigen Elsterniederung eine Burgwarte. Diese frühe Form der Befestigung stellte sich wohl auch hier anfangs in Form eines sogenannten Steinstocks dar, also eines Wehr- und Wohnturms. Neben ihm befand sich oft ein Wirtschaftshof. Von dieser Burgwarte aus sicherte man anfangs den hiesigen Elsterübergang und die der Burgwarte zugefallenen Siedlungen. Diesen Burgbezirk nannte man im zehnten, elften Jahrhundert Burgward oder Burgwardien.

Aus diesem anfangs militärischen Posten entwickelte sich im Rahmen der im 12. und 13. Jahrhundert beginnenden Besiedlung durch deutsche Handwerker und Bauern, die sich bis in das 14. Jahrhundert fortsetzte, bald eine Burganlage, die immer stärker nun auch zum administrativen und kirchlichen Mittelpunkt des ehemaligen Burgwartbereiches wurde.

Von hier aus begann nun nicht nur die politische und wirtschaftliche Unterwerfung der hier seit dem siebenten Jahrhundert siedelnden sorbischen Bevölkerung, sondern auch deren Christianisierung.

Da die neuen Grundherren Christen waren, können wir davon ausgehen, dass diese sich innerhalb dieser Wehranlage oder unmittelbar in deren Schutze sehr früh eine kleine Kapelle bauten, um darin ihren geistlichen Zuspruch zu finden.

Dies bestätigte der Senftenberger Oberpfarrer Liebusch in seiner Chronik von 1827 auf Seite 65: *Die bezeichnete Sümpfenburg war die gewöhnliche Residenz der Dynasten von Senftenberg, und sie hatten in derselben eine Kapelle, in welcher die hiesigen Geistlichen, insbesondere aber der Pfarrer als Schlossprediger, Gottesdienst hielten.*

Diese Kapelle war wohl dem Heiligen Kreuz geweiht. Und sie war somit das erste Kirchengebäude unserer Stadt. Ausgeführt war sie noch sehr einfach, in einer Holz-oder Fachwerkbauweise.

Die eigentlichen Kirchengründungen und Pfarreibildungen erfolgten dann vornehmlich im 13. und 14. Jahrhundert. (Dr. R. Lehmann)

Verbunden war der Zustrom deutscher Siedler mit einer damit einhergehenden Gründung von Marktflecken, die sich rasch zu Wirtschaftszentren des jeweiligen Burwards entwickelten.

Diese entstanden meist in unmittelbarer Nähe einer Burg, deren Schutz auch die Neusiedler bei der Gründung ihrer Wohnplätze gern in Anspruch nahmen. Somit wurden Burg und

Die ehemalige Kapelle zum Heiligen Kreuz in Senftenberg, dargestellt in der Paulitz-Chronik von Senftenberg, II. Teil, Tafel 1. Die Grafik wurde ausgeführt von R. Jänichen

Reproduktion: Archiv der Stadt Senftenberg

Marktflecken zu einem wesentlichen Impuls für die Entstehung von Städten, welche in der Regel nach vorgegeben Strukturen entstanden.

Senftenberg ist eine solche planmäßige Stadtanlage des frühen Mittelalters und entspricht in seiner heute noch wunderbar abzulesenden baulichen Grundstruktur umfänglich dem damaligen nordostdeutschen Normalschema einer solch „planmäßigen" Anlage.

Die Gründer solcher Städte waren, wie auch jene der Kirchen, stets die Grundherren, welche die landeherrliche Gewalt innehatten oder durch eine solche mit jenem Gebiet belehnt worden waren.

Mit dem Ausbau der Stadt begann auch der Bau der Peter-und-Paul-Kirche unmittelbar zum Markt gelegen. Ursprünglich auch hier in einfacher Bauform, doch schon bald steinern ausgeführt. Als Gründer dieses Gotteshauses benennt man die damaligen Grundherren von Senftenberg, die von Köckritz.

Mit dem Ausbau der Burg im Laufe der frühen Jahrhunderte verschwand die ursprünglich mit der Burgwarte entstandene Kapelle. Die Dynasten Senftenbergs nutzten jetzt ihre Kirche in der vor ihnen liegenden Stadt.

Nach den im Jahre 1290 erstmals urkundlich nachgewiesenen Besitzern Senftenbergs, den Herren Konrad und Johann von Senftenberg, welche dem Geschlecht der Ileburger entstammten, erwarben die von Köckritz, ein bedeutendes Niederlausitzer Adelsgeschlecht, in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Herrschaft. Diese wiederum verkauften sie noch im gleichen Jahrhundert wohl insgesamt oder in Teilen an die von Schaffgotsch, einer später vor allem in Schlesien bedeutenden Adelsfamilie. Die von Schaffgotsch ließen nun in der Nähe des „Köckritschen Vorwerkes", außerhalb der Stadt eine Kapelle errichten.

So berichtet es die Kittelsche Chronik von 1681: *Ingleichen hat ehegedachter Herr von Schaffgotsch auch in Senftenberg verschiedene geistliche Lehenschaften gestiftet, als … 2. Capellam S. Crucis vor der Stadt …*

Kirchen „Zum Heiligen Kreuz" sind Gotteshäuser, die dem Heiligen Kreuz geweiht sind, an welchem Jesus verstarb.

Die Entstehung dieser Kapelle sollten wir in die Mitte des 14. Jahrhunderts datieren, denn 1382 erscheint erneut ein Johann von Köckritz als Besitzer Senftenbergs.

Den Anlass für den Baues der Kapelle können wir indes nur vermuten. Schriftliche Belege gibt es heute nicht mehr. Eine Parallele zum ersten Gotteshaus in der frühen Burganlage wäre jedoch denkbar, könnte es doch sein, dass Schaffgotsch den Verlust der Burgkapelle durch den Bau einer neuen auszugleichen suchte. Andererseits stand damals auf jenem Flecken ein Steinkreuz, ein frühes Sühnezeichen. Dieses ist heute noch in der Friedhofsmauer zu erkennen. Auch dies könnte im Zusammenhang mit dem Kapellenbau stehen. So bleiben für den Grund der Errichtung der Kapelle erneut nur Vermutungen.

Die Paulitzsche Chronik hingegen datiert die Entstehung der Kapelle zum Heiligen Kreuz in das Jahr 1446 und sieht diese gestiftet von Nickel von Polenz, der jene auch mit reichen Einkünften ausstattete. Im Jahre 1504 bestätigte der Meißner Bischof Johann VI. eine Schenkung des Ritters Peter von Polenz an die Kreuzkapelle vor Senftenberg. Wir können also davon ausgehen, dass die von Polenz an gleicher Stelle eine neue Kapelle errichteten.

Paulitz waren wohl jene Schriften, welche Schaffgotsch als Gründer der Kapelle zum Heiligen Kreuz benennen, nicht bekannt oder damals nicht zugänglich.

Da im Laufe der Jahrhunderte immer wieder Urkunden verloren gingen, hatte wohl Kittel zu seinen Lebzeiten, dem 17. Jahrhundert, noch den Zugriff auf Urkunden, welche im 19. Jahrhundert nicht mehr vorhanden waren.

Andererseits waren seit der „Wiederaufrichtung" der Kapelle durch Nickel von Polenz und deren Ersterrichtung durch die Schaffgotsch immerhin 100 Jahre ins Land gegangen. Eine lange, wohl zu lange Bestandzeit für ein in Fachwerkbauweise errichtetes Gotteshauses.

Dies unterstreicht auch ein Bericht aus dem Jahre 1540, den Paulitz heranzieht und aus welchem hervorgeht, dass nicht einmal 100 Jahre später *die Kapelle erneut wüst und zu mehreren Teilen abgethan* (abgebrochen) *ist, und ist alda ein gemeinhin Sepulturia* (Begräbnisplatz) *verordnet und eine Mauer angefangen.*

Lag im Mittelalter die geweihte Begräbnisstätte unmittelbar um die Pfarrkirche innerhalb der Stadt, begann man bereits im Spätmittelalter, also im 14. und 15. Jahrhundert, den Begräbnisplatz außerhalb der Stadtmauern zu verlegen.

Damit beginnt der dritte Teil der Geschichte der Kapelle zum Heiligen Kreuz. Auch die Senftenberger verlegten nun ihren Bestattungen auf den Acker nahe dem ehemaligen Köckritzschen Vorwerk, den heutigen „Alten Friedhof". Spätestens seit Beginn des 16. Jahrhunderts haben sie dort ihren Toten die letzte Ruhe gegeben.

Die Reste der noch vorhandenen Kapelle zum Heiligen Kreuz nutzte man nun zum Ausbau dieser als Begräbniskirche. Als während des Dreißigjährigen Krieges im Jahre 1637 *Kayserl. Streiffrotten* (Kittel), *Kroaten* (bei Paulitz) unser Gebiet durchstreiften, plünderten sie die Dörfer Thamm und Jüttendorf, legten Feuer und äscherten die Kapelle auf dem Friedhofe ein. Rund 50 Jahre war sie danach nicht nutzbar.

Betreffs ihrer Wiederaufrichtung scheiden sich auch hier die chronistischen Geister. Kittel bemerkt dazu: *Mittlerzeit sind die gewöhnlichen Leichenpredigten in der deutschen Kirche gehalten worden, bis man endlich am 3. Julii a. 1686 angefangen, diese alte eingeäscherte Begräbniß-Capelle oder Kirche auff der Jüttendorfer Gemeinde neu zu erheben, selbige binnen zwei Jahren vollendet, so dann am 17. Junii a. 1688 in anhsehnlicher Versammlung und Procession sämtlicher Kirchen- und Schulbedienten, Rhats-Collegii, urgerschafft und Eingepfarrten vom Lande, mit Singen, Predigen und Beten, solenniter investiret; wobey man 7 Rthlr. 12gr. Eingelegt befunden. A. 1690 8 Julii hat ein Tischler von Finsterwalde den neuen Altar darinnen auffgesetzt, nachdem bereits a. 1689 ein Tischler von Hoyerswerde die Cantzel auffgestellet, welche folgends nebst dem Altare Herr Burgermeister Barthol Rademacher auff eigene Kosten mahlen lassen.*

Bei Paulitz begann man die Kapelle bereits 1684 wieder aufzubauen und am 17. Juni 1686 festlich einzuweihen. Immerhin zwei Jahre Unterschied.

Paulitz beschreibt in seiner Chronik die Weihe wie folgt: *In der Schule versammelten sich die Herren Geistlichen und Schulbedienten, das Ratskollegium, die Bürgerschaft und Eingepfarrten vom Lande und zogen dann in feierlicher Prozession unter dem Geläut der Glocken hin nach der neuerbauten Kapelle, wobei gesungen wurde: „Herr Gott, dich loben wir!" […]*

Allerdings stimmen bis auf die zwei benannten Jahre alle anderen Ausfüh-

Zum Verständnis:
a. = anno, im Jahre
Rthlr. = Reichsthaler
gr. = Groschen

Die Kapelle zum Heiligen Kreuz im heutigen Zustand
Foto: Hans-Peter Rößiger

rungen von Paulitz mit denen von Kittel betreffs Altar und Kanzel überein.

Bereits 200 Jahre später ist auch diese Kapelle wieder baufällig und kann nicht mehr genutzt werden.

Schließlich werden die Reste 1875 abgetragen und wird an gleicher Stelle die gegenwärtige, aus gelben Klinkern ausgeführte Kapelle erbaut. Diese wird am 2. Dezember 1875 als baulich vollendet abgenommen und am 5. April 1876 dem dreieinigen Gott geweiht. Die Baukosten betrugen 4 500 Mark. Die Einweihungspredigt hielt Oberpfarrer Bode. Der Kapelle schenkten die Witwe Richter das Altarbild „Der segnende Christus“, ein Ölgemälde von Kaselowsky, im Wert von 75 Mark, Frau Kaufmann Janke aus Jüttendorf die Altarleuchter im Wert von 30 Mark, der Seifensieder Emil Gutmann die Altarkerzen, die Witwe Böttcher aus Neusorge einen Altarteppich und der Handelsmann Bielefeld ein kleines Kruzifix.

Über 100 Jahre sollte nun die Kapelle ihren Dienst als Begräbniskirche tun. Doch das schnelle Anwachsen der Bevölkerung in Senftenberg machte um die Jahrhundertwende die Anlage eines neuen Friedhofs erforderlich. Dieser entstand schließlich 1903 an der Briesker Straße.

Im Jahre 1976 begannen Gespräche zwischen der Stadtverwaltung und der Senftenberger evangelischen Kirchgemeinde wegen einer Umnutzung des Friedhofareals zum Park. Das Gelände dieses nun fast 500 Jahre bestehenden Friedhofes war einfach erschöpft. Erdbestattungen waren deshalb nur noch in Ausnahmefällen bis 1986 möglich. Im gleichen Jahr übernahm die Stadt Senftenberg die Bewirtschaftung der Ruhestätte von der evangelischen Kirchgemeinde. Urnenbestattungen gab es hingegen bis in das Jahr 1997.

Lange jedoch fand man keine Einigung wegen eines von kirchlicher Seite geforderten Wertausgleiches. Am 17. September 1997 beschloss die Stadtverordnetenversammlung einen von beiden Seiten akzeptierten Flächentausch, sodass das circa zwei Hektar große Gelände des Friedhofes endgültig in städtischen Besitz überging.

Die Begräbniskapelle wurde noch bis in das Jahr 1989 genutzt. Der Senftenberger Trauerredner Christian Markgraf konnte mir an Hand seiner Unterlagen den 9. Juni 1989 als den Termin einer letztmaligen Nutzung der Kapelle für einen Abschied benennen. Die letzte Urnenbeisetzung in Begleitung Markgrafs gab es am 17. März 1997.

Schon Ende der 1980er Jahre zeigten sich bauliche Schäden im teils hölzernen Fußboden. Auch der Altar war längst entfernt. Lediglich eine Bestuhlung für die Hinterbliebenen und ein morsches Rednerpult bildeten damals das Inventar. Mit dem Friedhof als Ort der letzten Ruhe hatte man auch die Begräbniskapelle aufgegeben. Ihrer Funktion beraubt wurde sie Ende der 1990er Jahre bald zum „Spielzeug“ von „Vandalen“, welche ohne Rücksicht auf Bestimmung und Tradition diese mehrfach aufbrachen und zerstörten. Mittlerweile wird sie durch die Stadt immer wieder gesichert.

Überlegungen, und ein daraus resultierendes Tun, die Begräbniskapelle einer vernünftigen Nutzung nun im weltlichen Sinne zuzuführen, sind bisher ins Leere gelaufen. Jene von Paulitz beschriebene schwarze Marmortafel über dem Eingang ist mittlerweile gestohlen worden. Den Begräbniskirchen auf diesem Gottesacker scheint wohl immer wieder ein gleiches Schicksal beschieden, ein Warten auf zeitlichen Verfall.

Der Auftrag der Kirche

730. Kirchenjubiläum von Freienhufen

Hans-Udo Vogler

Ursprünglich gehörte Dobristroh (Freienhufen) kirchlich zu Altdöbern. Aber nur sechs Jahre, nachdem das Kloster Doberlug den Ort vom Ritter von Schlieben gekauft hatte, erbauten Mönche hier eine Kirche. Für die Dorfbewohner war das eine große Freude. Der sonntägliche Kirchgang wurde wesentlich erleichtert. Die Kirche stand quasi vor der Haustür. Es sollte Kirchweih sein. Aber es gab großen Ärger. Waren bisher die Einwohner von Dobristroh und auch Nossedil den beschwerlichen „Kirchweg“ nach Altdöbern gegangen, sollte jetzt der dortige Pfarrer nach Dobristroh kommen, und das nicht nur am Sonntag, sondern auch noch wenigstens einen Tag in der Woche. Dagegen protestierte er. Es kam zu Verhandlungen durch den Bischof von Meißen und auch zu Zugeständnissen der Bauern im Dorf. Altdöbern bekam das Recht, einen zusätzlichen Hilfsgeistlichen (Diaconus) einzustellen, der in erster Linie für Dobristroh zuständig sein sollte, und die Bauern von Nossedil und Dobristroh hatten die Pflicht, ihre kirchlichen Abgaben, die neu geregelt wurden, weiterhin nach Altdöbern zu zahlen. So konnte am 13. November 1285 die feierliche Einweihung der hiesigen Kirche stattfinden.

Der Autor verfasste zur 700-Jahrfeier ein Historienspiel, das große Anerkennung fand. Da die Kirchenurkunde auch als Gründungsurkunde für die Orte Altdöbern und Calau gilt, wurde es ebenfalls in Altdöbern aufgeführt.

In Freienhufen steht ein wunderschöner Altar von Andreas Schulze aus Torgau. Das Bild an der Predella (Untersatz des großen Altarbildes, in dem oft auch die Abendmahlsgeräte verwahrt wurden) zeigt eine bekannte Situation aus dem Leben Jesu. Jesus feiert mit seinen Jüngern zusammen das Abendmahl. Im Unterschied zu anderen Abbildungen sind in Freienhufen aber nicht nur Jesus und seine zwölf Jünger zu sehen, sondern noch eine Person mehr. Ein junger Mann mit einem Krug in der Hand links am Rand des Tisches. Der Verräter Judas steht und will gehen. Alle anderen Jünger sitzen „selbstgerecht“ da oder „diskutieren“ miteinander über die Aussage Jesu: „Einer von euch wird mich verraten.“ Man hört es direkt aus dem Bild heraus, wie sie sagen: „Ich doch nicht!“ Nur ein Jünger dreht sich um und wendet sich dem jungen Mann außerhalb der Tischgemeinschaft zu. Jesus zeigt auf unserem Bild nicht auf die Speise auf dem Tisch mit den Worten: „Das ist mein Leib!“, sondern er zeigt auf die beiden Personen am Rand. Hat der Künstler damit absichtlich etwas aussagen wollen? Wir können es nicht genau belegen.

Kirche Freienhufen

Kirche Freienhufen, Predella
Fotos: Hans-Udo Vogler

Aber für mich heute heißt diese Geste Jesu über den Kreis der Jünger hinaus: „Das ist euer Auftrag! Nicht Selbstbeschäftigung, sondern Zuwendung zu den Menschen, die euch brauchen! Dreht euch nicht um euch selbst, sondern kümmert euch um die Menschen in der Welt!“ Das hat das Kloster schon mit dem Bau der Kirche getan. Meter dicke Wände, ganz schmale Fenster.

Sie war nicht nur ein Raum der Anbetung, sondern als Wehrkirche auch ein Schutzraum für die Menschen des Dorfes. Dorthin flohen die Menschen vor kriegerischen und räuberischen Gefahren mit ihren lebenswichtigen Dingen, auch manchmal mit Kleintieren wie Gänsen oder Ziegen. Die Häuser waren aus Holz mit Rohr gedeckt. Bei einem Brand war die steinerne Kirche eine Zufluchtsstätte, wie beim großen Brand 1839, bei dem der ganze Ort zerstört wurde, nur die Kirche und der Dorfkrug nicht. Auch heute hat sich die Kirche jeden Tag zu fragen: Wo brauchen die Menschen um uns herum oder in der weiten Welt Hilfe; denn Gott ist mit Jesus Christus nicht für die Kirche in diese Welt gekommen, sondern als Beistand und Hilfe für die Menschen. Das hat sich auch nach 730 Jahren nicht geändert.

Historienspiel zur 700-Jahr-Feier der Kirche in Freienhufen. (v.l.n.r.) Wolfgang Feldner, Hans-Udo Vogler, Gerhard Schnitter

Foto: Sammlung Hans-Udo Vogler

Das Dorf Sauo und dessen Kirche 1934 – 1971

Rolf Radochla

Es war wohl schon 1958, oder gar 1959 beziehungsweise 1960. Ich besuchte damals die Grundschule in Meuro, nachdem in der schönen vierklassigen Sauoer Schule von 1908, wo meine älteren Schwestern noch gelernt hatten, die letzten Jahrgänge ausliefen. Nach der Schule war ich in der väterlichen Landwirtschaft, vor allem im Pferdestall, beschäftigt oder mit Altersgenossen irgendwo unterwegs. Ein Mädchen aus meiner Klasse sagte mir eines Tages, dass man, wenn man zur Schule geht, auch einmal (oder gar zweimal?) in der Woche zum Religionsunterricht in die Kirche gehen müsse. „Das ist genauso wie Schule!“, behauptete sie ganz fest, und sie hatte Erfolg damit. Meine Neugier war geweckt, denn ich kannte das Innere unserer Kirche in Sauo kaum. Heute kann ich mich nicht mehr auf frühere Besuche dort erinnern, obwohl ich glaube, einmal zur Weihnachtszeit mit meinen neun und sechs Jahre älteren Schwestern dort gewesen zu sein. Da beide die Konfirmation in der Kirche erhielten, werden sie wohl auch vorher an solchem Religionsunterricht teilgenommen haben.

Ich ging also mit in diese Kirche, die vor dem Übergang der Greifenhainer Kohlebahn auf der rechten Seite lag, wenn man in westlicher Richtung am Dorfteich, Hannuschkas Fleischerei und dem kleinen Park mit dem Kriegerdenkmal vorbei durch das Dorf ging. Gegenüber Unternehmer Phillip, in den 1950/60er-Jahren noch ein Busbetrieb mit Kfz-Werkstatt, Fahrradladen und anderem technischen Kram. Über die Bahngleise befand sich ein Platz, von dem in alle Richtungen Straßen und Wege weg führten. Über die Grünstraße am Gemeindebüro vorbei konnte man durch Kippengelände nach Senftenberg II gelangen, die Waldstraße führte in den Wald, jedoch vorher zum Sportplatz der BSG Aktivist Sauo. Am Sportplatz kam auch die Meuroer Straße vorbei, wenn man ihr bis zum Dorfende folgte (unser Schulweg), nach Nordwesten dann die Feld- und davon ab die Marienstraße, die beide auf die Feldflur führten, letztere war durch den Bahndamm vom Weg nach dem Tagebaurestloch und unserem Badevergnügen Marie III getrennt. An diesen Straßen lag das Sauo der Bergarbeiter, Häuser, in denen zumeist Kumpel in einer von den Anhaltischen, später Niederlausitzer Kohlenwerken geschaffenen Siedlung wohnten – im letzten Drittel

des 19. sowie, die meisten, in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit der Kohleförderung entstanden.

Ostwärts führte die Dorfstraße in das alte Sauo mit seinen früheren Bauernstellen, nun aber zu „Bergarbeiterwohnanlagen“ umfunktionierten Vierseithöfen. Zwischen beiden Ortsteilen lag der Dorfteich, ein Hort unendlich vieler kindlicher Spiel- und Experimentiermöglichkeiten sowie winterlichem Schlittschuhlauf. Oft traf ich dort die Gänse meiner Eltern, die sich trotz des ganzen Weges vom Ostende her durch den Teich angezogen fühlten, wohl vom reichlichen „Entenschnatter“-Grün, von den Moderlieschen, Welsen und Schleien oder den riesigen Wasserflohvorkommen. Eines Tages war der Teich jedoch eingezäunt und verlor dadurch viel Romantik.

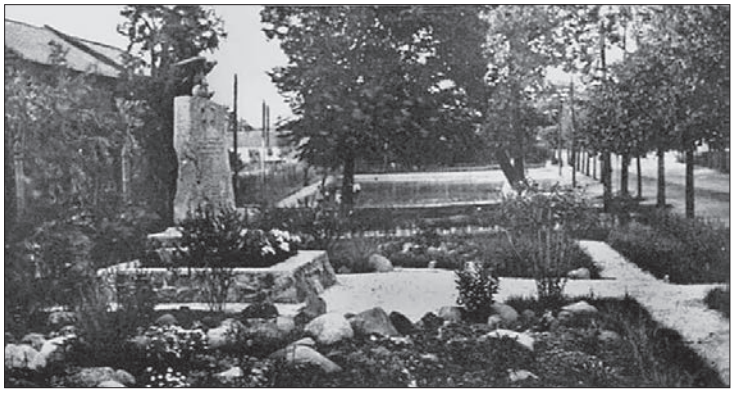
Nun sind wir fast wieder bei der Kirche angelangt. Auch diese wäre ohne den Bergbau im Revier nicht entstanden, wurde sie doch von den Niederlausitzer Kohlenwerken gemeinsam mit der Ilse-Bergbau Aktiengesellschaft finanziert. In späterer Zeit kam es dadurch zum Kuriosum. Das Volkseigene Braunkohlenkombinat Senftenberg, eines der wichtigsten Betriebe in der konsequent säkularisierten DDR, wurde bis zum Abbruch als Rechtsnachfolger Eigentümer des Kirchenbaus und der Kombinatsdirektor gewissermaßen zum Kirchen-Patron.

Von der Schulkameradin überzeugt ging ich mit zum Religionsunterricht. Die Eltern meinten: „Schaden kann es nicht“, und sie kauften mir sogar das vom Pfarrer empfohlene kleine Gesangbuch.

Ich erinnere mich daran, wie der Pfarrer uns Kindern Geschichten erzählte, vor allem an jene, in der die Juden geführt von Moses durch das Rote Meer zogen, nachdem Gott dessen Wasser teilte und über den ägyptischen Verfolgern wieder zusammenschlagen ließ.

Fasziniert schaute ich auf das Altarbild, wahrscheinlich während der Pfarrer davon sprach.

Es besteht, ich wähle hier die Gegenwartsform, da es noch irgendwo in Senftenberg existieren soll, aus fünf Teilen. Auf dem größten Bild ein junger, bartloser Jesus, der die Arme seitwärts nach oben streckt, die, schaut man genauer hin, am Kreuz fest angenagelt sind, welches hinter dem

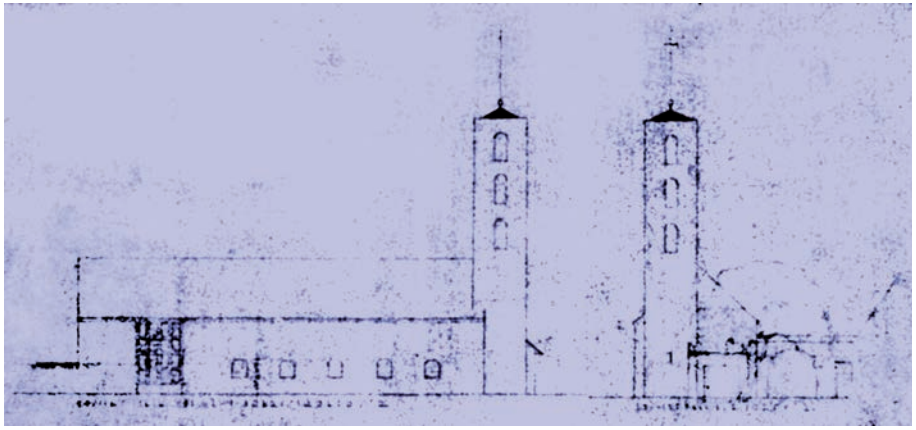


oben
Ansichtskarte – abgebildet sind das Kriegerdenkmal nahe der Kirche und im Hintergrund der Dorfteich

Mitte
Ansichtskarte - Platz am Übergang der Kohlebahn nahe der Kirche, rechts im Bild Gasthaus Nitschke

beide Fotos: Sammlung Rolf Radochla

unten
Dorfteich mit Enten
Foto: Familie Ludwig



Oben die Entwurfszeichnung für die Kirche zu Sauo vom Architekten Heinrich Vogel. Die schlechte Qualität der Abbildung oben ergibt sich aus der unzureichenden Blaupause, von der reproduziert werden musste. Quelle für die Blaupause: Brandenburgischen Landeshauptarchiv Potsdam, Rep. 41 Amtsbezirk Brieske, Nr. 294

unten
Einweihung der Kirche 1934. Die ein Jahr zuvor an die Macht gekommene NSDAP ordnete den Kirchenbau Sauo in die sogenannten „Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen“ ein. Die Einweihung selbst wurde propagandistisch im Sinne der Naziideologie genutzt - bezeichnend dafür die Hakenkreuzfahne am Kirchturm.
Sammlung: Rolf Radochla

göttlichen Strahlenkranz kaum zu erkennen ist. Auf den Flügelbildern befinden sich voneinander getrennt, links die Frauen und rechts die Männer. Ein Mädchen auf der rechten und, wenn man das Kleinkind auf der linken Seite als einen Jungen ansehen möchte, dieser Knabe, relativieren die strikte Geschlechtertrennung auf der einen und unterstreichen sie auf der andern Seite. Diese Menschen sollen wohl das Volk symbolisieren: Von der sich krumm gearbeiteten Großmutter – die mich deshalb so sehr an meine Oma Auguste erinnert – ganz links über die Bäuerin und Magd, einer modernen Frau im Vorder- und einer wendischen Gruppe mit Tracht im Hintergrund. Von ganz rechts an: Bergmann, Bauer, Bauarbeiter, alter Mann – könnte auch Petrus sein – und mit Schlips wohl der Lehrer, daneben ein Junge mit Kreuz-Wimpel, der durchaus auch ein HJ-Wimpel hätte sein können, in dieser Idylle der im Zeitsinn dargestellten „Volksgemeinschaft“.

Bei der Einweihung der Kirche vor 80 Jahren wehte dann auch eine Hakenkreuzfahne am schlanken schlichten Kirchturm, dessen Spitze entgegen den ursprünglichen Entwürfen des Architekten Heinrich Otto Vogel aus Senftenberg mit einem gläsernen zwiebelförmigen Dach versehen wurde. Vogels Zeichnung, die mir vorliegt,

Altarbilder der Sauoer Kirche
Sammlung Rolf Radochla

sah ein flach geneigtes, überstandsloses Dach vor, wobei nicht zu ersehen ist, ob es rund, wie ein Käppi, sein sollte oder quadratisch, von allen Seiten pyramidenförmig spitz zulaufend.

Der Umbau der ehemaligen Stallgebäude zu einer Kirche ging mit den Mitteln aus „Führers Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen“ recht rasch, wie es dann auch im örtlichen Senftenberger Anzeiger gehörig parteipolitisch gefeiert wurde. Schon im Spätherbst 1934 hätte die Kirche genutzt werden können. Doch dann im Winter stellte der Schornsteinfeger-Obermeister gravierende Mängel an der Rauchgasabführung fest, sprach von Gefahren für Leib und Leben der Gottesdienstbesucher und gab seinen Stempel für die erfolgreiche Bauabnahme nicht. Der installierte Schornstein endete über der Decke des Kirchengebäudes, dann wurden die heißen Gase per Ofenröhren über den Dachstuhl geführt, bevor sie am anderen Ende aus dem Dach herausgeführt und in die Luft geblasen wurden. Da keine Isolierung angebracht war, protokollierte der „schwarze Mann“ hochgradige Brandgefahr im Dachstuhl. Gleichzeitig war der Schornsteinzug derartig behindert, dass das wärmende Feuer immer wieder ausging, und wenn es brannte, viel giftiges Kohlenmonoxid ins Kirchenschiff entließ. Zum Dritten stellte er fest, dass diese Heizung nicht zum Erwärmen der Kirche, sondern zur Vernässung ihrer Wände führen würde, wie man bereits an Wasserflecken und -nasen erkennen konnte. Die Behebung der Mängel dauerte seine Zeit. Im folgenden 1935er Sommer stempelte und unterschrieb der nun beruhigte Schornsteinfeger-Obermeister dann sorglos das Abnahmeprotokol. Ja, ist es nun Jahr 1934 oder erst 1935, das als Geburtsstunde unserer Dorfkirche zählen soll. Eigentlich egal, denn nach 36 Jahren war sie ja schon wieder Geschichte und gibt es von ihr nur noch das Altarbild – irgendwo in Senftenberg.

Meine Neugier auf Religionsunterricht war bald verflogen. Ich ging dann nach einigen Besuchen nicht mehr hin, anders als meine Schulkameradin. Wie oft und wann ich das letzte Mal in der Kirche von Sauo war, kann ich mich nicht mehr erinnern.

Bronzeglocke auf dem Friedhof in Klein-Partwitz, früher in der Kirche des wegen der Braunkohleförderung abgerissenen Ortes Groß-Partwitz, Durchmesser: 66 Zentimeter, Gussjahr: 1925

Foto: Johannes Remenz

Der Glockenguss in Lauchhammer

Vom Beginn bis zur Gegenwart

Johannes Remenz

Im Jahre 1725 entstand auf Initiative der Freifrau von Löwendal in der Nähe umfangreicher Raseneisenerzvorkommen im waldreichen und feuchten Gebiet der Schwarzen Elster der „Lauch-Hammer“. Das phosphorhaltige Eisen ließ sich gut gießen, was eine wichtige Voraussetzung für den Eisenkunstguss war. 1784 gelang dieses erstmalig. Bald hatte Lauchhammer einen guten Ruf, sodass namhafte Künstler hier in Bronze und Eisen viele Kunstwerke herstellen ließen. Es sei nur an das Reformationsdenkmal von Ernst Rietschel in Worms erinnert. Die Modelle der großen Lutherstatue befinden sich noch heute im Kunstgussmuseum neben der Kunst- und Glockengießerei.

Wie auch in anderen Gießereien wurden im 19. Jahrhundert nebenbei hin und wieder Glocken hergestellt. Von einer „Glockenproduktion“, wie dann später, konnte noch nicht die Rede sein. Dies resultierte wohl daraus, dass sich in Reichweite mehrere Glockengießereien befanden, so in Dresden, Hoyerswerda und in Klein-Welka bei Bautzen. Die Glockengießereien in Klein-Welka und Hoyerswerda erloschen noch Ende des 19. Jahrhunderts, in Dresden wurden bis in die zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts Glocken gegossen.

Im Jahre 1834 erfolgte in Lauchhammer der erste Glockenguss. Es war eine Eisenglocke, die früher als Werksglocke diente und die 1995 durch eine Bronzeglocke ersetzt wurde. Jetzt ist sie im Kunstgussmuseum zu besichtigen. 1839 erfolgte der Guss einer weiteren Eisenglocke für die Gemeinde Kostebrau. Diese wurde 1907 durch den Bau der Kirche mit einem neuen Dreiergeläut aus Bronze nicht mehr benötigt. Jetzt steht sie in Gröden bei Elsterwerda unter der Kanzel und kann besichtigt werden.

1852 erfolgte der Guss der ersten Bronzeglocke, die erhalten blieb und noch immer in der Lutherkirche in Schwarzheide läutet. Sie hat einen Durchmesser von 51 Zentimetern und wiegt 76 Kilogramm. Vier Jahre später wurden für die Gemeinde Groß-Bahren, nördlich von Finsterwalde, zwei Glocken gegossen, deren kleinere noch vorhanden ist. Die größere wurde im

Ersten Weltkrieg für die Rüstung beschlagnahmt und vernichtet. – Weitere Glockengüsse im 19. Jahrhundert sind nicht bekannt. Es kann aber sein, dass diese oder jene unbezeichnete Glocke aus Lauchhammer stammt. Es war eine Kunstgießerei, die den Glockenguss nebenbei betrieb.

Durch das Einschmelzen von etwa 70 000 Bronzeglocken für Rüstungszwecke im Ersten Weltkrieg änderte sich die Glockenlandschaft nicht nur in Deutschland grundlegend.

Bronze war nach dem Krieg schwer zu beschaffen. So wurden hauptsächlich Glocken aus Ersatzstoffen, wie Eisenhartguss und Stahl hergestellt. In einer ehemaligen Rüstungsfabrik des Lauchhammerwerkes, in Torgau, wurde eine Stahlglockengießerei errichtet, in der Glocken von teils gewaltigen Ausmaßen hergestellt werden konnten. In unserer näheren Umgebung sind dies vor allem die großen Geläute der St.-Lukas-Kirche in Dresden und das Geläut der evangelischen Kirche in Altdöbern, dessen größte Glocke einen Durchmesser von 204 Zentimetern und ein Gewicht von circa 3,5 Tonnen hat. Neben der Stahlglockengießerei in Torgau hatte bis zum Ende des Ersten Weltkrieges nur der Bochumer Verein, der von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis 1970 Stahlglocken goss, Bedeutung für unsere Gegend. Am bekanntesten ist wohl das Geläut der Friedens-Gedächtnis-Kirche in Lauchhammer aus dem Jahre 1917.

Die große Glocke vor dem Kunstgussmuseum in Lauchhammer befand sich bis 1996 in Hirschfeld bei Elsterwerda und schädigte mit den beiden anderen Stahlglocken den Kirchturm. Sie wiegt etwa 2,5 Tonnen. Die größte Glocke des 1917 vernichteten Bronzegeläutes wog, wie nun auch die größte, 1997 in Lauchhammer gegossene neue Glocke, circa 800 Kilogramm.

Die genaue Anzahl der hergestellten Stahlglocken lässt sich leider nicht feststellen. Es waren sicher über 500. Bis 1926 erfolgte der Guss in Torgau, dann bis ungefähr 1931 in Lauchhammer und in den 30er-Jahren noch mal kurzzeitig in Gröditz. Aus dieser Gießperiode stammt auch das größte Dorfkirchengeläut auf dem Gebiet der DDR. Es läutet in Laubusch. Die große Glocke wiegt 4,8 Tonnen und hat einen Durchmesser von 218 Zentimetern.

Im Jahre 1921 wurde mit dem Guss von Bronzeglocke in Lauchhammer begonnen. Zuvor hatten andere Bronzeglockengießereien aus Dresden und vor allem Apolda versucht, in unserer Gegend Fuß zu fassen, kamen dann aber nicht mehr zur Geltung. Genauso war es übrigens mit zwei Gießereien, die Eisenhartgussglocken herstellten und diese als Stahl anpriesen, obwohl es keiner war.

Stahlglocke vor dem Kunstgussmuseum in Lauchhammer (bis 1997 in Hirschfeld bei Elstwerwerda), eine der ersten Torgauer Stahlglocken, Durchmesser: 175 Zentimeter, Gussjahr 1919

Foto: Johannes Remenz

Nach dem Firmenkatalog des Lauchhammerwerkes, der leider ohne Datierung ist, wurden bis 1931 etwa 342 Bronzeglocken gegossen. 1931 wurden für die Technische Hochschule Berlin-Charlottenburg zwei Glo-

Eiserne Werksglocke des Lauchhammerwerkes (bis 1995 im Dachreiter auf dem Verwaltungsgebäude), älteste Lauchhammer-Glocke, Durchmesser: 65 Zentimeter, Gussjahr: 1834

Foto: Johannes Remenz

cken hergestellt, die beide noch vorhanden sind. Später gegossene, noch vorhandene Glocken sind nicht mehr enthalten. Im Jahre 1929 erfolgte der Guss der größten Glocken aus Bronze, wobei die große Glocke des Berliner Domes mit einem Gewicht von circa drei Tonnen und einem unteren Durchmesser von 167 Zentimetern noch vorhanden ist. Die noch größere Glocke für die Wittenberger Schlosskirche mit 4,5 Tonnen hingegen wurde bereits zwölf Jahre später für Kriegszwecke eingeschmolzen.

Eine recht große Glocke mit 1,3 Tonnen blieb in Taucha bei Leipzig hängen. Dort war man mutig und „verwechselte“ bei der Erfassung 1940 diese und eine weitere Lauchhammer-Glocke aus dem Jahre 1926 absichtlich aufgrund ihres Aussehens mit Stahlglocken, die ja die gleiche Form besaßen, nur bei gleicher Größe klangheller als Bronzeglocken waren.

Nicht abzusehen waren für die Beteiligten die Folgen, wenn das herausgekommen wäre.

Das Verbreitungsgebiet der Bronzeglocken aus Lauchhammer war sehr groß. Die nördlichste noch vorhandene hängt in Hamburg-Bergedorf, die südlichste in Rheinfelden, nur wenige Kilometer von Basel entfernt.

Mit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges erlosch auch der Glockenguss in Lauchhammer für lange Zeit. In der DDR wurde er nicht wieder aufgenommen. Es gab eine große Glockengießerei in Apolda, außerdem noch bis 1955 die Märkische Glockengießerei in Hennickendorf bei Berlin. Aus dieser Gießerei stammt unter anderem ein Vierergeläut in Strasburg, bei Neubrandenburg, aus dem Jahre 1948.

Mit der Verstaatlichung der Glockengießerei Schilling in Apolda, im Jahre 1972, begann auch hier der Niedergang, wenngleich noch in den 1970er-Jahren teilweise hervorragende Glocken gegossen wurden, die zwei Firmenlogos trugen: „Schilling“ und „VEB Glockengießerei Apolda“. Wir konnten uns von einer der sehr guten Glocken aus damaliger Zeit überzeugen, die mit zwei Neugüssen aus dem Jahre 2009 zusammen in der Marienkirche in Prenzlau läutet – ein gewaltiges Geläut!

1986 wurden die letzten Glocken in Apolda gegossen, die Firma erlosch schließlich zwei Jahre später, nachdem es mehrere Umstrukturierungen gegeben hatte. So war nun der letzte Glockengussort in der ehemaligen DDR verschwunden und an eine Wiederaufnahme war auch nach den politischen Veränderungen nicht zu denken.

Durch die Privatisierung der Kunstgießerei Lauchhammer im Jahre 1993 war dies nun wieder möglich geworden. Die erste Glocke erhielt 1994 die

Gemeinde Dübrichen bei Doberlug-Kirchhain.

Zwei Jahre später wurde eine besonders denkwürdige Glocke für eine neue Kirche in Würzburg gegossen. Das Material stammte aus russischem und amerikanischem Rüstungsschrott. Das Kupfer kam aus dem ehemaligen Rüstungsbetrieb in Pinnow bei Angermünde.

Wichtige Großvorhaben waren unter anderem das fünfstimmige Geläut für die evangelische Stadtkirche in Torgelow und das sechsstimmige Geläut für eine katholische Kirche in Sundern im Sauerland. Beide wurden im Jahre 1998 gegossen.

Ein Jahr später wurde die größte Lauchhammer-Glocke aller Zeiten in Halberstadt mit einem Gewicht von 8,3 Tonnen gegossen. Die Gießgrube befand sich auf dem Domplatz direkt vor dem Südturm des Dom, von dem sie seitdem ihre Stimme erschallen lässt.

Viele drei- und vierstimmige Geläute wurden in das Gebiet der evangelisch-lutherischen Kirche Sachsens geliefert, so nach Neustadt, Cranzahl, Radebeul, Coswig, Pulsnitz und Freital. Große Glocken in Mitteldeutschland erhielten die Stadtkirche St. Nicolai in Eilenburg – die Wirkungsstätte von Martin Rinckart, dem Dichter des Liedes „Nun danket alle Gott"– und die Stadtkirche der früheren Glockengießerstadt Laucha a. d. Unstrut. Hier läutet eine Lauchaer Glocke aus dem Jahre 1905 mit zwei Lauchhammer-Glocken aus dem Jahre 2009.

Im gleichen Jahr erhielt die katholische Kirche St. Maria in Köthen/Anhalt zwei Glocken. Mit unseren beiden Glocken entstand das einzige sechsstimmige Geläut im Bistum Magdeburg. 2010 stand ein besonderes Jubiläum an: Der Guss der 700. Glocke für die evangelisch-lutherische Kirche in Wilthen/Sachsen.

In unserer näheren Heimat läuten neue Glocken in Lauchhammer (Werksglocke, 1995), Hosena (Schulglocke, 1997), Peitz (1999, zwei Glocken, darunter eine mit Inschrift in wendischer Sprache), Dubring bei Wittichenau (2000), Lauchhammer (Jubiläumsglocke, 2000), Rietschen (Erlichthof „Kanzlerglocke", 2001), Turnow bei Peitz (zwei Glocken, 2001), Neu-Horno (2003), Großräschen (2004), Grießen bei Forst (2004), Bad Muskau (zwei Schlagglocken, 2006), Haidemühl (2006), Bad Muskau (Schützengilde, 2006), Senftenberg (Theater, Schalenglocke, 2007), Döbbrick (2008), Hornow-Wadelsdorf (2011). Ein interessanter Auftrag war auch der Guss von zwei Glocken für die Kathedrale des Bistums Görlitz, im Jahre 2013.

Bronzeglocke auf einem Sockel neben dem Bahnhofsgebäude in Lauchhammer, Durchmesser: 71 Zentimeter, Gussjahr 2007

Foto: Johannes Remenz

Vor dem Bahnhofsgebäude in Lauchhammer steht eine Bronzeglocke aus dem Jahre 2007. Es ist wohl einmalig in Deutschland, dass man als Reisender von einer Glocke begrüßt wird, ein freundlicher Hinweis auf das in unserer Stadt ansässige altehrwürdige Handwerk.

Das historische Foto

Beginn der Aufschlussbaggerung für den Tagebau Meuro mit einem SRs 1200 vom Juni 1960

Erich Schutt, Bildjournalist aus Cottbus, AFIAP

Die Kohlebaggerung begann 1965. Dem Tagebau Meuro fielen die Dörfer Sauo, Rauno, Reppist, Bückgen, Teile von Sedlitz, Meuro, Senftenberg und Großräschen zum Opfer. Der Betrieb des Tagebaus endete 1999. Das Restloch wandelt sich zur Zeit zum Großräschener See

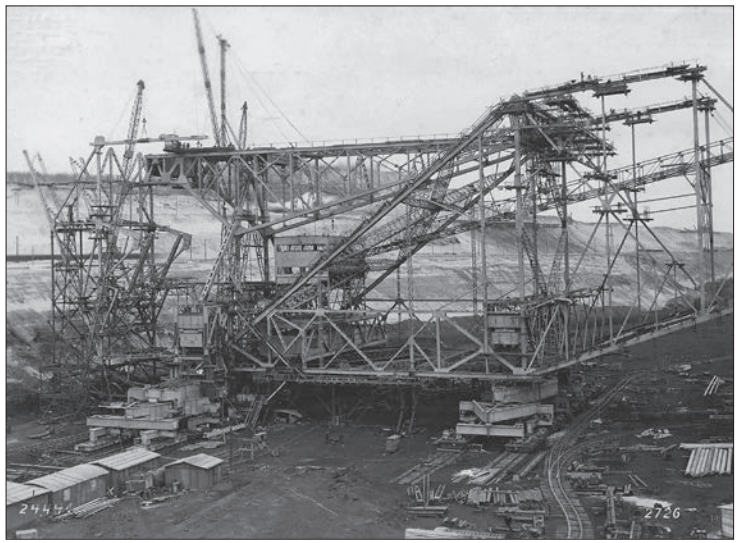
Förderbrücken

Giganten des Senftenberger Reviers

Walter Karge - Traditionsverein Braunkohle Senftenberg

Die wirtschaftlich gewinnbare und in großen Mengen verfügbare Braunkohle im Senftenberger Revier wurde nach 1900 für die Energieversorgung Deutschlands immer wichtiger und zum entscheidenden Wachstumsmotor der Region. Mit der Herstellung von Gas, Treib- und Schmierstoffen, Briketts, Dampf- und Elektroenergie ist der Brennstoff bis heute ein fester, kostengünstiger und sicherer Bestandteil der Energieversorgung Deutschlands. Zur Deckung des stetig steigenden Bedarfs war es erforderlich, weitere Abbaufelder zu erschließen. In diesen verschlechterten sich die Bedingungen für die Gewinnung der Braunkohle. Das über dem Braunkohleflöz abgelagerte Gebirge, von den Bergleuten als Abraum bezeichnet, wurde immer mächtiger. Zu Beginn der Förderung der Oberflözkohle im Tagebaubetrieb konnte der Abraum aufgrund seiner geringen Überlagerung von Hand und mit Fuhrwerken im Nebenbetrieb beräumt werden. In den folgenden Jahren, insbesondere nach der Erschließung des Hauptflözes, wurde die Abraumgewinnung zum kostenintensivsten Bestandteil der Kohlegewinnung. Derzeit müssen bis zu neun Kubikmeter Abraum gewonnen werden, um eine Tonne Braunkohle zu fördern. Haue, Schaufel und Hunt wurden durch Einsatz leistungsfähiger Bergbaumaschinen wie Löffelbagger, Eimerketten- und Schaufelradbagger im Verbund mit Absetzern, weit verzweigten Zugbetrieben oder Bandanlagen ersetzt. Maschinen mit hoher Leistungsfähigkeit lösten die schwere Handarbeit des Bergmannes ab. Der Beruf des Bergmanns veränderte und spezialisierte sich in vielen Gewerken. Im Prozess der Angleichung zwischen Bedarf, Veränderung der Abbaubedingungen und technischer Entwicklung konnten die Aufwendungen in wirtschaftlichen Grenzen gehalten werden. Die kostenintensiven Nachteile des Zugbetriebes, wie die langen Förderwege um den Tagebau, die diskontinuierliche Förderung, der hohe Unterhaltungsaufwand für Gleisanlagen und Stellwerke sowie der große Personalaufwand erforderte die Entwicklung von kostenoptimalen Abbautechnologien. Bergleute begannen bereits sehr frühzeitig daran zu arbeiten, die kilometerlangen Transportwege zu ersetzen. Das naheliegende war eine verfahrbare Brücke zur Verbindung der Gewinnungs- und Verkippungsseite quer über den Tagebau. Dazu gab es einige weniger taugliche Versuche, unter anderem bewegte man zwei Abraumwagen auf nebeneinander liegenden Gleisen über eine den Tagebau überspannende, verfahrbare Brücke.

Mit der Entwicklung des Maschinenbaus, der Elektrotechnik, der Metallurgie und der Herstellung von Gurtbändern als Transportmittel waren die Voraussetzungen gegeben, um die kostengünstige Technologie einer verfahrbaren Brücke Wirklichkeit werden zu lassen. In der Lausitz entstanden die kühnsten beweglichen Arbeitsmaschinen, gewaltige Bauwerke, die den hohen Entwicklungsstand des Ingenieurwesens und der Industrie dokumentieren. Lauchhammer wurde zu einem weltweit anerkannten Ausrüster für Bergbauanlagen. Der Einsatz der Förderbrücken bedingt relativ eben abgelagerte Kohleflöze, günstige hydrologische und geologische Lagerungsverhältnisse, um unter anderem die Standsicherheit der Anlagen zu gewährleisten. Durch das Versagen der Standfestigkeit von Vorkippen stürzten



Montageplatz der Förderbrücke Meurostolln

Foto: Traditionsverein Braunkohle Senftenberg

in der Vergangenheit Brücken ein. Die F 45 „Friedländer“ im Tagebau Klettwitz wurde im Februar 1958 durch einen Grundbruch im Liegenden und der folgenden Instabilität der auf der Vorkippe befindlichen Arbeitsebene der Brücke total zerstört. Aus diesen Gründen sind intensive Erkundungen des Abbaufeldes, hohe technologische Disziplin beim Einsatz, der Wartung und Instandsetzung dieser sensiblen Bauwerke erforderlich. Zum anderen sollte das Baufeld einen ausreichenden Kohlevorrat ausweisen, um den vorlaufenden Kapitaleinsatz gewinnbringend zu rechtfertigen. In der Lausitz sind diese Einsatzbedingungen gegeben, die Förderbrückentechnologie hatte sich durchgesetzt.

Mit der nach 1990 eingeleiteten Privatisierung des Lausitzer Bergbaus kam es zu Diskussionen über den Einsatz dieser komplexen Anlagen. Einige Fachleute des übernehmenden Konsortiums stellten die Effektivität der Anlagen grundsätzlich in Frage. Sie waren in ihren Betrieben mit dem Einsatz von Schaufelradbaggern und Bandanlagen vertraut und wollten diese Technologie in der Lausitz einsetzen. Die geologisch gestörten Lagerungsverhältnisse im Rheinland lassen den Einsatz von Förderbrücken nicht zu. Nach einigen intensiven Diskussionen wurde die bekannte und erprobte Technologie in der Lausitz beibehalten. Während dieser Zeit bekamen wir oft Besuche aus sehr unterschiedlichen Bereichen. Die Frage nach dem Hersteller der Ausrüstungen wurde oft gestellt. Man traute der Industrie der DDR derartige Bauwerke offenbar nicht zu. Die Unkenntnis kam nicht ausschließlich von Besuchern jenseits der Grenze. Es gab auch Forderungen, das Firmenschild des Lauchhammerwerkes vom Verband in Meuro abzunehmen. Es ist jetzt am Aussichtspunkt Reppist des Tagebaus Meuro zu sehen.

Bis 1945 wurden Förderbrücken auf der Grundlage der erkundeten Ablagerungen, der daraus zu erwartenden Abbaubedingungen und den Leistungsanforderungen konstruiert und gebaut. Damit waren sie für den Tagebau „maßgeschneiderte“ Unikate. Das erforderte einen sehr hohen Aufwand bei der Entwicklung, Konstruktion und Fertigung. Rechenschieber, Tabellenbuch und Reißbrett waren die Arbeitsmittel des Konstrukteurs und Technologen. Berechnungen und durch Sachverständige geprüfte Nachweise, die dem Betreiber übergeben wurden, hatten oft mehrere zehntausend Seiten.

Der Einsatz der Förderbrücken erforderte Kompromisse, unter anderem wird der Anbau eines großen Kohlevorrates durch die begrenzte Stützweite der Brücken eingeschränkt. Damit konnte für den Winterbetrieb kein ausreichender Kohlevorrat angebaut werden, und der Brückenbetrieb musste den Anforderungen eines durchgängigen Winterbetriebes entsprechen. Aus einigen Daten der nach 1945 in Lauchhammer gebauten Förderbrücken ist die Tendenz zur Erhöhung der Leistungsfähigkeit, Abtragsmächtigkeit und eines ausreichenden Kohlevorrates erkennbar. Die Stützweiten der F 34 betrugen 180 Meter, bei der F 45/53 waren es bereits 225 Meter, die F 60 erreichte 272 Meter. Mit der F 60 war man an Grenzen der Materialauslastung gegangen, das wird unter anderem auch an der Konstruktionsmasse der Anlagen deutlich. Diese stieg von 2 700 Tonnen der F 34 über 5 700 Tonnen der F 45/53 auf

12 000 Tonnen der F 60 an. Wobei die Herstellung eines Bauwerkes wie der F 60 nur durch die Verwendung von höherfesten Baustähle möglich war.

Im Einsatz haben sich die im Parallelbetrieb mit Eimerkettenbaggern verbundenen Förderbrücken trotz der verschleißintensiven Graborgane gegenüber den im Blockbetrieb arbeitenden Anlagen durchgesetzt. Parallelbetrieb bedeutet, dass der Abtrag des Abraumes in Fahrtrichtung des Verbandes erfolgt. Die verfahrbare kippenseitige Stütze der Brücke ist zur Erlangung einer möglichst breiten Grube für die Kohlegewinnung auf eine selbst geschüttete Vorkippe über dem Liegenden gestellt worden. Aufgrund der ständig erforderlichen Fahrbewegungen sind die Förderbrücken mit Schienenfahrwerken ausgerüstet. Die Strossenlängen liegen zwischen zwei und sechs Kilometern. Es gab nur wenige Anlagen, die für einen Abbau im Blockbetrieb konzipiert waren, dazu gehörten die Förderbrücke Meurostolln und die Anlagen im Tagebau Niemtsch und im Tagebau Anna-Süd Klettwitz.

Die Abraumförderbrücke Meurostolln wurde für die sehr schwierigen geologischen und hydrologischen Abbaubedingungen des Hauptflözes im westlichen Teil der Raunoer Hochfläche konstruiert und gebaut. Basis waren auch hier aussagekräftige Erkundungen der Lagerungsverhältnisse und klare Vorstellungen der Bergleute über das einzusetzende Gerät. Der Hersteller in Lauchhammer setzte die an die Maschine gestellten Anforderungen mit einer einmaligen ingenieurtechnischen Meisterleistung um. Das Gerät kann als Grundlage der neuen Generation von großen Schaufelradbaggern angesehen werden, die mit dem bei Sauo montierten Bagger SRs 1500 nach 1960 begann. Die Förderbrücke Meurostolln war mit einem Zellenschaufelrad mit einem Durchmesser von acht Metern an einem 120 Meter langen teleskopierbaren Ausleger ausgerüstet. Die Schaufeln hatten einen Inhalt von 0,8 Kubikmetern. Damit konnten bis zu 6 000 m³/h Abraum gewonnen werden. Neben dem Abraum konnten die noch vorhandenen umfangreichen Restpfeiler des Oberflözes gewonnen werden. Über Verteilerschurren konnte die Kohle auf der Arbeitsebene der Grube in Züge verladen werden. Der Abraum wurde über Gurtbandförderer und einen 170 Meter langen Ausleger auf der Kippenseite verstürzt. Durch einen Zwischenabwurf etwa in der Mitte des Auslegers war es zur Gewährleistung der Standsicherheit des Kippensystems möglich, eine Stützkippe aufzubauen. Insgesamt hatte die Anlage eine Länge von 335 Metern und ein Dienstgewicht von fast 7 000 Tonnen. Es konnten Abraumüberdeckungen bis zu 60 Metern beherrscht werden. Sie bewegte sich mit hydraulisch gestütz-

Brücke Meurostolln
oben: Schaufelrad
unten links:
Abnahme der Förderbrücke
unten rechts:
Förderbrücke Meurostolln im Betrieb
Fotos: Sammlung Traditionsverein Braunkohle Senftenberg

Der Schaufenradbagger SRs 1500 – das „Blaue Wunder“

Foto: Traditionsverein Braunkohle Senftenberg

ten Gleisfahrwerken auf der Arbeitsebene der Grube. Damit wurden die technologischen Einsatzbedingungen der Grubengeräte eingeengt. Mitte 1940 wurde mit der Montage des Gerätes begonnen, der Probebetrieb ist aufgrund von Materialproblemen verspätet Anfang 1942 aufgenommen worden. Aussagefähige Erfahrungsberichte über den Einsatz in Meurostolln und in der Ukraine liegen nicht vor. Aus Berichten ehemaliger Mitarbeiter ist mir bekannt, dass der Betrieb nach einigen Problemen an der Masseverteilung recht erfolgreich war. In Lauchhammer wurden auch die Antriebseinheiten für die Anlage konstruiert und hergestellt. Die Gehäuse der Getriebe sind nicht gegossen worden, sondern zur Verringerung des Gewichtes in Schweißkonstruktion hergestellt. Zu diesem Zeitpunkt eine absolute Neuheit.

1946 begann die Demontage als Reparation. Entgegen vieler Aussagen ist die Förderbrücke in einem Tagebau der Ukraine wieder montiert und in Betrieb genommen worden.

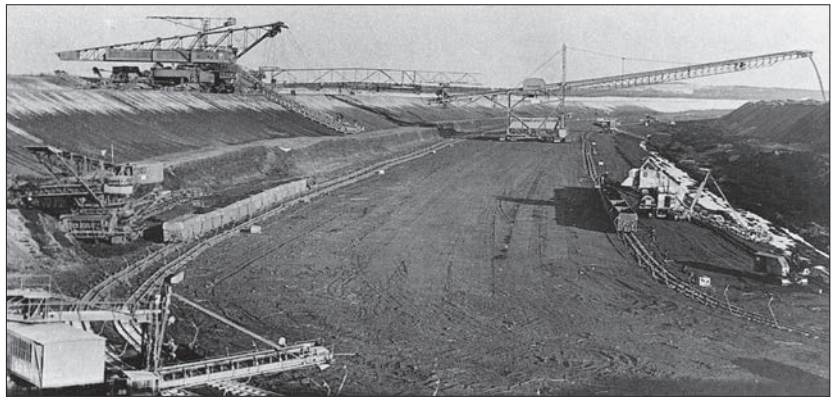
Der Tagebau Meurostolln wurde nach der Demontage 1947 aufgegeben und erst 1956 mit dem Aufschluss des Tagebaus Meuro weitergeführt. Auf Grund der Abraumüberdeckung von über 90 Metern musste vor der Förderbrücke F 45/53 m ein Vorschnitt eingerichtet werden. Hier kam der vom Lauchhammerwerk gebaute erste vorschublose Schaufelradbagger SRs 1500 mit einem Verladegerät und einer Dienstmasse von 3 600 Tonnen zum Einsatz. Mit dem Gerät konnten bis zu 50 Meter Abraumüberdeckung im Hoch- und Tiefschnitt gewonnen werden. Mit diesem und dem nachfolgend gebauten SRs 6300 ist die Tradition der Großschaufelradbagger fortgesetzt worden. Diese effizienten Arbeitsmaschinen dokumentieren den hohen Stand des Ingenieurwesens in der Lausitz. Der SRs 1500, aufgrund seines Farbanstrichs das „Blaue Wunder“ genannt, steht weithin sichtbar als Landmarke an der Rennstrecke Lausitzring. An den Geräten ist besonders das fast zerbrechlich wirkende und filigran aussehende Tragwerk zu bewundern. Es ist aber für die Beherrschung der im Bergbau erforderlichen rauen und hohen Belastungsverhältnisse und Einsatzbedingungen angepasst und hat das in langen Betriebszeiten nachgewiesen.

Eine weitere Anlage, die für einen Blockbetrieb konzipiert wurde, war die Förderbrücke Niemtsch. Mit der Montage wurde am 1. Oktober 1944 begonnen. Bis April 1945 waren das auf der Arbeitsebene der Grube stehende Raupenfahrwerk mit dem unteren Maschinenhaus und den Ständern für den Mast montiert. Die Brücke und der bereits im Einsatz befindliche Eimerkettenbagger Es 1500 sollten mit der Brikettfabrik Marga als Reparationen ebenfalls demontiert werden. Die Demontage konnte verhindert werden, da die Briketts aus Brieske im Synthesewerk Schwarzheide, damals BRABAG, für die Herstellung von Treib- und Schmierstoffen für die Rote Armee benötigt wurden. Am 13. Juli 1947 erging der Befehl zur Weiterführung der Montage. Die Inbetriebnahme erfolgte am 10. März 1949 mit einem Akt, bei dem die hervorragende Unterstützung der Sowjetunion beim Aufbau des Landes von hoher Stelle gewürdigt wurde. In der alle zwei Monate erscheinenden Zeitschrift „Bergbau und Energiewirtschaft“ vom April

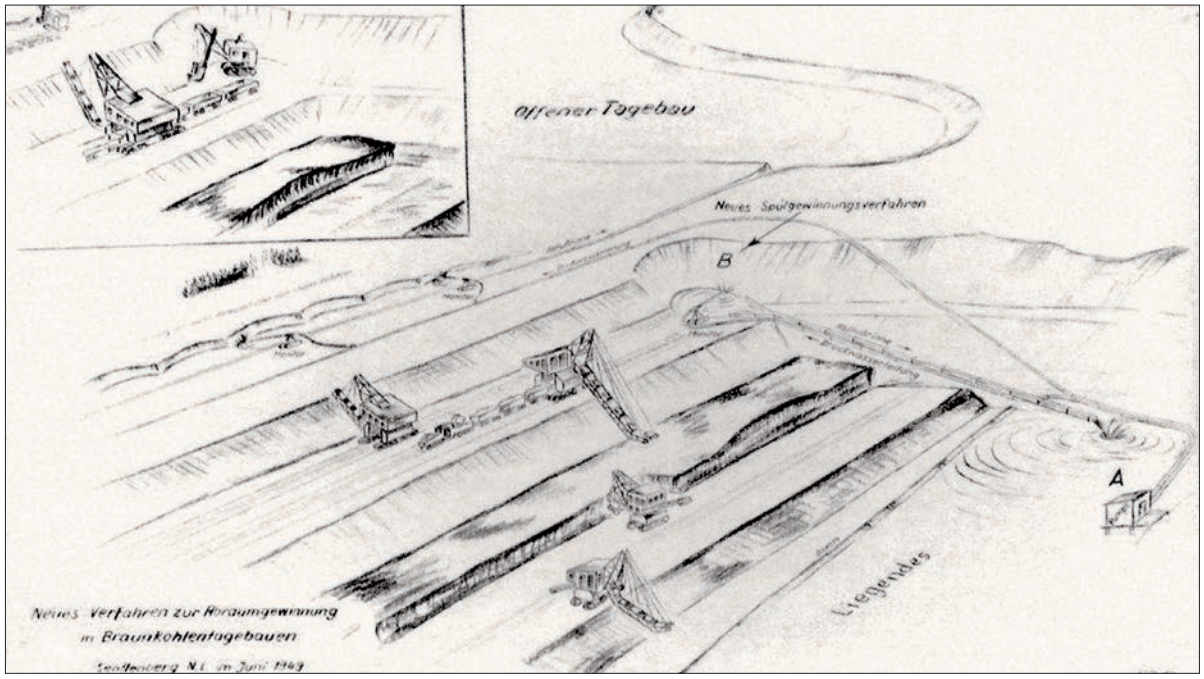
1949 wird in einem mehrseitigen Artikel unter dem Titel „Der 10. März 1949 – ein bedeutender Tag in der Geschichte der Kohleindustrie“ darüber berichtet. Neben der Beschreibung der Anlage und der Würdigung der erbrachten Leistungen erfolgt die Einleitung mit folgenden Sätzen: *Während die Wirtschaft des westlichen Teiles von Deutschland ständig aufs neue durch Demontageanordnungen und andere in das Wirtschaftsleben eingreifende Maßnahmen der Besatzungsmächte erschüttert wird, geht der Aufbau der Wirtschaft in der sowjetisch besetzten Zone langsam aber stetig Schritt für Schritt voran.*

Der damalige Leiter der Hauptverwaltung Kohle, Gustav Sobottka, führte in seiner Rede aus: … *dabei dürfen wir nicht vergessen, dass das nur dank der großzügigen und uneigennützigen Hilfe der Sowjetischen Militäradministration möglich wurde. Sie betrachtet uns nicht als ein fremdes besiegtes Volk, und wir betrachten die Sowjetische Militäradministration nicht als feindliche Besatzung, sondern als Verbündete im Glauben an den Sozialismus.*

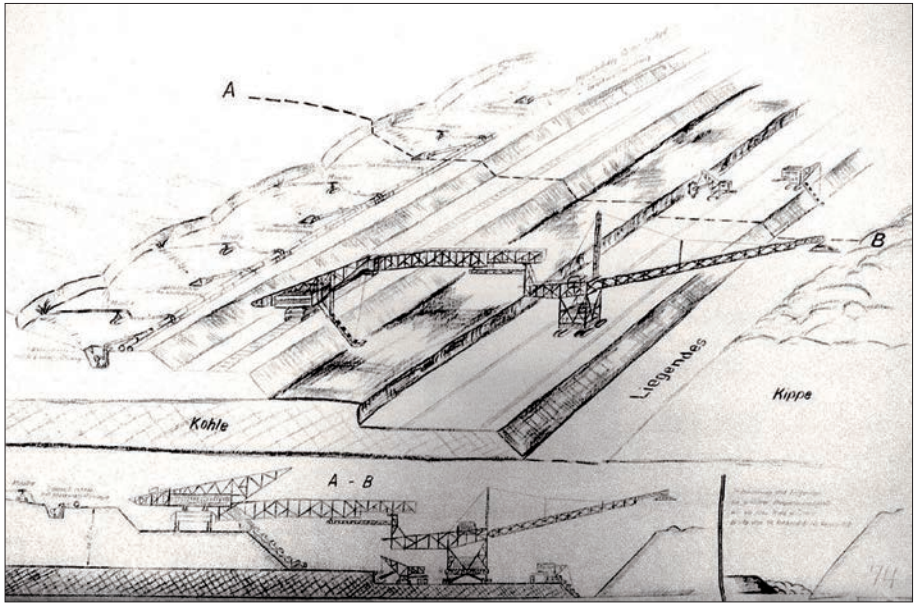
Warum und weshalb die Anlagen nicht demontiert wurden, lag eindeutig im Interesse der „Sowjets“. Dass eine Vielzahl der modernsten Anlagen als Reparationen bereits demontiert war, wurde wissentlich nicht genannt. Am 3. September 1949 stürzte die Brücke ein. Ein Sabotageakt mit einer Explosion wurde angenommen, da einige Arbeiter Blitze im Bereich der Mittelbrücke gesehen hatten. Sie entstanden aber durch das Zerreißen der spannungsführenden Kabel. Die Annahme es sei Sabotage gewesen, bestätigte sich nicht. Einige der Besatzungsmitglieder hatten einige Monate in Untersuchungshaft gesessen, bis die Ursachen plausibel aufgeklärt waren. Mit großer Wahrscheinlichkeit waren sich überlagernde Schwingungen im Bereich der



Förderbrücke F 24 Niemtsch
Foto: Radke



Vorschlag I. der SMAD zur Tagebaufortführung
Sammlung: Traditionsverein Braunkohle Senftenberg



Vorschag II. der SMAD zur Weiterführung des Tagebaus Niemtsch.

Sammlung: Traditionsverein Braunkohle Senftenberg

Mittelbrücke Ursache der Havarie. Der Wiederaufbau erfolgte, und der veränderte Verband nahm am 29. März 1952 den Probebetrieb auf. Anstelle des für den Blockbetrieb notwendigen Verteilerbandes an der Spitze des Abwurfauslegers wurde dieser um zehn Meter verlängert. Damit erfolgte auch die technologische Umstellung auf den Parallelbetrieb. Die Brücke wurde nach dem Auslaufen des Tagebaus Niemtsch gesprengt und verschrottet. Interessant ist die Aufzeichnung von Vorstellungen, wie der Tagebau Niemtsch mit und ohne Förderbrücke betrieben werden kann. Es gab weitgehende Untersuchungen, den Abbau mit einer Art hydropneumatischer Förderung ohne Förderbrücke durchzuführen.

Die Brücke Anna-Süd war von 1938 bis 1945 in Betrieb. Sie wurde wie auch die Brücke Meurostolln als Reparation an die Sowjetunion demontiert und in der Ukraine wieder aufgebaut und in Betrieb genommen. In der Lausitz sind bis 1945 fünfzehn Förderbrücken gebaut und in Betrieb genommen worden, davon sind neben den beiden genannten noch die Anlagen aus den Tagebauen Koyne, Werminghoff, Skado und Sedlitz demontiert und in der Ukraine zum Einsatz gekommen.

Die erste funktionsfähige Förderbrücke „Agnes“, die als einzige Anlage auf der Gewinnungsseite mit einem Schaufelradbagger und Eimerkettenbagger gekoppelt war, nahm am 26. September 1925 im Tagebau Plessa nach einer Bauzeit von circa vier Monaten den Betrieb auf. Die Anlage wurde bis zum Auslauf des Tagebaus im Jahre 1959 genutzt. Um im Winter den Betrieb zu gewährleisten, wurden die Bandanlagen auf der Brücke umhaust und beheizt. Die Brücke hatte einen Ausleger mit 45 Metern Länge und eine Stützweite zwischen Bagger- und Kippenstütze von 125 Metern, wobei der Brückenträger um 3,50 Meter über einen Rollentisch verschiebbar war. Die Kippenstütze bewegte sich auf Gleisanlagen auf einer Vorkippe, die über dem ausgekohlten Liegenden geschüttet wurde. Die Prinzipien der beweglichen Konstruktion, wie Auszug, Verschwenkbarkeit, Abstützungen und des technologischen Einsatzes, haben sich seitdem nicht verändert. Die Anlagen wurden immer größer, ausgereifter und leistungsfähiger. Sie wurden entsprechend der bestehenden technischen Möglichkeiten den bergbaulichen Anforderungen angepasst und dokumentieren den jeweiligen Stand der Technik.

Trotz der technisch aufwendigen, in ihrer Beweglichkeit komplizierten und zur Erhaltung der Betriebstüchtigkeit notwendigen Aktivitäten war die

Abraumgewinnung bedeutend kostengünstiger gegenüber anderen Technologien. Die Kosten konnten um das bis zu Zehnfache gesenkt werden.

Die Förderbrücke im Tagebau Ilse Ost Sedlitz, gebaut 1931, hatte bereits eine Gesamtlänge von 330 Metern und einen Abwurfausleger von 140 Metern Länge. Die Hauptbrücke war auf der baggerseitigen Stütze mit einem um 15 Meter verschiebbaren Rollbahnträger ausgerüstet. Damit konnten zum Beispiel die Gleisanlagen der Baggerseite unabhängig von der Kippenseite gerückt werden. Mit der Verschiebbarkeit des Brückenträgers auf der baggerseitigen Stütze waren die technologischen Abhängigkeiten in der Führung der Betriebseinheiten Abraum- und Kohlegewinnung variabler geworden. Dieses Bauwerk ist in der Bauausführung und den bergmännischen Einsatzmöglichkeiten den folgenden „Einheitsbrücken“ sehr ähnlich. Diese Förderbrücke wurde ebenfalls demontiert und in der Ukraine wieder eingesetzt.

Mit der Teilung Deutschlands nach 1945, dem Versiegen der Steinkohlelagerstätten um Zwickau und Oelsnitz und der Unterbindung der Lieferung von Steinkohle konnte die Industrie der DDR, insbesondere die aufzubauende Schwerindustrie, nicht ausreichend mit Brennstoffen versorgt werden. Der Staat konzentrierte sich auf die einheimische Braunkohle und baute den Veredelungssektor mit der Verkokung der Braunkohle aus. Anfangs war es erforderlich, die als Reparationen demontierten Anlagen zu ersetzen, später erfolgte die Ausrüstung von Neuaufschlüssen, um die energetische Basis des Landes weiter auszubauen. Von da an sind bis 1990 elf 34-Meter-, zwei 45/53-Meter-, und fünf 60-Meter-Förderbrücken gebaut und zum Einsatz gebracht worden. Die Zahlen bedeuten, dass mit den Brücken im Verbund mit Eimerkettenbaggern 34, 53 und 60 Meter Abraum über der Kohle abgetragen werden konnten. Um das imposante Programm für die Ausrüstung der Braunkohleindustrie in kürzester Zeit umsetzen zu können, war der sehr hohe Vorbereitungsaufwand für eine auf die Lagerstätte konstruierte Förderbrücke zu aufwendig. Deshalb entschloss man sich, Einheitsbrücken zu entwickeln, zu bauen und zum Einsatz zu bringen. Mögliche Erschwernisse beim späteren Einsatz wurden in Kauf genommen. An diesen Fördergeräten sind später umfangreiche Leistungssteigerungen zur Erhöhung der Förderung vorgenommen worden. An den Baggern wurden die Geschwindigkeiten der Eimerketten und die Länge der Eimerleitern erhöht, das bedingte umfangreiche Veränderungen an den Bandanlagen des Verbandes. An einigen 34-Meter-Brücken sind die Ausleger um zehn Meter verlängert worden. Diese teilweise sehr aufwendigen Leistungssteigerungen

oben:
Brücke Ilse Ost, Bergbau im Urstromtal
Foto: Radke.

unten:
Tagebau Scado 1968
Foto: Traditionsverein Braunkohle Senftenberg

F 45/53 im Tagebau Meuro

F 60 Klettwitz Nord

Fotos: Traditionsverein Braunkohle Senftenberg

dienten dazu, den Förderbrücken aus Kostengründen einen größeren Anteil der Abraumgewinnung zu ermöglichen. Bei den beiden im Einsatz befindlichen 45-Meter-Brücken wurde zum Beispiel die Abtragsmächtigkeit auf 53 Meter erweitert. Die Jahresleistung konnte durch umfangreiche Maßnahmen von circa 40 Millionen Kubikmeter im Jahr auf über 60 erhöht werden. Besonders anspruchsvoll waren die Überlandtransporte einiger 34-Meter-Brücken aus Tagebauen, die ausgekohlt waren, zu anderen Einsatzorten über Distanzen von über 40 Kilometer.

Derzeit sind in den Tagebauen Welzow-Süd, Jänschwalde, Nochten und Reichwalde F 60 und im Tagebau Cottbus Nord eine leistungsgesteigerte F 34 im Einsatz. Die Anlagen können von Aussichtspunkten, an Tagen der offenen Tür oder zu anderen Anlässen während des Betriebes besichtigt werden. Die nur kurzzeitig in Betrieb gewesene jüngste F 60 im aufgegebenen Tagebau Klettwitz-Nord wurde als Besucherbergwerk hergerichtet. Es werden Führungen auf der Brücke angeboten mit einer hervorragenden Sicht auf die Erfolge der Sanierung der bergbaulich in Anspruch genommenen Territorien zwischen Plessa, Lauchhammer, Finsterwalde und Sallgast.

Die Niederlausitz und ihre 100-jährige Geschichte der öffentlichen Stromversorgung 1898–1998

Teil 3

Hans Kober

Industrie- und Stadtzentralen nun auch in der Niederlausitz

Längst haben sich schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahezu alle größeren Industriebetriebe auch in den Orten der Niederlausitz Dampfmaschinen zum Antrieb ihrer Maschinenanlagen angeschafft und ergänzen diese gegen Ende des 19. Jahrhunderts in der Regel auch mit kleinen Dynamomaschinen für die elektrische Beleuchtung ihrer Betriebsanlagen. In gleichem Maße haben auch zahlreiche Wassermühlenbesitzer an den Flüssen und größeren Fließen ihre Kraftanlagen mit Gleichstrom-Dynamomaschinen ergänzt und können so auf ihren Gehöften und oftmals in den angeschlossenen Sägewerken bereits die Elektroenergie für Beleuchtungszwecke nutzen. In einzelnen Fällen versorgt man dann auch schon mal über den Werkzaun hinaus die Nachbarn. Dem „Luckauer Kreisblatt“ Nr. 89 vom 30. Juli 1907 entnehmen wir die Statistik, dass es im ganzen Regierungsbezirk Frankfurt/Oder 3 801 Dampfmaschinen mit einer Gesamtleistung von 119 448 PS gibt. So finden wir bei uns in der Niederlausitz und in allen Kreisen schon sehr frühzeitig erste zaghafte Anfänge einer öffentlichen Elektroenergieversorgung. Und es lässt sich auch hier für die Zeit vor und kurz nach der Jahrhundertwende beobachten, dass oft zuallererst das Interesse bei fortschrittlichen Unternehmern und Kommunen in den Orten für die neue Energieart aufkommt, die bisher über keine Gasanstalt verfügen. Als stärkste Triebkraft erweist sich dabei schon frühzeitig bei den Kommunen das große Bedürfnis, vor allen Dingen die öffentlichen Straßen und Plätze mit einer modernen Beleuchtung auszustatten.

Für eine großflächige Versorgung bietet sich die Kohleindustrie an

Als maßgebende Voraussetzung für eine wirtschaftlich arbeitende „Überlandzentrale“ wurde in anderen Landesteilen Deutschlands längst die Nutzung einer schon vorhandenen Energiequelle erkannt. So liegt in der Niederlausitz der hier vorhandene Reichtum an Braunkohle eigentlich als Lösung aller Stromversorgungsfragen auf der Hand. Schon 1908 entsteht im Senftenberger Revier der Gedanke zur gemeinsamen Versorgung der Agrarkreise Calau, Luckau, Lübben, Spremberg, Cottbus und Hoyerswerda mit Elektroenergie aus der Braunkohlenindustrie. Zwar ist die industrielle Entwicklung dieser Region noch verhältnismäßig schwach ausgeprägt, jedoch liegt das charakteristische Moment jener Projekte ja gerade darin, dass auch hier schon frühzeitig die Forderung nach Versorgung mit Elektroenergie von landwirtschaftlicher Seite vorgetragen wird. Logisch ist auch, dass eine aussichtsreiche Lösung des Problems nur möglich ist, wenn ein Werk für mehrere Kreise gemeinsam geschaffen wird. Ein nahe gelegenes Beispiel für eine erfolgreiche Realisierung des Gedankens findet man ja schließlich schon 1908 im westlichen Nachbarkreis Liebenwerda.

Noch aber will hier in der Niederlausitz möglichst jeder Kreis sein eigenes Elektrizitätswerk bauen, verspricht sich daraus den größtmöglichen Gewinn, und niemand will den „Ruhm“ anderen überlassen. So entnehmen wir dem „Calauer Kreisblatt“ Nr. 79 vom 3. Oktober 1909, dass man zur „Gründung einer elektrischen Leitungsgenossenschaft für den Kreis Calau“ am

Kommerzienrat Dr. Gottlob Schumann, Generaldirektor der „Ilse-Bergbau-AG“

Sammlung: Hans Kober

8. Oktober nach Cottbus in das „Hotel Adler“ eingeladen hat. Am 4. Dezember, so verrät man noch in der Nr. 95 vom 28. November, findet bereits eine „Generalversammlung“ der Genossenschaft in „Hechts Hotel“ in Calau statt. Dann aber hört man nichts mehr von diesem Plan. Es lässt sich offenbar zunächst zwischen den Kreisen keine Einigung erzielen. Die Folge davon ist, dass weiterhin zahlreiche kleine elektrische Erzeugungsanlagen, besonders in der Industrie, auf der Basis von Dampfmaschinen entstehen. Die Gefahr der weiteren Zersplitterung wächst mit jedem Jahr, und es gibt keine Lösung für die Landwirtschaft. Erst die schnelle Entwicklung der Braunkohlenindustrie mit ihren Kraftwerken und die sich hier nach 1911 anstauenden Reserven weisen immer deutlicher auf die aussichtsreichste Kraftquelle besonders im Kreis Calau hin. So unterbreitet schließlich der Generaldirektor der „Ilse-Bergbau-AG“, Kommerzienrat Dr. Gottlob Schumann, als Mitglied des Kreisausschusses Calau 1912 seinen Plan zur Errichtung einer „Überlandzentrale“ für den Kreis Calau und die benachbarten Kreise.

Schwierige Vorausschau für das künftige Unternehmen

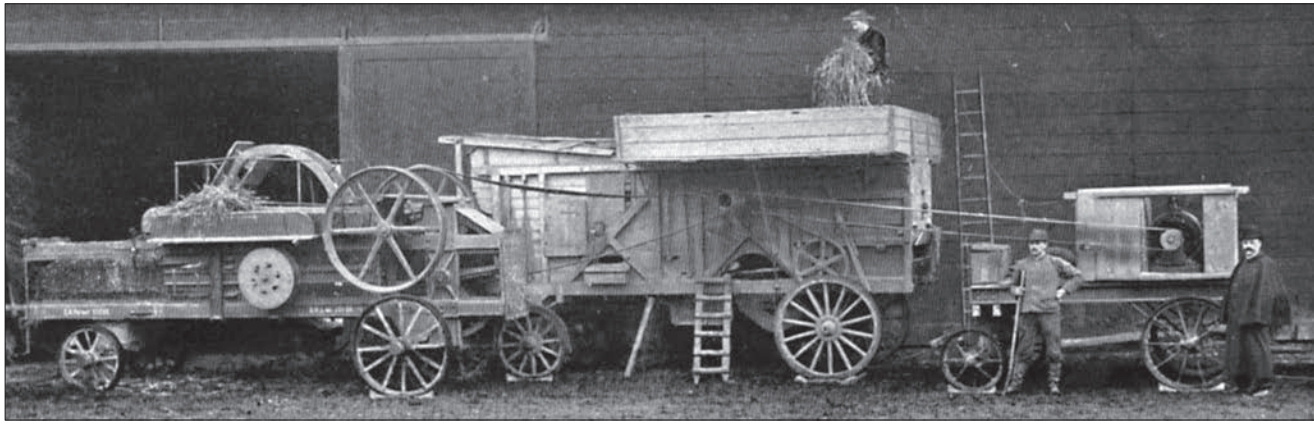
Man beauftragt den bei der „Allgemeinen-Elektricitäts-Gesellschaft“ (AEG) beschäftigten Chefingenieur Paul Mebus aus Cottbus mit den Vorarbeiten für eine „Überlandzentrale“. Schließlich muss ja zunächst, um die Rentabilität des Projektes beurteilen zu können, eine Übersicht über den voraussichtlichen Bedarf gewonnen werden. Und tatsächlich veröffentlichten renommierte Anlagenbauunternehmen wie zum Beispiel die „Felten & Guilleaume-Lahmeyerwerke AG Frankfurt/Main“ schon 1908 die Ergebnisse eigener Erhebungen, wonach auch in der hiesigen Gegend pro Lampe eine Benutzungsdauer von 150–200 Stunden im Jahr angenommen werden kann. Ferner ist in der Landwirtschaft bei einem Elektromotor für den Kleinbetrieb, zum Beispiel für Häckselmaschine, Zentrifuge, Wasserpumpe, Buttermaschine und je PS ebenfalls mit 150–200 Stunden pro Jahr zu rechnen, während für den Dreschbetrieb je PS jährlich sogar mit mindestens 600 Stunden gerechnet werden kann. Beispiele für die Beleuchtungs- und Kraftausstattung eines 300 Morgen umfassenden Bauernhofes werden gegeben. So lassen sich also unter Berücksichtigung einer gewissen Gleichzeitigkeit je Gemeinde ungefähre Bedarfs- und Verbrauchswerte ermitteln und bei Ansatz empfohlener Tarife erste Wirtschaftlichkeitsbetrachtungen anstellen. Die Statistik hat auch bereits bewiesen, dass das Bedürfnis sowohl für Licht als auch für Kraft, sobald die Gelegenheit zur Nutzung da ist, auf dem „platten Lande“ sehr schnell zunimmt. Die bei der Eröffnung des Werkes angemeldeten Lampen- und Motorenzahlen haben sich bereits im zweiten Jahr verdoppelt und der Zugang hält auch noch im dritten und vierten Jahr im selben Tempo an. Es wird weiter empfohlen, damit die Anwendung der Elektroenergie auch tatsächlich vorankommt, die Stromtarife so zu gestalten, dass ein echter Anreiz besonders durch die erzielbare Arbeitszeiteinsparung und ein direkter Preisvergleich zu herkömmlichen Beleuchtungsmöglichkeiten geschaffen wird. Das Ergebnis der Umfragen, Besprechungen, Fragebogen, Konsumerhebungen und Berechnungen in den vier Kreisen Calau, Luckau, Lübben und Spremberg, die man für die Durchführung des Projektes in Aussicht nimmt, ist nun überaus günstig. Fünf Städte, 49 Gemeinden und 27 Güter melden im Kreis Calau ihren Elektrizitätsbedarf an. Im Kreis Luckau sind es fünf Städte, 59 Gemeinden und 14 Güter, im

Kreis Spremberg 25 Gemeinden und 14 Güter und im Kreis Lübben neben der Stadt Lübben selbst 24 Gemeinden und sechs Güter. Besonders bedeutsam an dem Ergebnis der Umfrage ist auch hier die Tatsache, dass vor allen Dingen die Landwirtschaft dringend die Versorgung mit elektrischer Energie fordert. Wie stark diese Forderung der Landwirtschaft das Projekt letztendlich beeinflusst, geht aus optimistischen Äußerungen hervor, die im ersten Entwurf für die Berechnung der Rentabilität enthalten sind. *Der Landwirt,* so heißt es dort, *geht immer mehr dazu über, auch die kleinste landwirtschaftliche Maschine elektrisch zu betreiben, so daß dadurch stets wachsende Energiemengen abgenommen werden. Für elektrisches Pflügen ist in der Rentabilitätsberechnung, den Empfehlungen folgend, noch kein Stromverbrauch angesetzt worden. Dennoch kann man aber damit rechnen, dass einige Güter im Laufe der Jahre doch den elektrischen Pflugbetrieb einführen werden*.

Die Entscheidung fällt schwer

Die Entwicklung des Werkes zeigt zwar später, dass diese Auffassung zur Entwicklung der Landwirtschaft allzu optimistisch war; das ändert jedoch nichts an der Tatsache, dass die Forderungen der Landwirtschaft nach elektrischer Kraft in erster Linie mitbestimmend für das Entstehen des „Überlandwerkes“ werden sollten. Aber die Rentabilitätsberechnung geht trotzdem noch nicht auf. Die Stromversorgung der Landwirtschaft und der Dorfgemeinden ist bei der weit auseinander gezogenen Lage des Abnehmerkreises und den dadurch entstehenden hohen Baukosten *nur* möglich, wenn man in stärkerem Maße auch die Beteiligung der Industrie in die Berechnungen einbezieht. Und das bedeutet zunächst harte Überzeugungsarbeit, steht doch die Industrie dem Projekt auch hier im Westteil der Niederlausitz zunächst fast ebenso ablehnend gegenüber, wie die Landwirtschaft seine Durchführung fordert. Selbst Teile der Braunkohlenindustrie stemmen sich gegen das Projekt, da sie befürchten, dass durch die Abgabe billiger elektrischer Energie ihr Kohleabsatz sinken könnte. Mit erfreulicherweise nicht nachlassendem Optimismus entschließt man sich aber in den drei Kreisverwaltungen Calau, Luckau und Lübben, trotz aller Probleme ein neues Projekt unter Einbeziehung der Industrie ausarbeiten zu lassen. Dabei muss man jetzt allerdings doch auf den Kreis Spremberg verzichten, da dieser seine Perspektiven wohl nun schon im geplanten „Großkraftwerk Trattendorf“ sieht.

Das neue Projekt, mit dem sich dann im Dezember 1914 die Kreistage von Calau, Luckau und Lübben beschäftigen, geht nun in seiner Rentabilitätsberechnung schon besser auf und basiert auf einer Bausumme für das Versorgungsnetz der „Überlandzentrale“ von 2,8 Millionen Reichsmark. Doch wer soll das Geld geben, fragen sich die Mitglieder der Kreisausschüs-



Elektrischer Dreschsatz auf dem Lande um 1925
Foto: Sammlung Hans Kober

se. Die Beratungsstelle des „Brandenburgischen Provinzialverbandes für Überlandzentralen“, der man das Projekt zur Begutachtung vorlegt, schlägt *als zweckmäßigste Organisation die Einrichtung einer Überlandzentrale auf kreiskommunaler Grundlage vor, da nur auf diese Weise die bei der Versorgung mit elektrischer Energie wichtigen Interessen der Allgemeinheit gewahrt und private, die Entwicklung gefährdende Gewinnabsichten ausgeschaltet werden können! Die gemischt-kommunale Einrichtung, also die Vereinigung öffentlicher Mittel mit dem Privatkapital, sei nur möglich, wenn dem Letzteren nirgends ein ausschlaggebender Einfluss auf den Ausbau und Betrieb der Überlandzentrale eingeräumt werde!*

Da fast jedem klar ist, dass die drei Kreise vor allem im inzwischen ausgebrochenen Krieg nicht in der Lage sein werden, die erforderlichen Mittel für einen Erfolg versprechenden Aufbau des Versorgungsnetzes *allein* aufzubringen und andererseits das Projekt nicht die Errichtung eines eigenen Kraftwerkes, sondern die Ausnutzung der bereits vorhandenen und ausdrücklich angebotenen Reserven in den Kraftwerken der „Ilse-Bergbau-AG“ vorsieht, ist der Weg des reinen kommunalen Unternehmens in diesem Fall weder möglich noch zweckmäßig. Man entscheidet sich deshalb für die Form des „gemeinnützigen gemischtwirtschaftlichen Unternehmens“.

Ein auf das Gemeinwohl orientiertes Unternehmen wird gegründet

Am 8. März 1915 treten schließlich im Kreishaus Calau die bevollmächtigten Vertreter des Kreises Calau, Landrat Graf von Pourtales, des Kreises Luckau, Landrat Freiherr von Manteuffel und des Kreises Lübben, Landrat Dr. Loehre, sowie die Vertreter der „Ilse-Bergbau-AG“, Kommerzienrat Dr. Schumann und Bergwerksdirektor Müller, der Luckauer Bürgermeister Urbscheit, der Lübbener Bürgermeister Kirsch, der Rittergutsbesitzer Krüger aus Radensdorf (Kreis Calau), der Amtsvorsteher Haensel aus Winkelgut im Kreis Luckau sowie der Justizrat Quasnigk aus Senftenberg zur Gründungsversammlung und Unterzeichnung des Gesellschaftervertrages der „Niederlausitzer Ueberlandcentrale Calau GmbH“ (NUC), zusammen.

Im Gesellschaftervertrag heißt es: *Gegenstand des Unternehmens ist die Versorgung der Kreise Calau, Luckau, Lübben, Cottbus und Hoyerswerda mit Elektrizität durch Herstellung und Betrieb der Hochspannungs- und Niederspannungsleitungen und durch Ein- und Verkauf von elektrischem Strom. Zur Erreichung dieses Zweckes ist die Gesellschaft auch befugt, gleichartige oder ähnliche Unternehmen zu erwerben oder sich an solchen zu beteiligen.* Die Organe der Gesellschaft sind die Gesellschafterversammlung, der Aufsichtsrat und der oder die Geschäftsführer. Den ersten Aufsichtsrat bilden die vorgenannten Herren der Gründungsversammlung. Das Stammkapital von 2,825 Millionen Reichsmark verteilt sich auf die Gesellschafter Kreis Calau mit 871 200 Reichsmark, die entsprechen 30,84 Prozent, Kreis Luckau mit 825 500 Reichsmark, das sind 29,22 Prozent, Kreis Lübben mit 507 900 Reichsmark, somit 17,98 Prozent, und die „Ilse-Bergbau-AG“ mit 620 400 Reichsmark, anteilmäßig 21,96 Prozent. Zum künftigen Sitz der neuen Gesellschaft wählt man zwar die Kreisstadt Calau, hat aber als Zwischenlösung zunächst in der Cottbuser Bahnhofstraße ein Grundstück als vorläufigen Verwaltungssitz erworben.

Jeder Gesellschafter verpflichtet sich zur kostenlosen und unbürokratischen Bereitstellung von Verkehrsanlagen (Wege, Straßen, Brücken, Gleisanlagen) für den Leitungsaufbau, was den späteren Netzaufbau tatsächlich erheblich beschleunigen wird. Weiter hat jeder Gesellschafter das Recht, den weiteren Ausbau von Leitungsstrecken zu verlangen, wenn jährlich 20 Prozent der dafür entstehenden Aufwendungen durch Mehrabsatz garantiert werden kann.

Im Oktober 1915 schließt der neue Energieversorgungsbetrieb NUC mit der „Ilse-Bergbau-AG“ einen auf 40 Jahre befristeten Stromlieferungsvertrag zu sehr günstigen Bedingungen, der die Lieferung des gesamten für das Versorgungsgebiet erforderlichen Stromes in den Spannungen 15 000 und 40 000 Volt von den mit modernsten Dampfturbinen ausgestatteten Kraftzentralen der Gruben „Marga“ (Brieske) und „Erika“ (Laubusch) vorsieht. Der Stromlieferungsvertrag enthält unter anderem noch folgende Klauseln:

- Die „Ilse-Bergbau-AG“ verpflichtet sich, innerhalb des Stromversorgungsgebietes der NUC an keinen Dritten Strom zu verkaufen.
- Die NUC gestattet der „Ilse“ den Bau eigener Leitungen zwischen deren einzelnen Werken und gegebenenfalls auch die Mitbenutzung des NUC-Gestänges.
- Die NUC verpflichtet sich ihrerseits, den gesamten Bedarf an Elektroenergie *nur* aus den Kraftwerken der „Ilse“ wie „Marga“, „Erika“ und „Eva-Renate“ (Freienhufen) zu entnehmen.

Weiter werden auch Rechtsträgergrenzen, Spannungstoleranzen, Verantwortlichkeiten und Fristen für Anlagenerweiterungen in der Erzeugung, Tarife, Verrechnungsmessungen und Art der Rechnungslegung vereinbart. So begann vor genau 100 Jahren, im Frühjahr 1915, das erste Geschäftsjahr des für die Zukunft der westlichen Niederlausitz so entscheidenden Unternehmens der Stromversorgung NUC. Heute findet man in der Calauer Karl-Marx-Straße 50 nur noch das dominante einstige Verwaltungsgebäude aus dem Jahre 1922 sowie das ehemalige Lehrlingswohnheim aus dem Jahre 1953 und Versorgungsgebäude aus dem Jahre 1984, jedoch arbeitet hier niemand mehr vom heutigen territorialen Stromversorgungsunternehmen.

Das künftige Versorgungsgebiet der „Niederlausitzer Ueberlandcentrale Calau“ (NUC) mit den benachbarten Versorgungsunternehmen
Sammlung: Hans Kober

Annahütte entging dem Untergang

Hans Hörenz

Das Jahr 1965 war in der Senftenberger Region bedeutsam. Die Sprengung des Wasser- und Bismarck-Turmes auf dem Paradiesberg bei Senftenberg und nahe der Ortschaften Hörlitz und Meuro im Januar war eine der ersten Nachrichten in dem Jahr, die durch die Medien verbreitet wurde. Nur 60 Meter war der genau 42,8 Meter hohe Koloss aus Eisenbeton von der Böschung des Tagebau-Neuaufschlusses Meuro entfernt, als die erfahrenen Sprengleute zu Werke gingen.

Wenige Wochen danach, am 21. April, begann dann auch die Rohkohleförderung aus dem Großtagebau Meuro, die 1999 endete. 338 Millionen Tonnen Rohbraunkohle waren dem Erdreich entnommen worden. Mit der Ausdehnung des Tagebaues Meuro war die Inanspruchnahme von rund 4 100 Hektar Land verbunden. Die Einwohner der Dörfer Sauo, Rauno und Reppist verloren ihre Heimat.

Auch den Bewohnern von Annahütte stand zu dieser Zeit eine Überbaggerung ihrer Ortschaft bevor. Die geplante Ortsverlegung von Annahütte – damals die größte in der Lausitz – sah vor, dass vier Jahre später, also 1969, durch die weitere Ausdehnung des Tagebaues Klettwitz die stählernen Baggerschaufeln die Gemeindegrenzen des seinerzeit etwa 3 000 Einwohner zählenden Ortes erreichen sollten. Damit wäre auch das Ende des Glaswerkes verbunden gewesen, das seit 1863 hier seinen Standort hatte und auch als Exporteur von Bleikristall und anderen Glaserzeugnissen in vielen Ländern der Erde bekannt war.

Kohlebagger schlucken Annahütte

Offene Antwort auf vielfältige Fragen zur größten Ortsverlegung in der Lausitz

Annahütte mit seinem in vielen Ländern der Erde bekannten Glaswerk und seinen 3000 Einwohnern soll dem Braunkohlentagebau Klettwitz weichen. Bereits 1969 werden die stählernen Baggerschaufeln die Gemeindegrenzen anknabbern und etwa im Jahr 1974 ganz Annahütte schlucken. Eine Reihe damit im Zusammenhang stehender Fragen hatte Joachim Zimpel aus Annahütte in einer Eingabe an den Staatsrat gestellt.

Öffentliche Antwort auf diese alle Einwohner der traditionsreichen Industriegemeinde bewegenden Fragen erteilten dieser Tage kompetente Vertreter

ausgerüsteten Tagebau Klettwitz den Zugang zu weiteren 50 Millionen Tonnen Kohle. Auf eine derartige Menge – zumal es sich um hochwertige Kokerei-

So ist vorgesehen, die Abteilung Bleikristall nach Döbern zu verlegen, wo gegenwärtig der modernste Betrieb dieser Art in der DDR entsteht und die Annahütter Glasmacher ideale Arbeitsbedingungen vorfinden werden.

Die Produktion von Konservenglas soll dem [illegible]kerglas Bernsdorf angeschlossen [illegible] während die übrigen bei [illegible]nach Schwe[illegible] nitz b[illegible] sollen.

Prominente gaben Ant

ffentliche Behandlung von Eingaben der Bürger / Leitend Virtschaftsfunktionäre gaben Einwohnern der Gemeinde nnahütte Antwort auf ihre Fragen

n der Glasmachergemeinde Annatte, in der auch viele Braunkohlenmpel wohnen, geht es seit Won und Monaten um die Perspekdes Ortes, weil die Entwicklung Bergbaues eine Reihe besonderer Maßnahmen erforderlich macht, die Veränderungen im persönlichen en aller Einwohner in den nächJahren mit sich bringen.

tende Funktionäre vor der Bevölkrung Rede und Antwort standen.

Aus den Darlegungen des Kgen Rudolph vom PKB „Kohle", lin, ging hervor, daß sich der bau Klettwitz in den nächsten so entwickeln wird, da 1970 das Gebiet an der Ka Siedlung und etwa 1974 liche Teil der Gemeinde v bau in Anspuch genomm

Am Mittwoch hatten [illegible] Annahütter Einwoh[illegible] sammelt. Schließlich stand [illegible] den Tagesordnung die Frage, [illegible] lange der Ort noch stehen kann, bis die Förderbrücke [illegible] Klettwitzer Tagebaues [illegible] und die unter dem Ort lieg[illegible] Kohle freilegt. [illegible] Es wurde während des Forums [illegible] all das gesagt, was heute bere[illegible] über die Ortsverlegung im ei[illegible] seinen Ausmaßen bekannt ist. [illegible] werden in den nächsten Jahren [illegible] noch manche Fragen zu klären [illegible] sein. Deshalb muß der Vorschlag [illegible] Zustimmung finden, eine Vertreter[illegible] gruppe zu bilden, der Vertreter [illegible] der örtlichen Staatsorgane, der Be[illegible]

Eingaben

triebe und [illegible] angehören [illegible] zeitig

Sammlung: Hans Hörenz

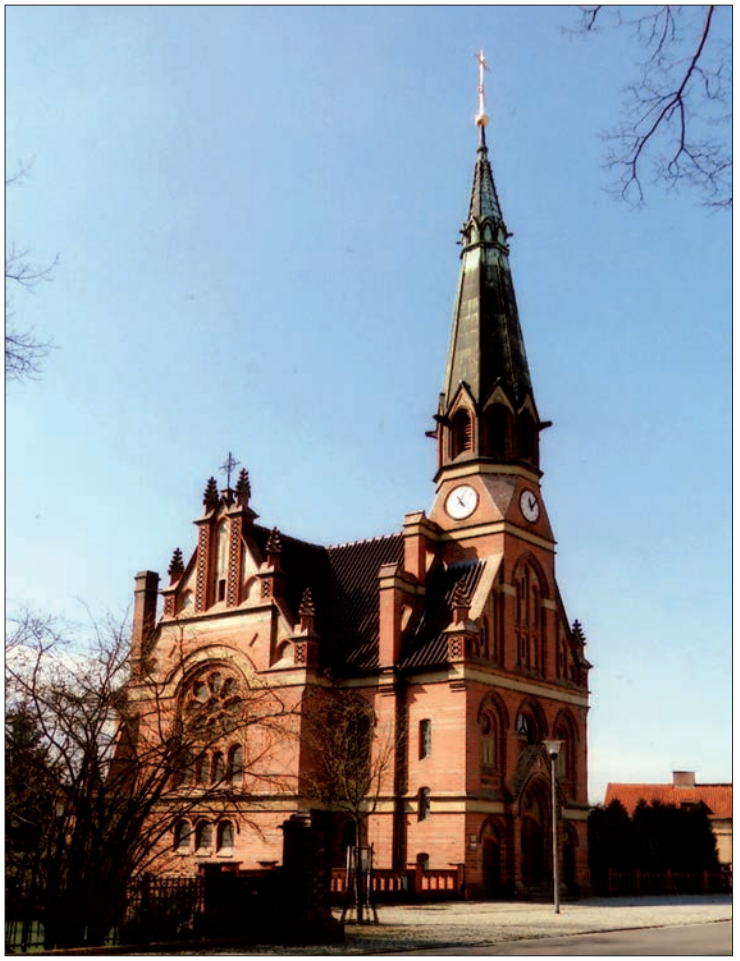
Wie auch anderenorts wehrten sich die Einwohner dagegen. Man schrieb üblicherweise Eingaben und Beschwerden nach ganz „Oben". In seinem Brief an den Staatsrat stellte der Bürger Joachim Zimpel, der im Glaswerk Annahütte seine Berufsausbildung absolviert hatte und danach auch Jahre dort tätig war, die Frage, ob es im Interesse der Einwohner und Glasmacher und auch volkswirtschaftlich vertretbar sei, eine so große Gemeinde zu devastieren. Zimpel hatte bei diesem Anliegen viel Zustimmung und Unterstützung der Annahütter gefunden. Das konnte man nicht übergehen. Von „Oben" kam dann die Empfehlung an die regionalen Staatmacht, in einem großen Einwohnerforum die Bevölkerung mit der volkswirtschaftlich wichtigen Bedeutung des Kohle-Vorhabens vertraut zu machen und sie zu überzeugen. Die Bewohner wurden dann zu dem Forum in das Klubhaus eingeladen. Einige hundert Annahütter waren gekom-

men. Ihnen Rede und Antwort stehen mussten unter anderem der Ratsvorsitzende des Kreises, der Direktor des Braunkohlenkombinats Lauchhammer, Direktoren und Vertreter aus den VVB* Braunkohle Senftenberg, VVB Glas Weißwasser und andere. Es war ein kritisches, aber auch sachliches Forum. Da erfuhren die Teilnehmer, dass beginnend mit dem Gebiet an der Karl-Marx-Siedlung 1974 der restliche Teil der Gemeinde – die übrigens 1938 von Särchen in Annahütte umbenannt wurde – vom Bergbau in Anspruch genommen werden sollte. Man verschwieg allerdings auch nicht, dass unter Annahütte nur 10 Millionen Tonnen lagern, auf die unter anderen geologischen Gegebenheiten verzichtet werden könnte. Da allerdings die Ortslage von Annahütte den Zugang von weiteren 50 Millionen Tonnen Kohle im Tagebau Klettwitz versperre, sei die Abbaggerung des Ortes unumgänglich. Für die Glasmacher war es interessant zu wissen, dass ihr Betrieb, der zwei Jahre zuvor auf sein 100-jähriges Bestehen zurückblicken konnte, ab 1969 schrittweise in andere Werke der Glasindustrie verlagert werden sollte. Während die Bleikristall-Spezialisten in Döbern ihren neuen Arbeitsplatz einnehmen würden, sei vorgesehen, die anderen Glasmacher-Bereiche vor allem an die Standorte Bernsdorf und Schwepnitz zu verlegen. Seitens der Kreisverwaltung wurde den Einwohnern versichert, dass man sich auf die Zuweisung einer Neubauwohnung oder einer angemessenen Tauschwohnung verlassen könne.

Nach diesem Forum vergingen viele Jahre. Die Gemeinde war längst zum Bergbauschutzgebiet erklärt worden, doch der Bagger kam nicht zur angekündigten Zeit. Experten der Braunkohlenindustrie suchten nach Möglichkeiten für eine andere Lösung, als die bisher geplante Ausdehnung des Tagebaus Klettwitz. In den Wendejahren 1989/90 wurden die Pläne zur Devastierung von Annahütte endgültig aufgegeben.

Neuen Mut schöpften die Glasmacher, als 1992 der Unternehmer Herbert Hillebrand aus dem Rheinland, besser als „Burgenkönig“ bekannt, in Annahütte auftauchte, das Glaswerk und andere Objekte für nur eine Mark erwarb, und auch mit großen Versprechungen allen Glasmachern Hoffnungen auf sichere Arbeitsplätze in einem modernen, effektiv arbeitenden Werk machte. Das tat er aber nicht nur hier, sondern auch in den anderen beigetretenen Ländern der Bundesrepublik. 1994 sollte der Neubau in Annahütte beginnen.

Nichts wurde daraus, außer den vielen unliebsamen Geschichten über den Hillebrand aus dem Rheinland und Besitzer von 22 Schlössern und Burgen, über die beispielsweise die „Berliner Zeitung“ am 12. Mai 1995 berichtete, und die auch jetzt, 20 Jahre danach, bei den Bewohnern von Annahütte nicht vergessen sind.



Henriettenkirche in Annahütte in sehenswerter Gestalt

Foto: Hans Hörenz 2014

Anmerkung

* VVB – Vereinigung Volkseigener Betriebe

oben links:
Reststücke einer Bleikristallsammlung Annahütter Produktion aus den 1930er-Jahren, angelegt vom „Hüttenmädel“ Margarete Schubert. Stücke minderer Qualität konnten von den Arbeitern geringpreisig erworben werden.
Foto: Rolf Radochla

oben rechts:
Ein Findling erinnert in Annahütte an die nach 125-jähriger Tradition stillgelegte Glasindustrie.
Foto: Hans Hörenz

unten:
Der Kindergarten „Glassternchen“ und die Straßennamen im Ort erinnern an die einstige Glasproduktion.
Foto: Hans Hörenz

Die Glasindustrie in Annahütte ist heute eine abgeschlossene Geschichte. Rührend kümmert man sich um einige Wahrzeichen dieser Vergangenheit des heute mit seinen weit über 1 000 Einwohnern zur Gemeinde Schipkau gehörige Ortes. Die Henriettenkirche von Annahütte gehört wieder zu den Sehenswürdigkeiten im Ort, in dem auch die meist kleinen Wohnhäuschen der Glasmachersiedlung nach Sanierung und Modernisierung wieder mehr die Blicke auf sich lenken. Straßennamen und andere Einrichtungen, wie beispielsweise der Kindergarten „Glassternchen“, erinnern auch die Besucher daran, dass hier die Glasindustrie einst reiche Tradition hatte.

Nachdem einige Jahrzehnte ohne Investitionen vergangen sind, ist nun

wieder ein reges Baugeschehen eingekehrt. In der Nähe des früheren Entbindungsheimes ist das moderne Seniorenzentrum „Haus am Waldrand“ entstanden. Neben einer Schule in Annahütte, die es in anderen Orten dieser Größe kaum noch gibt, gehört der 1948 gegründete Karnevalsclub Annahütte zu jenen engagierten Vereinen im brandenburgischen Land, die auf kulturellem Gebiet beispielgebend sind.

„Auf meinem Sargholze singen noch die Vögel“

Sandra Mähl

Es heißt, er wäre ein schöner Mann gewesen. Zwar etwas zu eitel, aber selbstbewusst, wissbegierig, geistreich und redegewandt. Seine Herkunft aus gutem Haus in Frankfurt am Main und seine Anpassungsfähigkeit hätten ihm alle Türen in die hohe Gesellschaft geöffnet. Aber Johann Hektor von Klettenberg entschied sich für ein anderes Leben. Sein Interesse galt der Alchemie; seine Studienjahre verbrachte er unter anderem in Holland und England. Seine Spielsucht führte jedoch zu Geldnot. So kehrte er nach Frankfurt zurück. Was nun folgte waren Geldverschwendung und Streitsucht. Nach einer heftigen Auseinandersetzung forderte von Klettenberg den jungen Herrn von Stallburg zum Duell. Nachdem die Pistolen mehrmals versagten, wollten von Stallburgs Männer das Gefecht für beendet erklären. Der Gegner jedoch zog seinen Degen. Von Stallburg starb an den Folgen des Duells. Die anschließende Festnahme und Bezichtigung des Mordes veranlassten von Klettenberg zur mehrjährigen Flucht quer durch Mittel- und Osteuropa. Er trat unter verschiedenen falschen Namen auf und gab vor, geheime Kenntnisse zu besitzen, um Blei in Gold zu verwandeln. Viele glaubten ihm nicht. Diejenigen, die es taten, erkannten den Betrug meist zu spät. Etwa 1713 kam er als Freiherr von Wildeck nach Dresden an den Hof August des Starken. Er trat äußerst überzeugend auf und führte dem König einen Versuch vor, welcher durch Schwindel auch glückte. Der verschwenderische August war begeistert, sah er doch ein einträgliches Geschäft darin. Von Klettenberg wurde zum Kammerherrn und schließlich zum Amtshauptmann von Senftenberg ernannt.

Das kleine Städtchen Senftenberg bewohnten Anfang des 18. Jahrhunderts etwa 1 000 in einfachen Verhältnissen lebende Menschen. Von Klettenberg stand in der Gunst des Königs; er erhielt ein Zimmer im Schloss, ein Laboratorium für seine „Forschung“, ein großzügiges Gehalt, eine Jagderlaubnis für die Waldgebiete um Senftenberg sowie Immunität.

Nach kurzzeitiger, mehr oder weniger ernsthafter Forschung im Laboratorium, gab er das ihm zur Verfügung stehende Geld mit vollen Händen aus. Er spielte, hatte mehrere Geliebte gleichzeitig, und bald schuldete er den Senftenberger Handwerkern und Kaufleuten viel Geld. Trotz seines respektlosen Verhaltens – er entweihte in den Augen der Menschen einen Osterfeiertag – und seiner kriminellen Machenschaften – er sammelte Geld für den Ausbau einer Kirche, steckte sich dieses aber in die eigene Tasche – wagten es die Senftenberger nicht, gegen ihn vorzugehen.

Zeichnung:
Bernd Lunghard

Als er einmal den Stadtkoch zu sich an den Tisch bat, versuchte sich dieser – erfolglos – zu weigern. Er musste mit von Klettenberg und seiner Gesellschaft so viel trinken, bis er fast nicht mehr Herr seiner Sinne war. Dann setzte von Klettenberg ihm Mandeln vor, von denen einige Opium enthielten. Doch der Koch erkannte die manipulierten Früchte und aß diese nicht. Der Amtshauptmann ärgerte

sich so sehr darüber, dass sein gemeiner Scherz nicht gelang, nahm die mit Opium gefüllten Mandeln und steckte sie dem Koch in den Mund. Anschließend wurde er gezwungen, noch mehr Alkohol zu trinken, und brach daraufhin bewusstlos zusammen. Von Klettenberg fesselte den Koch an den Ofen und beschimpfte sein wehrloses Opfer auf das Übelste bis seine anwesende Gesellschaft endlich einschritt. Der Koch wurde in einem Schweinetrog nach Hause getragen und verstarb einige Tage später.

Trotz seiner Vergehen und seiner nicht vorangehenden Arbeit an der Universaltinktur hatte August der Starke enorme Geduld mit von Klettenberg. Erst als er im Jahre 1717 den Stein der Weisen noch immer nicht gefunden hatte, riss dem König der Geduldsfaden. Er enthob von Klettenberg seines Amtes und ließ ihn zunächst in Dresden und Hohnstein einsperren. Nachdem von Klettenberg mehrmals versuchte zu flüchten, inhaftierte man ihn in der Festung Königstein. Hier seilte er sich mithilfe eines aus Stoffen gedrehten Stricks aus seinem Gefängnis ab und lief hinunter zur Elbe. Dort gab er sich gegenüber einem Bauern als böhmischer Student aus und wollte sich von ihm in einem Kahn hinübersetzen lassen. Der Bauer erblickte jedoch von Klettenbergs rote Strümpfe mit silbernen Zwickeln und verweigerte seine Hilfe. Der Flüchtling versteckte sich also in einem Gebüsch, wurde aber entdeckt und erneut ins Gefängnis gebracht. Doch im darauffolgenden Winter – es war kalt und hatte geschneit – hangelte er sich erneut mit einem aus Stofffetzen zusammengebundenen Seil hinunter. Das ging gehörig daneben: Von Klettenberg stürzte hinab und fiel auf den harten Schnee. Er fing jämmerlich an zu winseln und machte so seine Bewacher auf sich aufmerksam.

In Dresden hatte man inzwischen von seinen Vergehen, dem Mord an von Stallburg, von der Vielweiberei und vom gesprochenen Urteil erfahren. Dies sollte nun vollstreckt werden. Von Klettenberg musste sich auf sein letztes Stündlein vorbereiten. So wurde er am Morgen des 1. März 1720 auf die Königsnase, einen Platz nahe der Festung, geführt. Von Klettenberg bat um Verzeihung für seine Taten, bedankte sich für das ihm widerfahrene Gute und schenkte jedem der anwesenden Soldaten eine Münze. Im Anschluss daran entkleidete er sich und kniete nieder. Seine letzte Ruhe fand er auf dem nahegelegenen Soldatenkirchhof.

Die mit einem Strein markierte Stelle der Hinrichtung des Barons von Klettenberg auf der Festung Königstein. Durch das umstehende Gebüsch ist sie schwer zu finden

Fotos: Rolf Radochla

Quellen:
Herrig, Ludwig [Hrsg.]: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen. Zehnter Jahrgang. Achtzehnter Band. Braunschweig, 1855.
Kneschke, Prof. Dr. Ernst Heinrich [Hrsg.]: Deutsches Adels-Lexicon. Fünfter Band [Kalb-Loewenthal]. Leipzig, 1864.
Weber, Dr. Karl von: Aus vier Jahrhunderten. Mittheilungen aus dem Haupt-Staatsarchive zu Dresden. In zwei Bänden – Erster Band. Leipzig, 1857.
Engelhardt, Carl August und Dr. August Moritz [Hrsg.]: J. F. Böttger. Erfinder des sächsischen Porzellans. Biographie aus authentischen Quellen. Leipzig, 1837

Befreiungskämpfe in der Heimat

Helmut Ruhland

Vom 16. bis 19. Oktober 2013 wurde in Liebertwolkwitz, heute Stadtteil von Leipzig, der Völkerschlacht gegen Napoleon vor 200 Jahren gedacht und sie historisch nachgestaltet.

Traditionsverbände in historischen Uniformen aus 20 europäischen Ländern nahmen an einem großen Aufzug teil. Nach Napoleons Niederlage in Moskau verbündeten sich die Armeen Preußens, Russlands und Österreichs. Es begann der Befreiungskrieg 1813–1815. Bereits am 10. März 1813 stiftete Friedrich Wilhelm III. das „Eiserne Kreuz" als Auszeichnung. Einen Gesamtüberblick zu den Kämpfen in der Niederlausitz 1813 finden wir in der „Geschichte des Markgrafentums der Niederlausitz" von Rudolf Lehmann.

Fast zehn Jahre hatte das Amt Senftenberg dieselben Leiden und Schrecken zu tragen, wie schon im Dreißigjährigen Krieg. Bis 1809 musste das Amt Senftenberg 5 598 Thaler, 13 Groschen und sechs Pfennige aufbringen. Auf Kleinkoschen entfielen 90 Thaler, 22 Groschen. Bis 18. April belief sich die Zahl der durchziehenden Truppen durch die Niederlausitz 195 205 Mann. Sie führten 16 940 Pferde mit sich. Alle mussten versorgt werden, und die Pferde verbrauchten viel Futter zu Lasten des Viehs der Bauern. In der Schriftenreihe „Studien zur Geschichte des Bezirkes Cottbus", Druck der „Lausitzer Rundschau" 1956, von der Arbeitsgemeinschaft der Rathenau-Oberschule Senftenberg, können wir folgende Begebenheiten lesen:

Unmittelbar nach der Völkerschlacht bei Leipzig gab es Verhandlungen über die Neugestaltung der sächsischen Armee, wozu das Amt Senftenberg und andere Gebiete der Niederlausitz zur damaligen Zeit gehörten.

Am 9. November 1813 wurde die sofortige Landesbewaffnung und Aufstellung der Landwehr verfügt. Für das Gebiet der Niederlausitz folgte am 18. November 1813 vom Zentralausschuß in Lübben der Aufruf. Die Landwehr bestand aus freiwilligen und wehrbaren Männern vom 18. bis 45. Lebensjahr. Die Niederlausitz hatte damals 147 000 Einwohner, wovon 2 678 Mann einschließlich 268 Kavalleristen zu stellen waren. Der Zustrom an Freiwilligen war groß und betrug fast 80 Prozent. Das wundert nicht, kämpfte doch das Lützower Freikorps schon länger gegen die französischen Besatzer ausschließlich mit Freiwilligen. Dazu zählten auch in ihren Reihen der Turnvater Friedrich Ludwig Jahn als Kommandeur des 3. Bataillon oder der Dichter Theodor Körner als Leutnant in Lützows Stab. Bekannt ist bis heute der Marsch „Lützows verwegene Jagd". Das Lützower Freikorps, auch „Schwarze Jäger" genannt, trug schon die heutigen Nationalfarben: schwarz der Anzug, rote Litzen und goldene Knöpfe. Erkennungszeichen der Landwehr-Männer war ein Kreuz auf gelben Blech, welches am Hut angeheftet wurde. Jeder Landwehrmann musste sich selbst kleiden. Wer es nicht konnte, der wurde vom Kreis unterstützt. Die Kosten für Ausrüstung und Bewaffnung trug das Land.

Der Aufruf zu freiwilligen Beiträgen an Geld und anderen Sachmitteln wurde aus allen Bevölkerungsschichten unterstützt. Die freiwilligen Beiträge beliefen sich auf 11 765 Thaler, 20 Groschen und sieben Pfennige. Hinzu kamen monatliche Beiträge, Äquivalente von nicht einrangierten Mannschaften, sodass sich eine Summe von 58 488 Thalern, drei Groschen und zwei Pfennigen ergab.

Das 1. Niederlausitzer Landwehrbataillon nahm im Jahre 1814 mit erheblichen Verlusten an einigen Kämpfen in Frankreich teil. Am 17. November 1816 erließ Friedrich Wilhelm III. den Befehl, dass jährlich am letzten Sonntag des Kirchenjahres ein Erinnerungstag an die Verstorbenen in allen evangelischen Kirchen begangen werden soll, der heutige Totensonntag.

alle Zeichnungen aus: „Die Niederlausitz in der Zeit der Befreiungskriege“, 1956, von der Arbeitsgmeinschaft „Sturmvogel“ der Rathenau-Oberschule Senftenberg, illustriert von Günter Hoffmann

Mit den Befreiungskriegen gegen die französische Fremdherrschaft erwachte der Gedanke der nationalen Einheit Deutschlands, die jedoch historisch erst zwei Generationen später unter preußischer Vorherrschaft und unter Ausschluss Österreichs durch Schaffung des wilhelminischen Kaiserreichs entstand.

Im Regierungsbezirk Liegnitz entstanden um 1839 Kriegervereine von ehemaligen Soldaten des Befreiungskrieges. Nach Kabinettsorder vom 22. Februar 1842 konnten sie dann auf Grund des Vereinsreglements verstorbene Kameraden mit militärischen Ehren begleiten. Nach 1870/71 entstanden in vielen Dörfern neue Kriegervereine, Landes- und Regionalverbände und 1884 der Deutsche Kriegerbund. In Kleinkoschen wurde der Kriegerverein 1889 gegründet. Die Jahrhundertfeier von 1813 erfolgte am 15. Juni 1913 mit einem Unterhaltungsabend gemeinsam mit Gemeinde, Schule, Turnverein und der zuvor vom Kriegerverein gegründeten Feuerwehr. Vorher pflanzte der Häusler August Hannuschka auf dem Dorfplatz die Friedenseiche zur Erinnerung, die heute unter Schutz steht. 1914 wurde der Gedenkstein für die Opfer von 1866 und 1870/71 davor aufgestellt und 1921 das Denkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges.

Das Gefecht in den Straßen von Senftenberg

Während der Verfolgungskämpfe nach der Niederlage der preußisch-russischen Armee bei Großgörschen am 2. Mai 1813 kam es in den Straßen von Senftenberg zu einem denkwürdigen Gefecht.

Der französische Marschall Ney, der mit seinen Truppen Anfang Mai bei Luckau stand, erhielt den Befehl, durch eine Bedrohung Berlins die Preußen von den Russen zu trennen oder aber durch parallele Verfolgung den Rückzug der Verbündeten in Fluss zu halten. Bei Dobrilugk stand das Korps Lauriston, dem die Aufgabe zufiel, die strategische Verbindung zwischen den Truppen des Marschalls Ney und den von Franzosen besetzten Festungen Torgau und Wittenberg aufrechtzuhalten. In diesen Festungen befand sich unter dem Oberbefehl des Marschalls Viktor eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Truppeneinheiten in Reserve.

Nachdem ersichtlich war, dass das Oberkommando der Verbündeten bei Bautzen eine Schlacht annehmen wollte, gab Napoleon seine Absicht, auf Berlin vorzustoßen, auf und berief Ney, Lauriston und Viktor an seinen linken Flügel. Die in Eilmärschen in Richtung Bautzen marschierenden Franzosen wurden in den Straßen von Senftenberg durch den tapferen Widerstand preußischer Husaren und russischer Kosaken aufgehalten.

Die nach Finsterwalde und Ruhland führenden Straßen wurden durch

zwei Schwadrone Husaren unter dem Befehl der Majore Wittkowski und Hellwig gesichert. Bei der ersten Berührung mit dem heranrückenden Feind ritt Wittkowski mit seiner Schwadron Attacke, Major Hellwig, dessen Schwadron gerade fütterte, schloss sich ihm allein an und geriet, da er etwas abseits kämpfte, in Gefangenschaft. Ohne zu zögern, warf Wittkowski todesmutig seine Husaren dem Feinde erneut entgegen und holte seinen Waffenbruder wieder heraus. Erst während des Kampfes merkten die beiden preußischen Offiziere, dass sie es mit der Vorhut des Neyschen Korps zu tun hatten.

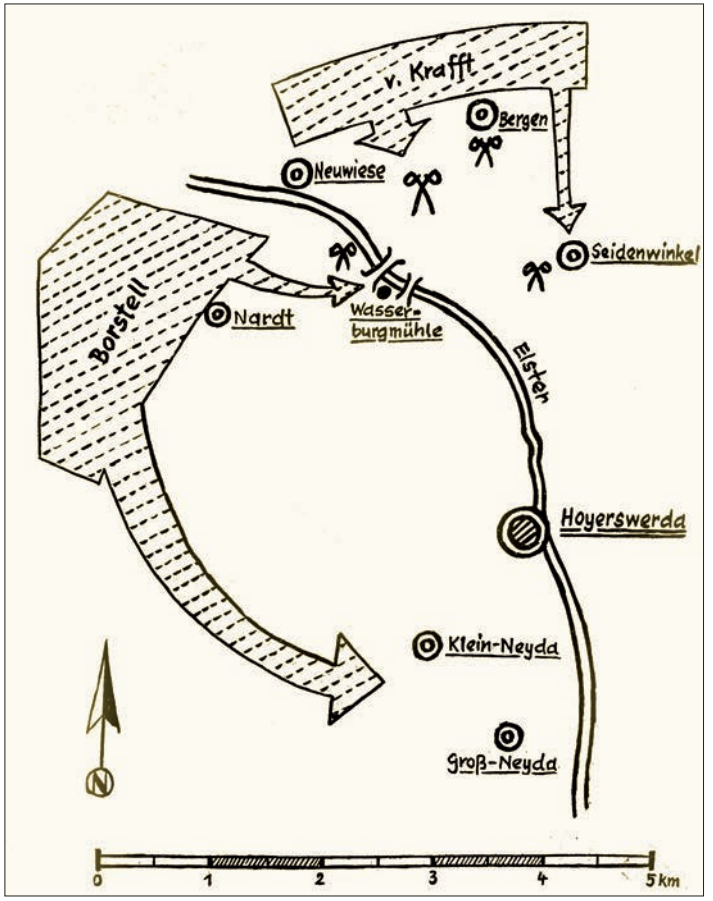
Zu weiteren Kämpfen mit den von Sauo aus heranrückenden Franzosen kam es in der Nähe des Schützenhauses, wo ein großer Teil der in Senftenberg befindlichen Reiterverbände lagerte. Preußen und Kosaken hatten ihre vielen hundert Pferde abgezäunt und ihnen die Futtersäcke umgebunden. Die Befehlshaber hielten es für ratsam, dem mit großer Übermacht und in voller Kampfbereitschaft angreifenden Gegner auszuweichen und zogen sich durch die Straßen der Stadt nach der Gasse an der Amtsmühle zurück. Dort verteidigten sich die preußischen gemeinsam mit ihren russischen Waffenbrüdern etwa zwei Stunden lang heldenmütig gegen den übermächtigen Feind und verhinderten, dass er noch am selben Tage in Richtung Hoyerswerda weitermarschieren konnte. In voller Ordnung zogen sie sich nach Süden zurück. Die Kampfhandlungen in Senftenberg fanden am 17. Mai statt. Am 20. Mai hatte Napoleon seine Truppen bei Bautzen vereinigt. In einer für ihn sehr verlustreichen Schlacht gelang es ihm noch einmal, über die Verbündeten zu siegen.

Die Schlacht bei Hoyerswerda

Nach seinem Siege bei Bautzen nahm Napoleon seinen Plan, die preußische Hauptstadt Berlin zu erobern, wieder auf. Einen diesbezüglichen Befehl erteilte er dem General Oudinot, der mit seinem Armeekorps am 24. Mai aufbrach. Das Detachement Beaumont sollte ihn in Hoyerswerda verstärken. Der Marsch verzögerte sich, denn die im weiten Umkreis ausgeschwärmten Kosaken rissen die einzelnen Abteilungen seines Korps wiederholt auseinander. Am 27. Mai erreichte er Hoyerswerda und blieb hier zwei Tage, um seine Truppen zu sammeln.

In der Absicht, den Vorstoß des Feindes abzufangen, entschloss sich der Befehlshaber des in diesem Bereich operierenden preußisch-russischen Korps, General von Bülow, zum Angriff. Bülow hatte seine Streitkräfte zum Schutze Berlins bei Baruth konzentriert. Nach dem Durchzug des Neyschen Korps rückte er bis Luckau vor. Die Kavallerie verlegte er nach Calau. Die Avantgarde Borstell stand in Drebkau, die Avantgarde Oppen in Großräschen.

Borstell und Oppen sollten sich nach dem Befehl Bülows über Geierswalde nach Hoyerswerda begeben und



bei Tagesanbruch die Stadt angreifen. Während des Marsches ließ Borstell eine Abteilung von zwei Bataillonen, zwei Schwadronen, einem halben Kosakenregiment und vier Geschützen unter dem Befehl des Obersten von Krafft über Bluno, Neuwiese und Bergen abzweigen, die sich Hoyerswerda nähern sollten, um durch einen Scheinangriff; möglichst viele Kräfte des Feindes nach dieser Seite abzuziehen. Die Hauptkräfte der Verbündeten sollten den Angriff vom linken Ufer der Schwarzen Elster aus beginnen und dem Gegner, wenn möglich, die Rückzugsstraße abschneiden.

Zu den ersten Zusammenstößen kam es zwischen Neuwiese und Bergen. Bergen wurde von den Verbündeten genommen. Die Franzosen mussten ihre Streitkräfte teilen, um Neuwiese und die Wasserburgmühle mit ihren Elsterübergängen zu besetzen. Eine kleine preußische Abteilung führte einen energischen Angriff in Richtung Seidewinkel, der den Gegner zwang, Verstärkungen heranzuholen. Doch Oberst Krafft erkannte die Wichtigkeit der Eroberung gerade dieses Punktes, warf sich dem Gegner in einem konzentrierten Angriff entgegen und konnte Seidewinkel nach heftigem Kampf besetzen. Erst nachdem die Franzosen von der Stadt her weitere Unterstützung erhielten, hatten ihre immer wieder geführten Gegenangriffe Erfolg. Krafft zog seine Truppen zurück, nachdem er erfahren hatte, dass die Kämpfe zwischen Neuwiese und Wasserburgmühle ohne Ergebnis blieben.

Inzwischen befanden sich die Hauptstreitkräfte der Preußen und Russen über Nardt im Marsch auf Hoyerswerda. Zum Zwecke der Unterstützung der heftig tobenden Kämpfe auf dem rechten Ufer der Schwarzen Elster schob Borstell zwei preußische Bataillone gegen die Elsterbrücken vor, um diese in Besitz zu bringen. Die Hauptmacht stieß in Richtung Neida vor. Sie blieb möglichst gedeckt am Waldrand, der im Südwesten die freie Fläche vor der Stadt begrenzte.

Als sich die Verbündeten der Stadt näherten, konnten sie starke Truppenbewegungen beobachten. Borstell schätzte den Gegner auf etwa 8 000 Mann. Das mag etwa der Wirklichkeit entsprochen haben. Da er selbst aber nur über etwa 4 500 Mann verfügte, war ein Sieg über den doppelt so starken Gegner sehr unwahrscheinlich. Borstell beschloss, die Schlacht abzubrechen und zog seine Truppen in größter Ruhe und Ordnung zurück. Der Marsch erfolgte über Geierswalde nach Großräschen beziehungsweise über Bluno nach Drebkau. Die Franzosen folgten nicht; denn sie vermuteten das Bülowsche Korps in der Nähe. Die Verluste der Verbündeten beliefen sich auf zehn Offiziere und 350 Soldaten, die der Franzosen betrugen etwa 400 bis 500 Mann.

Die Kleinräschener Straße in Bückgen

Günther Ketschau

„Der Ortsname Bückgen gehört zur sorbischen Buchenbezeichnung buk und bedeutet Buchenwäldchen.“[1]

In der Gemeinde Bückgen mit dem Ortsteil Grube Ilse in der Niederlausitz gab es ein Straßen-Dreieck, das aus den Straßen Bahnhofstraße/Ilsestraße bis zur Kreuzung an der Ilse Hauptverwaltung, Calauer-Straße bis zur (alten) Ilse-Apotheke und Kleinräschener Straße bis zur Einmündung in die Dorfstraße (in der Nähe des Gasthauses Zahn) bestand. Diese circa drei Kilometer lange Strecke war in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts bei uns Jugendlichen beliebt für eine Fahrradtour.

Speziell über die Kleinräschener Straße möchte ich in den folgenden Zeilen berichten, da mein Vater im Sommer 1932 im Haus Kleinräschener Straße 17a eine Drogerie eröffnet hatte, die er bis zu seinem Tode im Jahre 1966 zusammen mit seiner Ehefrau Anna Ketschau und nach deren Ableben 1958 mit der zweiten Ehefrau Hilde Pusch führte. Besonders die Zeiten während und nach dem Zweiten Weltkrieg waren dabei nicht einfach. In den Jahren 1944 und 1945 war er in das Aluminium herstellende Lautawerk als Laborant kriegsverpflichtet worden. Seine Ehefrau führte während dieser Zeit das Geschäft weiter. Den Bombenangriff 1945 hatte das Geschäft unbeschadet überstanden, aber in den Wochen und Monaten nach Ende des Krieges war es nicht leicht, das Geschäft ordentlich zu führen. Besonders hart traf es Erich Ketschau, als der russische Ortskommandant von Großräschen Soldaten befahl, die gesamte Fotoausrüstung und das Fotolabor auszuräumen. 1966 wurde die Drogerie an die Drogistin Frau Müller verkauft, die das Geschäft zusammen mit ihrem Ehemann bis zur Devastierung des Ortes führte. In dem zweistöckigen Wohnhaus, das Eigentum des Schneidermeisters Friedrich Meyer war, befand sich in den Räumen neben der Drogerie bis zu deren Vergrößerung im Jahre 1938 auch die Schneiderwerkstatt Meyer. Im Obergeschoss bewohnte die Hebamme Martha Krüger zwei Zimmer. Dieses Gebäude war ein Doppelhaus; die andere Hälfte, ebenfalls ein Gebäude mit zwei Stockwerken, gehörte Ernst Meyer, dem Bruder von Friedrich Meyer. Das Haus auf der gegenüber liegenden Straßenseite gehörte dem Schneidermeister Albert Krüger, der darin auch in seiner Werkstatt arbeitete.

Vater des Autors Erich Ketschau vor seiner Drogerie

Foto: Sammlung Günther Ketschau

Beginnen wir nun eine gedankliche Fahrradtour auf der Kleinräschener Straße in der Dorfmitte von Bückgen in der Nähe des Gasthauses Zahn. Rechts, mitten auf dem Bürgersteig stand eine große Eiche, die fast die ganze Breite des Fußweges einnahm, und auf der linken Straßenseite begann die Häuserreihe mit der aus blanken Ziegelsteinen bestehenden Außenwand des Schlachthauses der Fleischerei Albert Mußlick in der Bahnhofstraße (später von Walter Noack übernommen), an die sich die Einfahrt zum Hof der Fleischerei, zu Kleingärten und der Garage der Hebamme Martha Krüger anschloss. In dem nächsten Gebäude mit der Hausnummer 18 befand sich das Gemischtwarengeschäft von Frie-

Quellen

[1] Frank Förster: Verschwundene Dörfer; Domowina Verlag GmbH Bautzen 1995

oben:
Kleinräschener Straße

unten:
Andrang zum 70. Geburtstag von Carl Freter.

Fotos: Sammlung Günther Ketschau

da Lontzek, das 1936 von Anna Freter (1909–1976), der Ehefrau des in den vorzeitigen Ruhestand versetzten Landrates Carl Freter (SPD), geführt wurde. Dieser war von 1919 bis 1932 und von 1946 bis 1949 Landrat des Kreises Calau. Am 23. Mai 1948 feierte Herr Freter, beglückwünscht von vielen offiziellen Gratulanten und Einwohnern des Ortes Grube-Ilse-Bückgen, in diesem Hause seinen 70. Geburtstag.

Die Straße wurde in der Höhe des Bauerngrundstückes von Max Golk durch den beschrankten Bahnübergang der zweigleisigen Eisenbahnstrecke Kamenz–Senftenberg–Lübbenau, die bis 1988 in Betrieb war, unterbrochen. Max Golk betrieb neben der Landwirtschaft noch eine Kohlenhandlung. Zunächst brachte er die Braunkohlenbriketts mit einem Pferdegespann und einem gummibereiften Kastenwagen zu den Haushaltskunden. Später ersetzte er das Pferdegespann durch einen kleinen Traktor.

Nach dem Bahnübergang kommen wir linkerhand an zwei Ilse-Beamtenhäusern vorbei, bevor wir dahinter in die Friesenstraße einbiegen können. Unser Weg führt uns aber auf der Kleinräschener Straße weiter in Richtung Rampe.

An dem Haus an der rechten Straßenseite erinnert uns der Treppenaufgang an den Eingang zur Zahnarztpraxis von Fräulein Freyberg. An die Behandlungen dort erinnere ich mich noch heute ungern. Kleinere Ein- und Zweifamilienhäuser standen rechts und links der Straße bis und auch nach der Rampe. Geschäfte oder Handwerksbetriebe gab es hier nicht.

Über die als „Rompe“ bezeichnete, zu einem Bahndamm erhöhte Straße, führte eine eingleisige Eisenbahnstrecke von der Brikettfabrik Ilse zum Güterbahnhof Großräschen.

Die Fahrradtour wird zunächst durch die Kreuzung mit der ehemaligen Calauer Straße beendet. Gegenüberliegend sehen wir die alte Ilse-Apotheke, die ab den 1930er-Jahren von dem Apotheker Hans Arndt geleitet wurde.

Mitte der 1930er-Jahre des 20. Jahrhunderts erfolgte durch die Gemeindeverwaltung des Ortes Grube-Ilse-Bückgen eine Neuordnung der Straßen und Hausnummern; dabei erhielt das Haus Nummer 17a der Kleinräschener Straße jetzt die Nummer 6.

Infolge der Eingemeindung des Ortes Bückgen am 1. März 1946 in Großräschen hieß der Ortsteil nun Großräschen-Süd. In der ordentlichen Gemeindevertreter-Sitzung am 16. Dezember 1946 wurde unter anderem die Kleinräschener Straße in Dürerstraße umbenannt.

Nach der Devastation des Ortes Großräschen-Süd existiert von der Dürerstraße von der Kreuzung mit der Calauer Straße aus gesehen nur noch ein kurzes Stück, bebaut mit zwei Wohnhäusern – aber nicht einmal mehr die „Rompe“.

Unterwegs im Kreis Senftenberg

Waltraud Bigalke

1961 wurde ich Organisations-Instrukteur beim Rat des Kreises Senftenberg. Was das wohl war? Eine anleitende und helfende Tätigkeit zur Unterstützung der Bürgermeister in den Dörfern des Kreises Senftenberg. Leiter der Abteilung war Kurt Lauterbach.

Ich hatte gerade die Bürgermeisternachwuchsausbildung an der Verwaltungsschule in Schleife absolviert. Mein Heimatdorf hatte mich delegiert. Durch familiäre Umstände bedingt bin ich dann in Senftenberg gelandet.

19 Jahre alt und Anleitung der alten Hasen, das war mir zu albern. Also legte ich den Schwerpunkt auf die Hilfe. Das klappte recht gut.

Ich bekam ein Motorrad, um beweglich zu sein (später einen Motorroller), und wurde nach entsprechender Einarbeitung losgeschickt. So fuhr ich unter anderen in die Gemeinden Drochow, Schipkau, Klettwitz, Peickwitz, Saalhausen.

Am Abend stand die Teilnahme an Rats- oder Gemeindevertretersitzungen an. Am Tage sollte es eine anleitende Tätigkeit sein.

Ich hatte in meinen Heimatort im Gemeindebüro gearbeitet, mir fachliches Wissen auf der Schule angeeignet und wusste, was in den Gemeindeämtern zu tun war. Das konnte ich nun anwenden.

So habe ich zum Beispiel in Saalhausen dem Bürgermeister die Protokolle der Rats- und Gemeindevertretersitzungen geschrieben und ihm auch sonst manchen Schriftkram abgenommen. In Klettwitz habe ich die Erntehelfer mitversorgt. Da mussten Stullen geschmiert, musste Tee gekocht werden und so weiter. In Drochow habe ich eine Weile die Gemeindebuchhaltung geführt.

Ich glaube, die Bürgermeister sahen mich recht gern. Ich habe sie nicht von der Arbeit abgehalten, sondern mitgeholfen und so auch Demokratie verwirklicht.

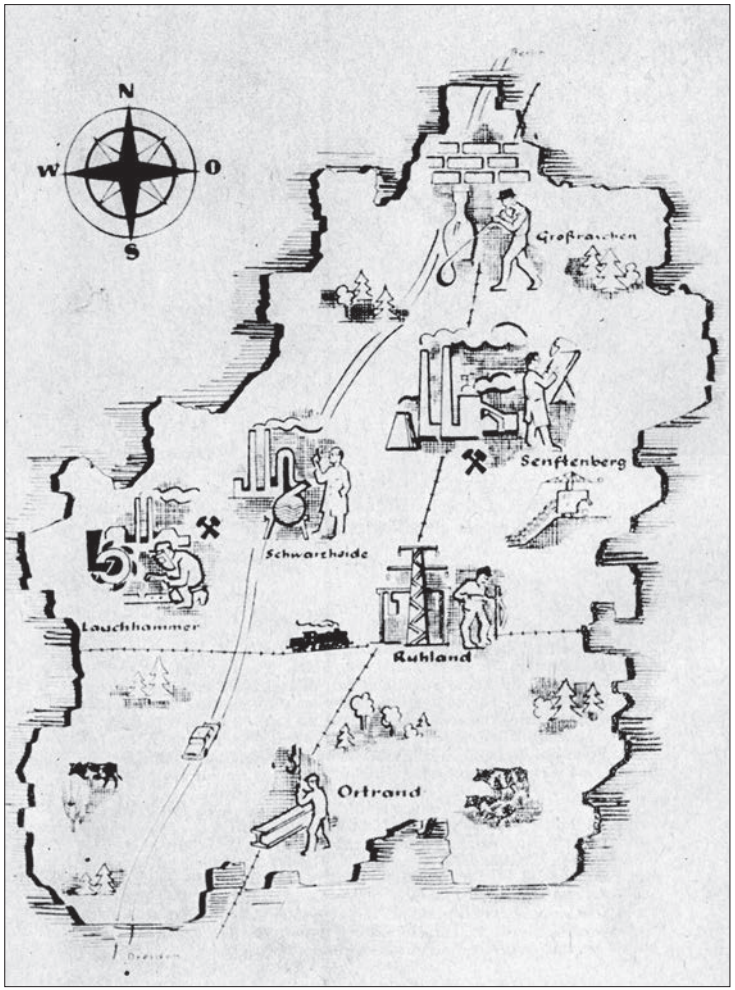
Für mich als junges Mädchen war das manchmal gar nicht so einfach. An ein Erlebnis erinnere ich mich noch besonders. Es war ein nebliger Novembermorgen. Ich hatte mich in Kleinkoschen angemeldet. Als ich mit meinem RT-Motorrad losfuhr, habe ich durch den starken Nebel die Orientierung auf dem Weg dorthin verloren. Ich weiß noch genau: Ich habe angehalten, mir die Tränen unter meiner Schutzbrille weggewischt und diese Arbeit verflucht. Na, und irgendwie bin ich dann aber doch dort gelandet. Der Nebel lichtete sich, und ich war wieder guter Dinge.

Übrigens betrug mein Anfangsgehalt 432 Mark brutto. Später waren es dann 498 Mark. Aber manche Prämie habe ich auch erhalten.

Waltraud Bigalke unterwegs im Kreis Senftenberg mit ihrem Motorroller

Foto: Sammlung Waltraud Bigalke

Ohne mich nun selber zu loben, glaube ich, ein recht gutes Verhältnis zu den Bürgermeistern gehabt zu haben. Ich erinnere mich noch an Frau Schuster aus Schipkau, Herrn Bauer aus Drochow, Herrn Möbus aus Klettwitz und natürlich an Günter Flack in Senftenberg. Wenn besondere politische



Der Kreis Senftenberg
Zeichnung: H. Lehmann
Quelle: Senftenberg, gestern, heute, morgen; Hrsg: Kreisausschuß Senftenberg der Nationalen Front, 1965

Ereignisse bevorstanden und es in der Verwaltung viel Arbeit gab, wurde ich auch zum Rat der Stadt abgestellt. So im Herbst 1961 in das Sonderwahllokal auf dem Bahnhof Cottbus. Bürger, die am Wahltag nicht anwesend waren, holten sich vom Rat der Stadt Wahlscheine und nahmen ihr Recht zur Wahl im Sonderwahllokal wahr. Viele Wahlberechtigte kamen nicht, aber ich musste immer anwesend sein. Ich glaube, das waren so 14 Tage. In dieser Zeit leistete mir mein damaliger Verlobter manchmal Gesellschaft. Wir haben auch in diesem Raum den Termin unserer Hochzeit im Juni 1962 festgelegt. Ob er mir einen richtigen Heiratsantrag gemacht hat, oder ob wir beide ganz sachlich unsere Eheschließung planten, verrate ich nicht.

Es war nämlich so. Ich war aus dem Oderbruch nach Senftenberg gekommen. In meinem Heimatdorf hatte ich eine Oma und zwei Schwestern (11 und 16 Jahre). Ich bekam daher einen Haushaltstag und fuhr jeden Monat nach Hause. Der Bürgermeister von Senftenberg unterhielt sich mal mit mir, und wunderte sich, warum ich so oft in meine alte Heimat fuhr. Ich erklärte ihm meine familiäre Situation. Die Eltern waren verstorben und Oma und ich versorgten die Mädels. Mein damaliger Verlobter wusste, dass er eine Frau mit Oma und zwei Schwestern heiraten würde.

Günter Flack half uns. Er bewerkstelligte es irgendwie über einen Ringtausch, dass wir eine große Wohnung in Senftenberg in der Gottschalkstraße bekamen. Deshalb musste geheiratet werden. Im Juni war die Eheschließung und im Oktober sind wir eingezogen (Ofenheizung, 80 Mark Miete).

Danke Günter Flack, das habe ich nie vergessen. Vielleicht wurden auch deshalb meine jüngeren Schwestern später Mitarbeiter im Staatsapparat. Helga bekam nach erfolgreichem Hochschulstudium sogar eine Führungsfunktion.

Nach meiner Zeit als Organisations-Instrukteur habe ich zwei Jahre im Lehrlingswohnheim in Drochow gearbeitet. Ich hatte ein Fernstudium mit dem Abschluss als Erzieher begonnen und brauchte praktische Erfahrungen.

Auch diese Arbeit hat mir Freude gemacht und mich vor neue Herausforderungen gestellt. In dieser Ausbildungsstätte wurden Rinderzüchter und Agro-Techniker ausgebildet. Die Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft in Drochow war der Ausbildungsbetrieb. Träger war der Kreislandwirtschaftsrat. Herr Popp war Heimleiter und Herr Noack Lehrausbilder.

1965 wurde das Heim geschlossen, und ich bin wieder zum Rat des Kreises gegangen. Nur kurze Zeit als Orgnisations-Instrukteur. Dann habe ich bis 1969 in der Kaderabteilung gearbeitet. Ich erinnere mich gern an die Arbeit im Staatsapparat und an die Mitarbeiter des Rates des Kreises.

Vor 50 Jahren - Polnische Ärzte retten einem Senftenberger das Leben

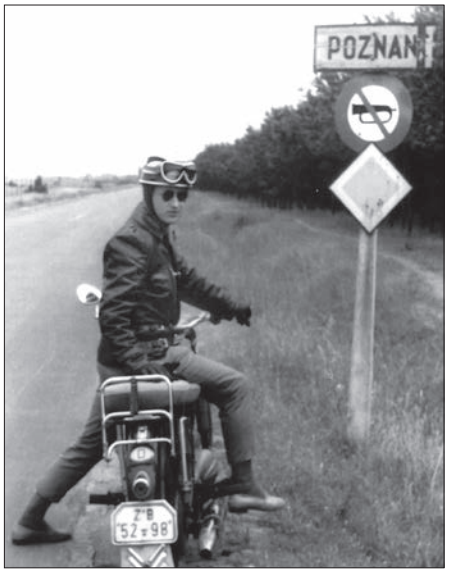
Hans Hörenz

Seitdem das uns benachbarte Polen Mitglied der Europäischen Union wurde, haben sich die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Ländern weiter entwickelt und verbessert.

Dem 1939 in Arnsdorf bei Ruhland geborenen Bernd Jurke bewegen aber auch noch andere Gründe, mit seiner Familie öfter in das östliche Nachbarland zu reisen. Vor 50 Jahren waren es polnische Ärzte, Schwestern und Physiotherapeuten, die dem damals 26-jährigen nach einem schweren Verkehrsunfall im Zentrum der Wojwodschaftsstadt Poznan das Leben retteten. Dafür ist Bernd Jurke dankbar. Er fühlt sich seitdem mit Land und Leuten noch enger und freundschaftlich verbunden. Es ist jener Nachbarstaat, der 1939 als erster das Angriffsziel im Zweiten Weltkrieg war. Vor 70 Jahren endete dieser furchtbare Krieg, der viele MillionenTote in der Welt gefordert hatte.

Es war im Juni 1965. Bernd Jurke, ein junger Mitarbeiter der Abteilung Handel und Versorgung der Senftenberger Kreisverwaltung, erhielt den dienstlichen Auftrag, gemeinsam mit seinem Abteilungsleiter und einem weiteren Kollegen zu einem Erfahrungsaustausch nach Poznan zu fahren. Die Verbesserung der Gemüseversorgung, die Organisation von Wochenmärkten sowie die Verlängerung der Ladenöffnungszeiten waren unter anderem Themen, die zur Beratung standen. Das alles war verbunden mit Gesprächen und Besichtigungen unmittelbar vor Ort. Es hatte sich damals bis nach Senftenberg herumgesprochen, dass man sich bei den polnischen Berufskollegen einiges abgucken könnte. Obwohl es in der Stadt Senftenberg im Marktwesen durchaus zufriedenstellende Ergebnisse und Traditionen gab, war es Aufgabe und Ziel der Handels- und Versorgungsmitarbeiter, mit guten Ergebnissen vom Erfahrungsaustausch zurückzukehren.

Weil aber wegen dringender anderer dienstlicher Angelegenheiten die Verwaltung keinen PKW für die drei Mitarbeiter bereitstellen konnte, entschloss man sich, die Reise mit Bernd Jurkes MZ ES 175 und einem weiteren privaten Motorroller durchzuführen. Schon in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft in Poznan hatten die Senftenberger Erfahrungen gesammelt, die



„Bald ist Poznan erreicht!“ Bernd Jurke auf seiner MZ ES 175

Foto: Rudolf Liebig – Juli 1965, Sammlung: Hans Hörenz

Die polnische Krankenschwester Zofia Kaminska von der neurochirurgischen Universitätsklinik machte dem DDR-Bürger Bernd Jurke nach der komplizierten Operation immer wieder Hoffnung und Mut auf dem Weg zur Genesung. Seit 1969 sind sie nun ein zufriedenes Ehepaar. Sammlung: Hans Hörenz

Mit Sportflugzeug in die Heimat

Cottbus/Senftenberg. *Nach mehr als einjährigem Aufenthalt in einem Krankenhaus in Poznan wurde der 27jährige Bernd Jurke aus Arnsdorf mit einem polnischen Sportflugzeug vom Typ „Morava“ wieder in seine Heimat transportiert. Am Wochenende landete die Maschine wohlbehalten auf dem GST-Flugplatz Neuhausen.*

Der als Angestellter beim Rat des Kreises Senftenberg beschäftigte Bernd Jurke zog sich im vergangenen Jahr während einer Dienstreise bei einem Autounfall in der Volksrepublik Polen eine schwere Wirbelsäulenverletzung zu. Nach einem kurzen Aufenthalt bei seinen Angehörigen wird der Patient in ein Sanatorium in der DDR eingewiesen, um endgültig zu gesunden.

oben:
Meldung des Allgemeinen Deutschen Nachrichtendienstes (ADN) über Bernd Jurkes Heimkehr in der Zeitung der Liberaldemokraten „Der Morgen“ am 14. September1966

unten:
Zofia und Bernd Jurke in ihrem Heim heute. Sie erinnern sich an die vergangenen Zeiten.

Foto: Hans Hörenz (2014)

für den Bergarbeiterkreis nützlich waren. Aber dann passierte auf der Rückfahrt in die Unterkunft etwas, woran man vorher kaum gedacht hatte. Die Vorfahrt missachtend, wurde Bernd Jurke in den Nachmittagsstunden des 15. Juli 1965 auf einer vielbefahrenen Hauptstraße im Zentrum von Poznan von einem PKW gerammt und dabei schwer verletzt. Passanten leisteten erste Hilfe, bis kurz danach die Rettungs- und Milizfahrzeuge an der Unfallstelle eintrafen. Sofort setzte für den mit seinem Motorrad verunglückten Senftenberger eine lobenswerte Rettungsaktion ein, wie Bernd Jurke von seinen Arbeitskollegen sowie im Klinikum erfuhr. Angesichts der schon am Unfallort vom Notarzt erkannten Schwere der Verletzungen unterstützten Milizangehörige mit ihren Fahrzeugen und Blaulicht die Rettungskräfte, um dienstfreie Neurochirurgen und Orthopäden in das diensthabende städtische Krankenhaus zu bringen. Bernd Jurke wurde untersucht, man legte dann erste Maßnahmen zur medizinischen Versorgung des Patienten aus der DDR fest. Die diagnostizierte schwere Wirbelsäulenverletzung und die komplizierte Rückenmarkschädigung führten zur Verlegung in die Neurochirurgische Universitätsklinik in Poznan. Hier wurde dann durch ein Team erfahrener Ärzte unter Leitung des über Landesgrenzen hinaus bekannten Neurochirurgie-Professors Dr. Powiertowski eine sechsstündige Operation erfolgreich durchgeführt. Eine Querschnittslähmung konnte dennoch nicht abgewendet werden. Bernd Jurke verblieb dann noch 14 Monate in der Poznaner Klinik. Die intensive medizinische Versorgung und die wirksamen physiotherapeutischen Behandlungen brachten Schritt für Schritt eine Verbesserung des Gesundheitszustandes mit sich. Im September 1966 entschlossen sich die polnischen Mediziner, einer Entlassung in die Heimat ohne Risiko für die Wirbelsäule beim Rücktransport zuzustimmen. Sie organisierten dafür ein polnisches Rettungsflugzeug vom Typ „Morava“, das den Patienten zur Weiterbehandlung in die DDR brachte. Ziel des Flugs war der damalige GST-Flugplatz in Neuhausen bei Cottbus. Herzlich begrüßten ihn nach so langer Abwesenheit von seinem Heimat- und Wohnort seine Senftenberger Arbeitskollegen und Sportfreunde des Arnsdorfer Fußballvereins, mit denen er zuvor viele Spiele erfolgreich absolvierte hatte.

Während des Klinikaufenthalts im Ausland waren aber Besuche aus der Heimat nicht ausgeblieben. Neben den Arbeitskollegen und Freunden besuchte ihn auch sein Chef, der Ratsvorsitzende Günter Müller. Auch der damalige Kreisarzt, Medizinalrat Dr. Schieben, der zugleich Ärztlicher Direktor des Krankenhauses Klettwitz war, konsultierte in Poznan die Ärzte der Universitätsklinik. Bernd Jurke bewertete die Besuche seiner Kollegen und Freunde als hilfreich für die Wiederherstellung seiner Gesundheit.

In der Zeit des Aufenthaltes in der Klinik hatte der Patient nicht nur etwas Polnisch gelernt, sondern auch unter

den Medizinern, Krankenschwestern und Betreuern Vertraute und Freunde gefunden. Besonders innig entwickelte sich dabei das Verhältnis zu der in der Klinik arbeitenden, damals 19-jährigen Krankenschwester Zofia Kaminska. Sie „bemutterte“ ihren Patienten liebevoll. 1969 schlossen beide auf dem Standesamt in Senftenberg den Bund fürs Leben. Ihr Sohn Matthias arbeitet heute im Klinikum Niederlausitz in Senftenberg als Informatiker.

Als für Zofia die Stadt Senftenberg ihre neue Heimat wurde, war es für sie nicht schwer, einen ihrer Qualifikation entsprechenden Arbeitsplatz zu finden. Sie arbeitete im Krankenhaus und in den Polikliniken in der Stadt und fand als Krankenschwester unter ihren Berufskollegen sowie bei den Patienten Anerkennung. Bernd Jurke aber konnte dank der ärztlichen Kunst und der Weiterbehandlung bei Ärzten und in Sanatorien in der Heimat seine berufliche Tätigkeit im Jahre 1969 wieder aufnehmen. Bevor er das Seniorenalter erreichte, hat er trotz der verbliebenen gesundheitlichen Schädigungen noch viele Jahre bei der „Urania“, der Gesellschaft zur Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse gearbeitet und zuletzt nach einer Ausbildung als Justizangestellter beim Amtsgericht in Senftenberg seinen Mann gestanden.

Eine goldene Rose

Waltraud Bigalke

Da sitzt sie, die kleine fünfundachtzigjährige Frau im festlich geschmückten Saal. Sie hat ihr gutes „Schwarzes“ angezogen, denn sie wurde eingeladen zu einer Festveranstaltung aus Anlass des „Internationalen Frauentages“ im Jahr 1982. Eine Feierstunde im Saal in Brieske. Warum sie eingeladen wurde, weiß sie nicht so richtig. Sie glaubt, die Enkelin wolle ihr eine Freude mit dem Kulturprogramm bereiten. Aber wohl fühlt sie sich nicht. Sie kennt niemanden und denkt, wenn ich doch bloß erst wieder zu Hause wäre.

Jetzt erklingt Musik. Das gefällt ihr. Kinder treten auf. Sie erzählen und singen von ihren Muttis. So war es am 8. März in der DDR.

Nun beginnt die Festrede. Warum es den Frauentag gibt, wer Clara Zetkin war und welche Verdienste die Frauen des Landes haben, wird vom Redner erklärt. Sie, die kleine alte Frau hört aufmerksam zu. Dabei kommen ihr Gedanken, wie es in ihrer Jugendzeit war. Von Gleichberechtigung war da wenig zu spüren. Na egal, jetzt ist es eben anders, denkt sie. Die Veranstaltung geht weiter. Nun werden Frauen, die besonders aktiv waren, ausgezeichnet. Medaillen, Geschenke und Urkunden werden vergeben. Die fachliche, aber besonders die gesellschaftliche Arbeit der Frauen wird gewürdigt.

Auch die „Goldene Rose“ der Nachbarschaftshilfe wird verliehen. Eine Auszeichnung der Nationalen Front. Ein Kästchen, in dem auf blauem Samt eine goldene Rose und drei Münzen im Wert von 50 Mark liegen. Eine hübsche Auszeichnung.

Immer wird die Begründung, warum es zu dieser oder jener Auszeichnung kommt, verlesen.

Und nun kommt es zu einer besonderen Ehrung. Beschrieben wird eine Frau, die 85 Jahre alt ist, noch nie ausgezeichnet wurde und nur für andere lebt. Sie gehört keiner Partei und keiner Organisation an. Das war schon etwas Besonderes an so einem Tag in der DDR.

Das Leben der kleinen alten Frau wird beschrieben. Mit 15 Jahren wurde sie Dienstmädchen in einem Geschäftshaushalt. Sie hat im Krieg den Sohn und Mann verloren, die blinde Schwiegermutter versorgt, in den Nachkriegsjahren den Umsiedlern des Dorfes geholfen und war immer da, wenn sie gebraucht wurde. Das kommt ihr alles bekannt vor. Sie denkt: “So ähnlich ist

Plakette und DDR-Sondermünzen im Etui zur Auszeichnung „Goldene Rose“
Foto: Harry Bigalke

ja auch mein Leben verlaufen.“ Immer konkreter wird die zur Auszeichnung vorgeschlagene Frau beschrieben. Das Geschäft geführt, den Haushalt erledigt, die Kinder großgezogen, den Enkelinnen Vater und Mutter ersetzt, als sie zeitig Waisen wurden. Noch heute versorgt sie die Urenkel, damit die Enkeltöchter ihrer verantwortungsvollen Arbeit im Staatsapparat nachgehen können. Sie wohnt mit der Enkeltochter in der Albert-Schweizer-Straße in Senftenberg. Seit 1962 ist sie Bürgerin von Senftenberg. Ohne Murren hat sie ihre Wohnung im Oderbruch aufgegeben und ist mit den Enkeln nach Senftenberg gezogen. Eine schöne große Wohnung haben sie bekommen. Die große Enkelin, die geheiratet hat, die Oma und die zwei jüngeren Schwestern (11 und 16 Jahre alt).

Den Enkelinnen zuliebe hat sie diesen Schritt gewagt, obwohl man immer sagt: „Einen alten Baum verpflanzt man nicht“. Sie hat sich nie Ruhe gegönnt. Zusammengefasst: Liebenswert und selbstlos!

Und plötzlich wird der Name genannt. Ja, sie wird geehrt, sie, diese kleine alte Frau. Sie muss auf die Bühne gehen, um die Auszeichnung entgegenzunehmen. Man begleitet sie.

Wie sie nun durch den Saal geht, sieht sie trotz der Aufregung, dass sich alle von ihren Plätzen erhoben haben. Das ist ihr peinlich.

Ach denkt sie, macht doch bloß nicht soviel Aufheben um meine Person. Ich habe doch nichts weiter geleistet.

Ja, so war sie eben. Ein Leben für andere, eigene Bedürfnisse zurückgestellt und nie mit dem Schicksal gehadert. Das wird heute mit der „Goldenen Rose“ gewürdigt. Deshalb hat man sie eingeladen. Die Enkelin Helga hatte es sich so ausgedacht, den Vorschlag gut begründet und eingereicht, um der Oma öffentlich Dank und Anerkennung zu sagen. Eine schöne Geste.

100 Jahre alt ist sie geworden. Es ist ihre einzige Auszeichnung geblieben. Heute ziert eine goldene Rose ihren Grabstein.

30 Jahre „Kunstsammlung Lausitz“ in Senftenberg

Von der Idee und den ersten Jahren des Aufbaues

Hans-Peter Rößiger

Ein Jubiläum oder ein Jahrestag sind immer gute Anlässe, sich zu erinnern. Besondres dann, wenn etwas Besonders, etwas wirklich Schönes damit verbunden ist. Die Idee der Kunstsammlung Lausitz und deren Verwirklichung vor nunmehr 30 Jahren sind es allemal wert, noch einmal auf deren Anfangsjahre zurück zu blicken.

1979 wollte ich nach Studium und vier Jahren Assistenz an der Leipziger Universität in meine Heimatstadt Senftenberg zurückkehren. In der Universität drängte man auf Verlängerung meines Arbeitsverhältnisses. Bei einem Besuch des Senftenberger Museums hatte ich jedoch Gerhart Lampa kennengelernt, den damaligen Museumsdirektor, welcher mir aufgrund meines großen heimatgeschichtlichen Interesses anbot, doch das hiesige Museum als Direktor zu übernehmen. Er selbst würde ab dem 1. Januar 1980 freischaffend als Bildender Künstler arbeiten. Ich weiß heute noch, wie tief mich diese Frage damals beeindruckt hat.

Ich sollte das Erbe eines Günther Wendt antreten, eines Mannes, den ich schon damals verehrte, dessen Arbeit als Künstler und Museumsdirektor ich so sehr schätzte. Es konnte für mich in diesem Moment nichts Schöneres geben, und ich dachte nicht lange nach, löste meinen Arbeitsvertrag an der Universität und nahm das Angebot meines Freundes Gerhart Lampa an, dem ich noch heute dafür dankbar bin. Am 1. September 1979 war mein erster offizieller Arbeitstag. Vor mir lagen elf glückliche Arbeitsjahre.

Aber wie kam es nun zur Entstehung der Kunstsammlung Lausitz am Senftenberger Kreismuseum? Einer Kunstsammlung im damaligen Senftenberger Braunkohlerevier?

Mit dem 1. Januar 1980 gab es den vereinbarten Wechsel in der Verantwortung für das Museum. Ich ging folgerichtig erst einmal auf eine ausführliche Besuchsreise in die umliegenden Museen der Lausitz. Dort stellte ich mich meinen neuen Kollegen vor und informierte mich gleichzeitig über deren Ausstellungen zur Heimatgeschichte.

Schnell wurde mir dabei klar, dass eigentlich fast alle Museen die gleichen Exponate zeigten. Hier und da in der Form etwas abgewandelt, doch in ihrer Bestimmung und grundsätzlichen Formgebung gleich. Kein Wunder, hatten wir doch die gleiche politische, wirtschaftliche Geschichte und auch kulturelle Herkunft. Ich glaubte damals, wer eines der Museen besucht hätte, brauchte sich die anderen kaum noch anzusehen. So war ich etwas enttäuscht und wollte aus diesem Grund in dem von mir verantworteten Museum etwas haben, was man nicht in den anderen Museen sehen kann, etwas Besonderes, ja vielleicht sogar etwas Einmaliges, ein Unikat am besten.

Es verging eine Zeit des Nachdenkens. Ideen wurden geboren und wieder verworfen. Da besuchte ich eines Tages meinen Kollegen in Bautzen, schaute mir dessen Ausstellungen

Robert Sterl (1867–1932), „Die Steinbrecher“
Original und Foto: Kunstsammlung Museum Bautzen

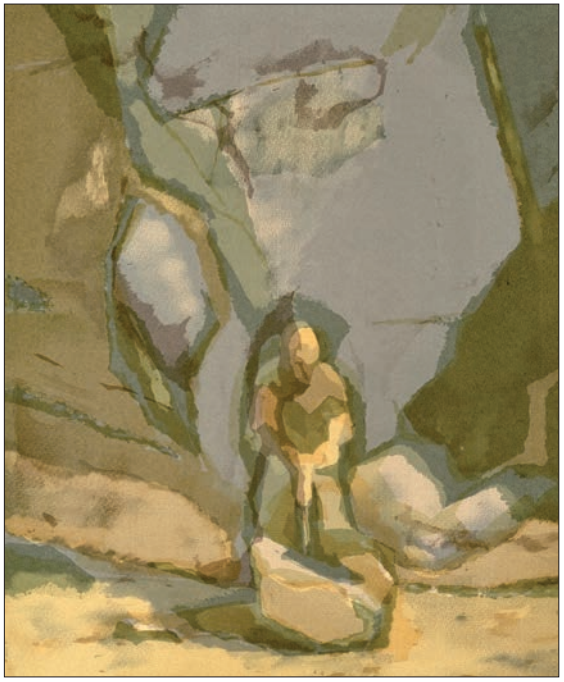
Bild links
Ernst Sauer (1923–1988), „Athletischer Torso“, 1982, Bronze

Bild rechts
Horst Weber (1932–1999), „Kohlengrubenloch und ein Stück Friedhof“, 1979/81, Öl auf Leinwand

Bild links
Walter Besig (1869–1950), „Sommer im Schraden“, o.J., Öl auf Leinwand

Bild rechts
Klaus Drechsler (geb. 1940), „Steinbrucharbeiter II“, 1981, Farbsiebdruck

Originale und Fotos: Lausitzer Kunstsammlung im Museum Senftenberg



an und entdeckte im Untergeschoss eine Reihe interessanter Arbeiten der Malerei. Langsam ging ich von Bild zu Bild und stand plötzlich vor dem Gemälde „Die Steinbrecher“ des bedeutenden Dresdner Impressionisten Robert Sterl. Minutenlang stand ich fasziniert vor diesem Werk, welches ich noch aus einem früheren Schulbuch kannte. „Dieses Bild müsste ich in Senftenberg haben“, ging es mir damals durch den Kopf. Natürlich wurde mir schnell klar, dass dieses Werk immer in Bautzen bleiben würde. Doch der Gedanke, Malerei, Grafik und Plastik zu sammeln, wurde in diesem Moment in mir wach. Begeistert von dieser Idee und gleichsam neuen Herausforderung fuhr ich nach Senftenberg zurück. Schnell verfestigte sich nun dieser Gedanke, im Senftenberger Museum eine Kunstsammlung zu etablieren und aufzubauen.

Zwar waren meine Vorgänger, Wendt und Lampa, überregional geschätzte Künstler, arbeiteten sie auch mal während ihrer Arbeitszeit an einem malerischen Werk, doch auf die Idee, Kunst zu sammeln, war keiner von ihnen gekommen. Zu nah war wohl das eigene Werk.

So schaute mich mein Freund Gerhart Lampa fast ein bisschen ungläubig an, als ich ihm von meinem Vorhaben erzählte. Aber er bestärkte mich sofort in meiner Absicht. Ein guter Freund eben.

Schnell wurde mir jedoch auch klar, dass eine Kunstsammlung mit Werken der deutschen und der DDR-Kunst gegen bereits bestehende Sammlungen keine Chance haben wird. Da gibt es andere, welche über die besseren Grundbedingungen dafür verfügt. Dresden, Leipzig, Berlin oder Rostock. Dort sind die Sammlungen seit Jahrzehnten, ja teilweise seit Jahrhunderten etabliert, haben somit eine hohe Akzeptanz bei den Künstlern und verfügen über einen bedeutenden Sammlungsbestand.

Da half mir eine damals grundsätzliche Verordnung betreffs der Genehmigung von Dienstreisen mit dem PKW, die aufgrund eines Benzinsparzwanges nur in die unmittelbare Umgebung genehmigt wurden. Mit dieser Erkenntnis hatte sich die Überlegung, Kunst in Saßnitz oder Suhl zu kaufen, erledigt, und der Gedanke einer regionalen Sammlung nahm umso deutlicher Gestalt an. Ich begann ein Konzept dafür auszuarbeiten. Als Sammlungsbereich legte ich die gesamte Lausitz, also den damaligen Bezirk Cottbus und Teile des Bezirkes Dresden fest. Dazu entwickelte ich drei Kriterien: der Künstler musste der Lausitz entstammen, hier leben oder ein Lausitzer Sujet bearbeitet haben. Des Weiteren wurden nur Arbeiten von

Herbert Tucholski (1894–1978), „Spreewald“, 1930er-Jahre, Holzschnitt, handcoloriert

Original und Foto: Lausitzer Kunstsammlung im Museum Senftenberg

Künstlern erworben, welche über einen entsprechenden Hochschulabschluss mit Diplom einer Kunsthochschule verfügten oder aufgrund der Qualität ihrer Arbeiten Mitglied im Verband Bildender Künstler waren.

Das war im Jahr 1983. Nun musste ich mir meine Idee nur noch von der vorgesetzten Dienststelle genehmigen lassen, um dafür ganz offiziell Geld in die Hand nehmen zu können.

Voller innerer Begeisterung und im Glauben, offene Türen einzurennen,

ging ich los. Doch sowohl vom Rat des Kreises wie der SED-Kreisleitung wurden meine Überlegungen erst einmal abgelehnt. „Wir brauchen in Senftenberg keine Kunstsammlung. Wir haben doch eine in Cottbus“, so die Argumente der Ablehnung. Ich war enttäuscht.

Guter Rat war teuer und so wurde eine Fahrt nach Cottbus zum Rat des Bezirkes unumgänglich. Von dort erhoffte ich mir Verständnis und Unterstützung. Und diesmal sollte ich nicht enttäuscht werden. In der Bezirksstadt traf ich Maria Graf, die Witwe des viel zu früh verstorbenen Malers Rudolf Graf und verantwortliche Mitarbeiterin für die Bildende Kunst beim Rat des Bezirkes.

Ihr legte ich meine ausgearbeitete Konzeption vor und bat um ihre Unterstützung. Sie zeigte sich sofort begeistert von diesem Vorhaben, wollte meine Konzeption aber inhaltlich in der Cottbuser Sammlung umgesetzt wissen. Das lehnte ich natürlich ab.

„Die Idee ist von mir, einem Senftenberger, also wird sie auch in Senftenberg umgesetzt“, erklärte ich ihr. Maria Graf hatte ein Einsehen und stimmte schließlich zu. Danach erläuterte sie dieses Vorhaben dem Ratsmitglied für Kultur, Manfred Lang, welcher es dann in einer Ratsversammlung des Rates des Bezirkes beschließen ließ. Damit war die Sammlung „legalisiert“ und der Auftrag für die Umsetzung dieser Idee erteilt. Maria Graf wusste wohl schon damals, wie wichtig eine solche regionale Sammlung sei und ahnte bereits mit welcher Begeisterung die einheimischen Künstler diese Idee unterstützen würden, sahen sie doch genau darin endlich das so notwendige Forum für ihre Werke.

Sofort danach habe ich mit dem Sammeln begonnen, kaufte nach den von mir gesetzten Kriterien wichtige Werke der Malerei und Grafik und auch Bildhauerarbeiten.

Doch anfangs waren kaum finanzielle Mittel dafür vorhanden. Ich suchte deshalb Partner, die mein Vorhaben unterstützen würden. Diese fand ich schnell in den verschiedensten Betrieben unserer Region, welche mir aus ihren Kultur- und Sozialfonds Ankaufmittel zur Verfügung stellten, darunter das Braunkohlenkombinat Senftenberg, das Rationalisierungswerk, das Backwarenkombinat, das Tiefbaukombinat oder der Volkseigene Betrieb Rohrtechnik.

Offiziell blieben die Arbeiten als Dauerleihgabe des jeweiligen Betriebs in der Kunstsammlung. Einmal im Jahr lud ich die Vertreter der unterstützenden Betriebe ins Schloss und zeigte ihnen die mit ihrem Geld erworbenen Werke und begründete deren Ankauf. Dabei wurden die Betriebe an den jeweiligen Arbeiten namentlich erwähnt und, da die Summen unterschiedlich hoch waren, hing neben einem Werk der Malerei auch mal eine Grafik, die ebenso wichtig für die Sammlung war, aber in ihren Maßen oft deutlich kleiner oder in ihrer Farbgebung zurückhaltender. Da ist es schon mal vorgekommen, dass der Direktor eines Betriebes seinem Gewerkschaftsmann zuraunte: „Das nächste Mal möchte ich aber auch eine von uns bezahlte Malerei hier sehen!“ So stiegen die Zuwendungen der Betriebe kontinuierlich. Einige Zeit später unterstütze der Rat des Bezirkes die Sammlung großzügig mit 20 000 Mark jährlicher Ankaufsmittel. Nachdem ich einen gewissen Bestand an Werken der Bildenden Kunst gesammelt hatte, trat ich damit an die Öffentlichkeit und erklärte die „Kunstsammlung Lausitz“ am Senftenberger Kreismuseum als bestehend. Als genaues Gründungsdatum wurde der 5. Juli 1985 festgelegt. Sehr schnell wurde die Akzeptanz der Sammlung bei den Lausitzer Künstlern spürbar und dankbar unterstützten sie deren Wachsen.

Heute ist die Sammlung mit einem Bestand von über 2 500 Werken zur bedeutendsten Vertreterin der Bildenden Kunst der Lausitz gewachsen und aus Senftenberg ist sie als ein prägendes Alleinstellungsmerkmal nicht mehr wegzudenken.

Die Geschichte eines Bildes

Otmar Richter

Worauf hatte ich mich da nur eingelassen? Die Halswirbel knackten bei der geringsten Bewegung, der rechte Arm, gebeugt, war mir „eingeschlafen“, im rechten Oberschenkel auf der Innenseite krampften sich Muskeln schmerzhaft zusammen und auf die linke Hüfte drückten harte Bretter eines kleinen Podests, auf dem ich malerisch hingehaucht lag.

Ich weiß nicht, irgendwie kommt mir das alles recht verkrampft vor, ich finde nichts von deiner Lockerheit, deinem Vergnügen an der Sache. Das war die Stimme eines Mannes, dessen Kopf bei diesen Worten an der Seite einer Pappe auf einer Staffelei vorbei in meine Richtung schaute. Dem Kopf folgte ein über und über mit farbigen Klecksen, Tupfern und Wischern übersäter ehemals weißer Kittel, der den Körper dieses mich quälenden Individuums umhüllte. *Wir machen eine Pause!*

Das wurde auch Zeit, dachte ich und rappelte mich mühsam auf, um dann alle meine Gliedmaßen wieder zu sortieren. Wie schwer fiel mir doch in diesem Moment der aufrechte Gang. Ich reckte und streckte mich und dann trieb mich die Neugier vor die Staffelei. Was ich da erblickte, war nicht viel mehr, als ich es vor einer Stunde gesehen hatte. Auf einer Pappe, so um die ein Meter und siebzig Zentimeter breit und ungefähr fünfundachtzig Zentimeter hoch, also einem riesigen Querformat, lag ich auf einer Seite, den Kopf im Profil auf die Hand des linken Armes gestützt. Mit der anderen Hand machte ich eine lange Nase. Das rechte Bein war ähnlich wie bei der stabilen Seitenlage eines Verunfallten über das linke gelegt – kein Wunder, dass ich alle Knochen spürte.

Ach was, wir machen Schluss für heute, meinte der Maler Günther Wendt, *kannst dich umziehen*.

Ich entledigte mich der groben, bemalten Rupfenjacke, rollte und streifte mir das Trikot von Unterkörper und Beinen. Es war das Kostüm, das ich als Grumio 1960 in der Inszenierung „Der Widerspenstigen Zähmung“ von Shakespeare von Klaus Gendries am Theater der Bergarbeiter Senftenberg trug. Günther Wendt, seit Jahren mit diesem Theater eng verbunden, hatte das Bühnenbild und die Kostüme für diese Inszenierung entworfen. Für ihn war das damals ein Höhepunkt seines Schaffens. Er bemalte einige Rupfenbahnen mit kräftigen, schwarzen Strichen als Dekoration und auch konsequent alle Kostüme auf diese Art, erzeugte durch diese Form die Illusion einer Wirklichkeit, die sich mit der Inszenierung voll im Einklang befand, die vom Zuschauer mit Vergnügen akzeptiert wurde. *Eine großartige und gewagte Form bildkünstlerischen Schaffens, die alle überzeugte und die in jener Form hier einmalig blieb*, erinnert sich noch heute Klaus Gendries.

Die Figur des Grumio hatte es Wendt besonders angetan.

Schon bei den Konzeptionsproben stießen wir auf drei verschiedene Inhalte der Texte dieser Figur eines Dieners. Da waren Sätze, die er als „Narr“ sprach, dann wieder als die des geschundenen Untergebenen und weiter die als Kommentator des Geschehens im Stück. Das fiel natürlich auch Wendt auf, und er gestaltete das Kostüm dieses Grumio in zwei Hälften. Jacke und Trikot der linken Seite waren rot, die rechte Seite der Jacke und des Trikots war mit großen hellen und dunklen Karos bemalt. Das hatte natürlich Auswirkungen auf die Darstellung. Konsequent sprach ich alle Texte des Narren so im Profil, dass nur die linke Seite des Kostüms, also die mit den Karos, für den Zuschauer sichtbar war, drehte mich blitzschnell in das rechte Profil, sodass bei Sätzen des Dieners nur die rechte, rote Sei-

te sichtbar war, und bei einem Kommentar des Geschehens sprach ich den Text en face, das heißt, ich wirbelte in einigen Textpasssagen von einem Profil in das andere und sprach zwischendurch auch einiges von vorn direkt ins Publikum. Das mag fürs erste ganz formal klingen, verlieh dieser Figur, die atemberaubend auf der Bühne umhertollte, aber eine ungeheure Lebendigkeit.

Wie das alles in einem Bild festhalten? Nachdem mich Günther Wendt so neugierig auf das Schaffen eines bildenden Künstlers gemacht hatte, dass ich ihm zusagte, als Modell zu „sitzen", stiefelte ich ins Senftenberger Heimatmuseum, in dem sich das Atelier des Malers befand, und es ging an die Arbeit. Zunächst fertigte er viele Porträtskizzen an, bevor er mich eines Tages mit der großen grundierten Pappe auf der Staffelei überraschte, die er quer darauf gelegt hatte.

Lege dich mal auf das Podest dort. – Mm. – Stütze deinen Kopf mal mit der Hand. – Ja, ja, bleib mal so. Gehorsam folgte ich seinen Weisungen. Er skizzierte nur mit einem dunklen Stift auf der hell grundierten Pappe. Immer verschwand sein Kopf dahinter und ich hörte das Kratzen des Stifts. Dann lugte er mit dem Kopf an der Seite der Pappe vorbei, prüfte das Gezeichnete, kratzte weiter. *Ja, so geht es!*

Nach einer halben Stunde meinte er plötzlich: *So, das reicht für heute. Sei so gut, und bring zum nächsten Mal dein Kostüm mit.*

Also tanzte ich zur nächsten Sitzung mit dem Kostüm an, streifte es über und legte mich auf das Podest.

Das sieht doch gleich ganz anders aus, lobte Günther. Ja, er hatte mir schon vor längerer Zeit das „Du" angeboten, aber ich musste mich zwingen, ihn beim Vornamen anzureden. War es der Altersunterschied? War es der große Respekt, den ich vor dieser Persönlichkeit hatte, die so viel künstlerische Fähigkeiten und Ausdrucksmöglichkeiten besaß?

Er drückte aus einigen Tuben Farben auf die Palette, griff sich einen Pinsel. *Na, dann wollen wir mal!* Er verschwand hinter der Staffelei und ließ mich mit meinen Gedanken allein, mit denen ich eigentlich ganz wo anders war. Unser Oberspielleiter Gendries hatte mir eröffnet, dass ich als nächstes den Egmont spielen werde, diese Riesenrolle in dem gleichnamigen Stück von Goethe. Hier lag ich in den letzten Zuckungen des Grumio, dieses auf der Bühne herumtollende und nasführende Enfant terrible, und nun dieser schwere Held. Was kann einem Schauspieler Besseres passieren? Das sollte der Wendt mal versuchen, in einem Bild unterzubringen.

Rauchpause, knurrte Günther hinter der Staffelei. Ich verbrannte damals so ziemlich alles, was vor meiner Nase in Qualm umzusetzen war. Zigaretten, Zigarren, Tabak in der Pfeife. Muss ich gestunken haben. Ob das Günther damals aufgefallen war? Während der „Sitzungen" unterhielten wir uns natürlich auch, und so ganz nebenbei erwähnte er, wie sich sein Sohn Götz das Rauchen „abgewöhnt" habe. Im zarten Alter hatte sich Söhnchen eine Pfeife gebastelt, aus einem Röhrchen und als Pfeifenkopf eine ausgehöhlte Kastanie, sammelte die Zigarrenkippen seines Großvaters und qualmte im Buddelkasten so vor sich hin. Günther, von seiner Tochter auf das Treiben des kleinen Bruders aufmerksam gemacht, nahm es gelassen, ließ den Hosenmatz gewähren, dem so schlecht geworden war, dass er bis heute nie wieder geraucht hat. Seit vierzig Jahren bin ich übrigens auch konsequenter Nichtraucher.

Ein andermal, ich hatte gerade wieder einen glimpflich abgelaufenen Sturz mit meinem Motorrad überstanden, berichtete er, wie ihm einst ein Motorradfahrer frontal ins Auto gefahren war, über die gesamte Länge seines Fahrzeugs flog, sich dahinter so gut wie unversehrt aufrappelte, völlig verwirrt um das Auto herumirrte und sein Motorrad suchte, das bis zur Hälfte im Motorraum des Autos steckte.

Wie er viel später erfuhr, habe dieser Mann kein Motorrad mehr angerührt, um das Glück nicht zu versuchen.

Waren nun solche Geschichten als kleine verschmitzte Hinweise gedacht, mich jungen Ungestümen ums eine und andere anzuregen, über mein Tun nachzudenken?

Das alles konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass Günther mit seiner Arbeit nicht so recht voran kam. Er änderte meine Haltungen, versuchte diese auf der Pappe umzusetzen, meinte plötzlich, ich solle mit der freien Hand eine „lange Nase“ machen und auf meine erstaunte Frage nach dem Sinn dieser Geste erklärte er: *Obwohl er als Mensch am Boden liegt, zeigt er den anderen als Narr eine lange Nase. Das sind so zwei Seiten dieser Figur.*

Na, ob das der Betrachter auch so sehen wird, ging es mir durch den Kopf.

Er wurde immer unzufriedener. Das übertrug sich auch auf mich. Ich verspürte immer weniger Lust, als Modell tätig zu sein und auch der Geruch des Ateliers nach Farbe und Firnis, der mich noch heute fasziniert, lockte mich damals nicht mehr. Außerdem verlangten die Proben zum „Egmont“ und die laufenden Vorstellungen, meist Abstecher auf entlegenen Bühnen, ein gerütteltes Maß an Einsatz.

Eines Tages war es dann soweit. Er meinte, dass er eine Pause benötige,

Schauspieler Otmar Richter vor dem von Günther Wendt gemalten Bild
Foto: Götz Wendt

das Bild würde sich ihm widersetzen, er käme damit im Augenblick nicht zurecht. Wir trafen uns natürlich noch öfter, mal auf der Straße, mal im Theaterklub, sprachen über alles Mögliche, aber so gut wie nie über das Bild. Nur einmal erwähnte er so nebenbei, vielleicht sei es für ihn eine Nummer zu groß gewesen.

Wir verloren uns aus den Augen. Ich verließ das Theater, um in Berlin beim Fernsehen zu arbeiten. Viel, viel später erfuhr ich von seinem Tod im Jahr 1971 und erst nach der Jahrtausendwende bei einem Besuch in Senftenberg anlässlich einer Premiere am Theater fiel mir die Arbeit an diesem Bild wieder ein. Ich ging ins Museum, in dem sich damals sein Atelier befunden hatte. Dort kannte man natürlich Günther Wendt, doch Bilder existierten Zurzeit keine mehr im Museum und außerdem sei das Atelier nach dem Tod damals von seinem Sohn Götz völlig ausgeräumt worden.

Im Theater erfuhr ich, dass Götz Wendt im Hause seines Vaters lebte und ein Bild von Günther Wendt über „Der Widerspenstigen Zähmung" würde im Gang zu den Theaterbüros hängen.

Wie elektrisiert eilten meine Frau, die natürlich über die Arbeiten an dem Bild damals informiert war, und ich durch die verwinkelten Gänge im Theater. In einem weiß getünchten schmalen Korridor hing einsam und allein ein großes Bild, hochkant aufgehängt, um die achtzig Zentimeter breit und so um einen Meter und siebzig Zentimeter hoch. Darauf stand ich als Grumio, fast in Lebensgröße, in dem geteilten Kostüm, umgeben von vielen Köpfen der Figur mit immer anderen Ausdrucksformen, ausgestattet mit vielen Händen mit unterschiedlichsten Gesten, der Hintergrund schemenhaft gestaltet abermals mit Köpfen, Händen, Masken, Glöckchen, die ganze Vielgestaltigkeit dieser Figur schien aus dem Bild auf den Betrachter zu springen. Verblüfft ob des Formats dieses Bildes, völlig überrascht von der Wucht dieser Vielfalt, versuchte ich Abstand zu gewinnen. Doch der enge Korridor setzte dem eine Grenze. Wie sollte man hier in dieser Enge das Bild betrachten können, geschweige denn begreifen, was da Günther Wendt für ein gewaltiger Wurf gelungen war?

Noch am selben Abend lernten wir bei der Premierenfeier Götz Wendt kennen und verabredeten uns für den nächsten Tag. Das von vorn beschaulich wirkende alte Häuschen ließ beim Anblick nicht ahnen, welche Größe sich dahinter durch verwinkelte Gänge, Treppen und Stiegen, Räume und Zimmerchen verbirgt, deren Wände und freie Flächen fast ausnahmslos behängt sind mit Bildern von Günther und seiner Frau Margo Wendt, deren bewegtes Leben in der Sowjetunion, in Hitlerdeutschland, in den Arbeitslagern Stalins und letztendlich in der DDR Stoff für einen abendfüllenden Spielfilm hergeben würde.

Der Empfang war überaus herzlich und wir kamen natürlich schnell auf das Bild zu sprechen, von dessen „Urform" Götz auch nichts wusste und genauso überrascht war wie wir am Vorabend von der jetzigen Fassung. Skizzen dazu hatte er nicht gefunden, wohl aber einige Porträtstudien. Das Bild in der heutigen Form hatte er nach seines Vaters Tod gleich mit allen anderen Utensilien vom Atelier ins Haus gebracht. Seine Mutter Margo hatte es danach dem Theater als Leihgabe zur Verfügung gestellt, wo es an repräsentativer Stelle im Foyer hing. So um 1980, zwei Jahre nach dem Tod seiner Mutter, bot Götz dieses Bild dem Theater zum Kauf an. Das kam aus Geldmangel nicht zustande, und es wurde wieder zurück ins Haus gebracht.

Intendant Sewan Latchinian hatte dann von der Existenz dieses Bildes erfahren und die Idee, es als Werbung für seine aktuelle Inszenierung „Der Widerspenstigen Zähmung" zu verwenden. Götz stellte es dem Theater abermals als Leihgabe zur Verfügung.

Ergänzt durch einige Fotos, einem Portrait Günther Wendts, dem damaligen Plakat und dem Programmzettel sowie einem Begleitschreiben Armin Stolpers, das alles in einem Rahmen, hing es für einige Wochen nun wieder im Theater, diesmal im Rangfoyer. Mit der Begründung, dass es dort zu gefährlich sei und man Angst vor Beschädigungen habe, wurde das Ganze abgehängt und das Bild in diesen hässlichen, schmalen Gang zur Verwaltung verbannt, weil es dort sicherer war. Zwischenzeitlich hing es dann bis Ende des Jahres 2009 in der Galerie des Vattenfall-Gebäudes in Cottbus, bevor es abermals im Theatergang landete.

Nachdem uns Götz neben den Skizzen noch einige Fotos und Prospekte überlassen hatte, fand ich zu Hause keine Ruhe. Als ich dann noch erfuhr, dass am Theater ein Wechsel des Intendanten bevorstand und Sewan Latchinian Senftenberg verlassen wird, war der Entschluss schnell gefasst. Wir setzten uns mit Götz in Verbindung und nun hängt dieses Bild bei uns zu Hause und ich kann mich an der Fülle der vielfältigen Motive nicht sattsehen. Immer wieder entdecken wir Neues, das in Beziehung zueinander zu stehen scheint, dann aber wieder nicht. War die Darstellung dieses Grumio einst so variantenreich? Schöne Erinnerungen und Zweifel wechseln.

Übrigens, auch ich habe mich zeitweise gequält bei der Beschreibung des Geschehens um dieses Bild, der Handlungen einer Figur auf der Bühne und dazu noch die der Umsetzung dieser Vorgänge in einem Bild. Drei Ausdrucksformen für ein und dasselbe Ereignis, das meine Frage unbeantwortet lässt: Befindet sich der „liegende Grumio“ nun unter der jetzigen, aufrechten Fassung? Hatte Günther dieses ihn quälende Querformat einfach übermalt, um sich rigoros davon zu trennen? Dann hätte ich jetzt zwei Bilder. Man könnte dieses Bild röntgen lassen, um Klarheit darüber zu erhalten. Aber warum dieses Geheimnis lüften, das der Maler mit ins Grab genommen hat. Liege ich nun noch darunter? Ich will es nicht wissen. Die Erinnerung an meine körperlichen Drangsale, an die Qualen, die Günther einst schlaflose Nächte bereiteten, die ihn bis kurz vor seinem Tod über viele Jahre nicht zur Ruhe kommen ließen, bis er endlich all das, was ihn an dieser Figur so fesselte, mit genialem Einfall und wuchtigen Pinselstrichen auf die Pappe bannte.

Sind die kleinen Geheimnisse, die Menschen und Dinge manches Mal umgeben, nicht gerade das Schöne in unserem oft so eintönigen, materiell geprägten Alltag? Was wird aus diesem Bild einst werden? Es wird den Besitzer wechseln, sicher. Aber wird es im Besitz der Familie bleiben? Wird es zu Geld gemacht? Wird es in irgendeinem Archiv verstauben? Wird es in einem öffentlichen Raum für viele zu betrachten sein? In ein Theater gehört es. Wenn es denn ein Theater will. Das werde ich verfügen. Das bin ich Günther Wendt schuldig.

Armin Stolper, zu Zeiten der DDR einer der erfolgreichsten Chefdramaturgen und Gegenwartsdramatiker, schrieb zum hundertsten Geburtstag dieses Malers: *Er war ein die Natur brauchender und Kunst meisternder Mensch. Er tat Blicke in die Vergangenheit, um daraus für die Gegenwart und Zukunft zu lernen und andere zu lehren. Er war tolerant gegenüber anderer Leute Ansichten. Ein Held war er nicht, aber Brechts Maxime, alle Künste sollen zur Lebenskunst beitragen, mochte auch die seine gewesen sein.*

Quellen
Jutta Williams: „Erinnerungen an Vater“
Hans-Peter Rößiger: „Günther Wendt und ‚sein‘ Theater“

Mein besonderer Dank gilt Götz Wendt, der mir Skizzen und Fotos zu diesem Bild überließ, der mir viel aus dem Leben seines Vaters berichtete.

HGW
1954

Hubert Globisch und Günther Wendt - eine Künstlerfreundschaft

Bernd Gork

Wer das Wandbild am Hauptgebäude der ehemaligen Bergingenieurschule, heute Bestandteil der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus-Senftenberg, aufmerksam betrachtet, wird als Signatur rechts unten die Initialen HGW finden. Günther Wendt gilt als Schöpfer des Sgraffitos, aber ein zweiter Künstler war der Co-Autor: der Potsdamer Maler Hubert Globisch. Das erklärt die Signatur: **H**ubert **G**lobisch, **G**ünther **W**endt. Als das baugebundene Werk 1954 entstand, war es eine Zeit des Aufbaus mit großen Herausforderungen auch an die bildenden Künstler.

Um die umfangreichen Aufträge abarbeiten zu können, kam es zu einer fruchtbaren Zusammenarbeit beider Künstler, zumal sie gemeinsam im brandenburgischen Künstlerverband zusammengeschlossen waren. Die gemeinsame Arbeit erstreckte sich auf weitere Projekte, wie den drei auf Goldgrund gemalten Tafelbildern zur Bergbaugeschichte für die Aula (heute Bibliothek) der früheren Bergingenieurschule, die heute noch dort zu sehen sind. Ebenfalls dank des Denkmalschutzes bestens erhalten sind weitere Sgraffiti des Künstlerkollektivs Globisch-Wendt in Lauchhammer-Ost im Wohnkomplex gegenüber dem Krankenhaus sowie in der Eingangshalle des Wasserwerkes Tettau.

Die Zusammenarbeit der beiden Maler beschränkte sich nicht nur auf die baugebundene Kunst, sondern dehnte sich auf die Ausstellungsgestaltung im Museum aus, das Wendt bis 1971 leitete. Aber auch am Theater der Bergarbeiter (heute Neue Bühne) und dem Cottbuser Theater gab es ein reiches Betätigungsfeld. So sind im Senftenberger Museum etwa 20 Programmhefte aus den 1950er-Jahren überliefert, denen Hubert Globisch als Schriftgestalter und Illustrator seinen Stempel aufdrückte. Globisch hatte im Hause Wendt in Senftenberg bis Ende der 1950er-Jahre seinen Zweitwohnsitz. Gemeinsamer künstlerischer Arbeit, auch in der freien Malerei, dürfte das förderlich gewesen sein, wie das Foto mit Globisch und Wendt von einem Ostseeaufenthalt bezeugt. Im Gegensatz zu Wendt, der früh starb, war Globisch ein reiches Spätwerk vergönnt, bevor auch er 2004 neunzigjährig in Potsdam den Pinsel für immer aus der Hand legen musste.

Günther Wendt und Hubert Globisch auf Rügen, 1955

Foto: Nachlass Hubert Globisch, Potsdamer Kunstverein e.V.

Zeugnisse seines Lausitzaufenthaltes finden sich auch im malerischen Werk von Hubert Globisch. Das Werkverzeichnis der Gemälde mit 455 Positionen erarbeitete und veröffentlichte der Kunstwissenschaftler Thomas Kumlehn 2007. Neben einem Tagebaumotiv ist das Gemälde „Scheunen in Senftenberg“ überliefert. Drei Fassungen aus den 1970er-Jahren und von 1994 besitzt die Kunstsammlung Lausitz oder bewahrt sie als Dauerleihgabe. Die große Bedeutung des Lichtes als Mittel der Ausdruckssteigerung im Schaffen von Globisch, auf die der Kunstwissenschaftler Andreas Hüneke hinwies, zeigt sich besonders in der

Seite 114:

rechts:
Hubert Globisch, Günther Wendt, Sgraffito mit der Signatur HGW 1954 am Hauptgebäude der früheren Bergingenieurschule

Foto: Bernd Gork

oben links: Hubert Globisch, Potsdam 1958

unten links: Günther Wendt, Senftenberg 1958

Fotos: Nachlass Hubert Globisch, Potsdamer Kunstverein e.V.

Quellen:

Thomas Kumlehn (Hrsg.), „Vom Lauf der Flüsse, Hubert Globisch 1914–2004 Malerei“, Neisse Verlag Dresden, 2007

Bernd Gork, „Eine Künstlerfreundschaft“, in Lausitzer Rundschau Senftenberg, vom 25. April 2007

Günther Wendt, „Tagebauaufschluss Meuro und Paradiesberg mit Wasserturm“, 1964

Museum Senftenberg, Foto: Bernd Gork

Hubert Globisch, „Scheunen in Senftenberg“, 1994

Museum Senftenberg, Fotos: Bernd Gork

Spätfassung des Bildes (1994) … *die neue Funktion des Lichts … die ihm immer wichtiger wurde, die schließlich das Gegenständliche zumindest nebensächlich erscheinen lassen sollte.*

Sowohl Hubert Globisch als auch Günther Wendt hatten bei der Malerei eine Vorliebe für die Landschaft. Ihre Umwälzungen im Zusammenhang mit der Braunkohlenindustrie um Senftenberg war eines der Themen von Günther Wendt. So zeigt sein Gemälde „Tagebauaufschluss Meuro und Paradiesberg mit Wasserturm“ von 1964 aus der Kunstsammlung Lausitz den aufgeschlossenen Tagebau bei Hörlitz mit Resten des sogenannten Paradiesberges und dem Wasserturm, die bald darauf von den Abraumbaggern abgetragen worden waren. Im Hintergrund sind die Brikettfabriken von Brieske mit dem zu Beginn der 1960er-Jahre erbauten Kraftwerks zu sehen.

Anlässlich der Ausstellung von Günther und Margo Wendt in der Kunstsammlung Lausitz 1997 kehrte der betagte Hubert Globisch mit seiner Frau letztmalig an seine zeitweilige Wirkungsstätte zurück und schrieb in das Gästebuch: *Wiedersehen seit Jahrzehnten mit einem schmerzlichen Gefühl, aber die Bilder bleiben, die kostbare Erinnerung an die Jahre der Zusammenarbeit, unvergessen Günther.*

Theater-Noack

Eckhard Noack

Mein Großvater, Fritz Noack, geboren in Storkow, war von 1909 bis 1934 bei der Ilse-Bergbau-AG als Tischler beschäftigt. Geheiratet hat er am 13. November 1913. Er arbeitete in der Grube Renate, Gemeinde Dobristroh. Heute heißt der Ort Freienhufen. Während der Nazizeit wurden viele wendische Ortsnamen geändert. Meine Mutter Sieglinde Johanna Lydia wurde auch in Dobristroh geboren.

Von meiner Mutter, die leider schon 1975 infolge eines tragischen Unfalls verstarb, weiß ich, dass die gesamte Verwandtschaft in der Freizeit Theater spielte. Anhand der erhaltenen Rollenbücher konnte ich nachvollziehen, dass der Theaterverein offensichtlich zwei Namen getragen hat: „Vorwärts" und „Barnay". Mein Großvater war als „Theater-Noack", bekannt und die ganze Truppe zog mit dem Pferdegespann über die Dörfer und spielte in den Sälen der Dorfgasthäuser.

Die Theatervorstellungen trafen nicht immer den Geschmack der Dorfbewohner. Meine Oma musste dann oft heimlich und schnell den Saal mit den wenigen Einnahmen verlassen. Oft war auch das Geld knapp, um neue Rollenbücher zu kaufen. Kurios ist, dass mein Opa mal vorhatte, sich einem Zirkus anzuschließen. Damit war meine Oma jedoch nicht einverstanden. So musste er wohl sesshaft bleiben.

Bis zu seiner Pensionierung arbeitete mein Großvater dann in Laubusch. Aus meiner Sicht hat die Ilse-AG ihre Senioren gut versorgt. So konnte mein Großvater seinen Lebensabend in Burg (Kreis Hoyerswerda) verbringen, wo die Ilse-AG Wohnraum bereitstellte. Dort wurde ich auch 1941 geboren. Die „Wanderlust" liegt wohl ein bisschen in der Familie Noack, so war meine Mutter in ihrer Jugend bei der „Kaiserkrone" in Räschen beschäftigt, dann aber auch in Spremberg, in Waldsieversdorf und zuletzt bei einem Botschaftsangehörigen aus Guatemala in Berlin.

Ich selbst habe wohl ein paar Kulturgene geerbt, nach meiner Schlosserlehre und Tätigkeit im Kraftwerk Lauta wurde ich Jugendklubleiter in Senftenberg (siehe auch „Kippensand" 2013).

oben rechts:
Theaterverein unterwegs mit dem Pfedegespann

unten links:
Fritz Noack, der Theater-Noack

Mitte:
Die Stempel des Theatervereins mit den unterschiedlichen Namen. „Vorwärts" deutet auf eine linke Orientierung hin. „Barnay" war der Name eines Schauspielers: Ludwig Barnay,
* 11. Februar 1842 in Pest, heute zu Budapest,
† 31. Januar 1924 in Hannover. Er war ein berühmter Heldendarsteller und Theaterleiter, unter anderem des Königlichen Schauspielhauses Berlin. Vermutlich benannte sich die Theatergruppe nach dessen Tode mit seinem Namen.

Sammlung: Eckhard Noack

Blick zurück in die Kinowelt

1945 bis 1990

Horst Zenzius

Am 28. Dezember 2015 feiern wir den 120. Geburtstag der Kinematografie. Dieser Anlass ist es wert, einen Blick auf die Vergangenheit zu richten, als sich zwischen 1945 und 1990 das Kino in den Herzen vieler Bewohner unseres Heimatkreises befand.

„Passage-Theater“ Senftenberg vor dem Umbau 1973
Foto: Sammlung Horst Zenzius

Der Film war zu dieser Zeit das modernste Ausdrucksmittel. Er brachte Freude, Unterhaltung und Wissensvermittlung, er regte zu Diskussionen und Gesprächen an.

Die vielen Mitarbeiter unserer Kinos waren fleißige, schöpferische, gewissenhafte und lernbereite Mitstreiter, die sich über jeden Filmbesucher freuten. Sie scheuten keine Mühe, keine Arbeit und keine Arbeitsbereitschaft, um aus ihrem Kino eine Kulturstätte zu machen, die vielen Besuchern Freude bereitete.

All diesen Mitarbeitern einen lieben, herzlichen Dank.

Schauen wir uns die vielen Kinos und Spielstätten in unseren Heimatorten rückblickend an.

Größtes Kino im Kreis war das „Passage-Theater“ – später das „Filmtheater der Freundschaft“. Es war das Erstaufführungstheater im Kreis, in dem fast jeder neue DEFA-Film, aber auch Aufkauf- sowie Austauschfilme grundsätzlich an fünf bis sieben Tage in zwei oder drei Vorstellungen täglich gezeigt wurden.

In den Jahren von 1946 bis 1952 gab es vierzehntägig vor Beginn der Vorstellung eine Bühnenschau mit Künstlern aus der Theaterwelt. Sie erfreuten sich besonderer Beliebtheit. Selbst Premieren fanden in diesem Theater statt.

Die Gaststätte „Waldhof“ in der Calauer Straße war eine weitere Spielstätte, die jedoch dem voran schreitenden Bergbau zum Opfer fiel. Im Kulturhaus der Reichsbahn, in der Moritzstraße von Senftenberg, wurden an bestimmten Tagen durch den sogenannten Landfilm Filmveranstaltungen durchgeführt. Mit dem Neubau der Berg-Ingenieurschule wurde in der Aula regelmäßig an zwei Tagen in der Woche Kino gemacht. Dieser Spielbetrieb wurde später auf Wunsch der Schulleitung eingestellt.

Im Kulturhaus Hörlitz, Senftenberg-West, und im Kulturhaus der Bergarbeiter in Brieske-Ost wurde ebenfalls bis zu zweimal pro Woche eine Filmveranstaltung durchgeführt. Am 27. Juni 1978 wurde ein Sommerkino am Senftenberger See in Großkoschen eröffnet, das von der Kreisfilmstelle Senftenberg erbaut wurde und 1990 leider den Spielbetrieb einstellen musste. Es wurde täglich mit wechselnden Programmen für Kinder und Erwachsene Veranstaltungen durchge-

führt. Auch die Veranstaltungen auf den Freilichtbühnen im Senftenberger Schlosshof und danach im Garten des Gesellschaftshauses (HdW – Haus der Werktätigen) sowie im Stadtbad waren immer beliebt. Veränderte Strukturen führten zur Beendigung der Freilichtarbeit.

Weitere Höhepunkte waren jährlich die Kinder- und Jugendfilmwochen in den Ferien, die Sommerfilmtage, Tage des sowjetischen Films im November eines Jahres und Festveranstaltungen sowie Filmpremieren mit DEFA-Schauspielern. Einmal im Monat wurde in Zusammenarbeit mit dem Theater der Bergarbeiter ein Filmkunsttag durchgeführt. Auch die Rentner konnten sich alle vierzehn Tage über eine kostenlose Filmveranstaltung mit den alten Unterhaltungsfilmen aus der UFA-Zeit erfreuen.

Das „Passage-Theater" war das einzige Kino, das bis 1998 den Spielbetrieb aufrechterhalten konnte.

In Lauchhammer gab es nachfolgende Kinos: Das Filmtheater „Glück auf" in Lauchhammer-Mitte, Grünewalder Straße. Es wurde gleich nach der Wende geschlossen. Weiterhin die Lichtspiele in Lauchhammer-West. Die Schließung erfolgte bereits am 31. Dezember 1978. Als weiteres Filmtheater wäre das Filmtheater „Freundschaft" in Lauchhammer-Süd, Alte Dorfstraße, zu nennen. Es wurde bis 1979 bespielt. Für das Filmtheater „Capitol" in Lauchhammer-Mitte, den meisten Bürgern kaum noch bekannt, war der Spielbetrieb bereits 1949 beendet. Das fünfte Filmtheater „Eisenhammer" in Lauchhammer-Ost wurde bis 1985 bespielt. Im Kulturhaus „John Schehr" wurden wöchentlich an einem Tag Filme aufgeführt. Als weitere Spielstätte muss die Freilichtbühne im Volkspark Lauchhammer-West genannt werden. Diese Freilichtbühne konnte bis 6 000 Besucher aufnehmen. Deshalb wurde dort eine stationäre Kinoanlage aufgebaut, und hier fanden seit 1962 jährlich die Sommerfilmtage statt.

Die Sommerfilmtage waren ein Höhepunkt in der DDR und wurden überall zur gleichen Zeit durchgeführt. Zur Eröffnung waren immer prominente DEFA-Schauspieler anwesend, so zum Beispiel Regina Beyer, Horst Preusker, Frank Obermann. Hunderte, ja manchmal auch Tausende, besuchten diese Sommerkinoveranstaltungen.

Dritter Veranstaltungsort für das Kino war die Stadt Schwarzheide mit dem großen Synthesewerk. Das Kino „Filmbühne" ehemals „Prinz-Lichtspiele" sowie das Kulturhaus Wandelhof waren Spielorte. Der „Wandelhof" war ein sehr schönes Kino, das viele Zuschauer besuchten. Im „Kulturhaus des Synthesewerkes" wurden bei Höhepunkten ebenfalls Filmveranstaltungen durchgeführt.

In Ruhland existierte am Markt das „Central-Theater", welches auch einen sehr guten Ruf hatte. Im Sommer gab es Freilichtveranstaltungen auf dem Sportplatz.

Auch in Schipkau hatte der Lichtspielbetrieb ein Kino, die „Volkslichtspiele" in der HO-Gaststätte. Im Sommer fanden regelmäßig im Park Freilichtveranstaltungen statt. Die Stadt Ortrand verfügte über ein Filmtheater im Hotel „Stadt Berlin", ehemals „Tivoli". Der kleine Ort Hosena hatte Kinobetrieb in der Gaststätte, welche dann später in ein Kino-Cafe umgebaut wurde.

Der letzte Weg führt uns nach Großräschen-Süd. Dort gab es das Kino „Ilse-Bückgen". Dieses Kino fiel mit dem gesamten Ortsteil dem Bergbau zum Opfer. Für die Großräschener gab es dann aber noch das Kino „Troll-Lichtspiele", später „Filmeck" genannt. Auch dieses Kino war beliebt.

Eine große Rolle spielte der Landfilm, ein Begriff un-

Eintrittskarte zu den Sommerfilmtage 1969

Sammlung: Horst Zenzius

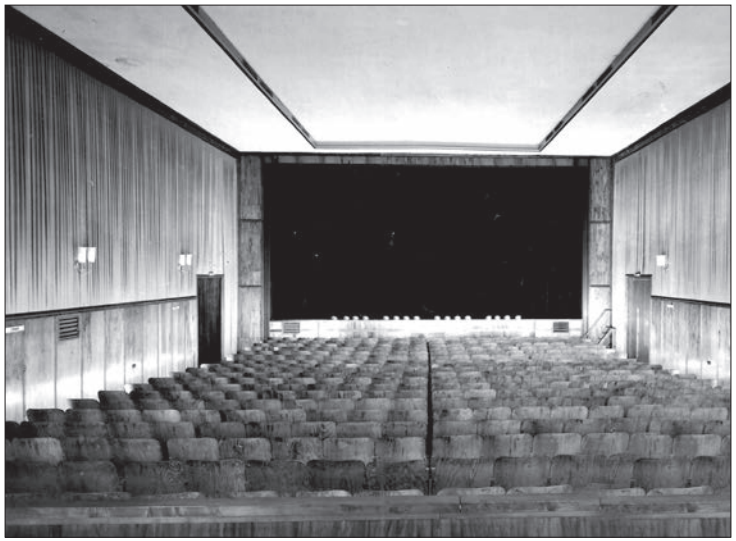
UNSER BEZIRK
KURZ
AKTUELL

Besucherrekord

Lauchhammer. Einen absoluten Besucherrekord für Veranstaltungen im Bezirk Cottbus während der Sommerfilmtage der letzten Jahre erzielte Lauchhammer mit über 6000 Filmfreunden, die am 1. Juli im Volkspark West der Bezirkspremiere des 4. Indianer-Films der DEFA, „Weiße Wölfe", beiwohnten. Mit anerkennendem Beifall wurde das Schöpferkollektiv unter Leitung des Drehbuchautors Dr. Günter Karl gefeiert.

Pressebeitrag der Lausitzer Rundschau zu den Sommerfilmtagen, Artikel vom 5. Juli 1965

Sammlung: Horst Zenzius



Filmbühne Schwarzheide, heute Bürgerhaus/ Rathaus

Straßenansicht der Filmbühne Schwarzheide
Fotos: Horst Zenzius

ter dem sich die meisten Bürger heute nichts mehr vorstellen können. Fast in allen Dörfern im Kreis Senftenberg wurde für die Dorfbevölkerung Kino gemacht und viele Gaststätten mit Saal standen dafür zur Verfügung. Für die Landfilmvorführer war es eine schwere Arbeit, aber es fanden sich immer wieder viele leidenschaftliche Helfer aus den Dörfern, die stets bereit standen, wenn der Landfilmvorführer seine technische Anlage aufbaute. Die schweren Filmkisten, oft mehr als zehn bis fünfzehn Kilogramm schwer, und die Apparatur mussten häufig über schmale Treppen getragen werden.

Das war ein Überblick über die Kinos rund um Senftenberg. Filme aus fast allen Ländern wurden gezeigt, die für Unterhaltung, Gespräche, Diskussionen und Freude sorgten.

Auch Kinder- und Jugendfilme standen immer auf dem Programm sowie Schul- und Kindergartenvorstellungen zur Unterstützung der Lernarbeit. Hier waren besonders die DEFA-Märchenfilme sehr beliebt.

Ein Filmangebot mit circa 160 Filmen stand uns pro Jahr zur Verfügung, über deren Einsatz wir selbst entscheiden durften. Wenn ich heute von all den Filmen sprechen würde, die ich alle gesehen habe, so urteile ich natürlich nach der Erinnerung und nach der Wirkung, die sie in all den Jahren hatten, als sie produziert wurden und nicht nach gegenwärtigen Maßstäben.

Die Technik in der gesamten Kinematografie ist moderner geworden. Das Fernsehen hielt Einzug und wirkte sich auch auf den Kinobesuch aus. Dadurch mussten die Kinos insgesamt ihre Ausstattung verbessern beziehungsweise Einschränkungen und Schließungen in Kauf nehmen. Notwendige Entscheidungen wurden jedoch nicht Hals über Kopf getroffen. Es mussten genaue Analysen angefertigt werden, die vom Rat des Bezirkes und der Hauptverwaltung Film in Berlin gewissenhaft geprüft wurden. Alle notwendigen Entscheidungen und Einschränkungen im Kinobetrieb sowie die Suche nach neuen Lösungswegen wurden mit der Bezirksfilmdirektion in Zusammenarbeit aller Beteiligten realisiert. Ziel war immer, Kinos zu erhalten und diesen einen neuen Inhalt zu geben.

1990 begann mit der Einführung der Marktwirtschaft und der Übernahme der Kinos durch die UFA ohne Diskussion, bis auf das „Passage-Theater“, das Ende aller Kinos im Senftenberger Einzugsbereich.

Kinotechnische Geräte sowie ein Teil der Landfilmapparaturen wurden verschrottet und alle Mitarbeiter arbeitslos. Bis zum 28. April 1998 konnte das „Passage-Theater“ als einziges Kino den Spielbetrieb noch aufrechterhalten. Danach stand es bis zum Abriss 2002 als Ruine an seinem Platz.

Der Heimatkalender 1915 für Liebenwerda

Im Frieden geschrieben, im Krieg gelesen

Hans Hörenz

1915 – vor nunmehr einhundert Jahren war Liebenwerda noch die Kreisstadt von Lauchhammer, Ortrand und anderen Ortschaften des heutigen Landkreises Oberspreewald-Lausitz. Es war für die damals 68 000 Einwohner des Kreises Liebenwerda ein bedeutsames, ein Jubiläumsjahr. Ein Jahrhundert zuvor musste der sächsische König wegen seiner Parteinahme für Napoleon entsprechend der Festlegungen des Wiener Kongresses mehr als die Hälfte seines Königreiches an Preußen abtreten, so unter anderem Sachsen-Anhalt, die Niederlausitz und das zu Meißen gehörende Amt Senftenberg. Aus einigen Teilen der sächsischen Abtretungen wurde der Kreis Liebenwerda gebildet. Beiderseits der auch durch die Senftenberger Region fließenden Schwarzen Elster gelegen und eine Fläche von 793 Quadratkilometer umfassend, war dieses Gebiet mit dem Schradenland nahe Ortrand und dem „Ländchen“ um Lauchhammer eine Region, die vom Braunkohlenbergbau und der Industrie sowie der Landwirtschaft geprägt war.

Seit 1915 sind nun schon wieder einhundert Jahre vergangen. Eine 1952 in der DDR durchgeführte Verwaltungsreform, durch die die Länder aufgelöst und Bezirke gebildet wurden, hatte auch die Kreisgrenzen verändert. Der Kreis Senftenberg, aus dem vor allem Städte und Dörfer dem wieder neu gebildeten Kreis Calau zugeordnet wurden, erhielt durch diese Reform einen beachtlichen Einwohner- und Flächenzuwachs aus den Kreisen Liebenwerda und Hoyerswerda. Darunter war auch Lauchhammer, dem 1953 das Stadtrecht verliehen wurde.

Das Jahr 1915 sollte für die Bewohner in den sechs Städten, 81 Gemeinden und 27 Gutsbezirken ein besonderes Jahr werden. Ein 100-jähriges Bestehen des Kreises Liebenwerda wäre ein berechtigter Anlass gewesen, dieses Ereignis überall festlich und freudig zu begehen. Als die Vorbereitungen für die Herausgabe und den Druck für den Heimatkalender 1915 durch P. Pflanz aus Wahrenbrück und die Druckerei C. Ziehlke aus Liebenwerda fast abgeschlossen waren, wurde die Menschheit durch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges am 1. August 1914 und die ersten Nachrichten über gefallene Soldaten erschüttert. Das veranlasste den Herausgeber, entsprechend der Lage und Zeit, den Kalender durch einige Berichte über das Kriegsgeschehen zu ergänzen. Da war dann beispielsweise zu lesen, wie die Mobilmachung auf dem Marktplatz in Bockwitz von den Gruben- und Eisenwerksarbeitern und ihren Angehörigen aufgenommen und schon wenige Wochen danach im „Deutschen Haus“ eine Siegesfeier durchgeführt wurde. Vorwiegend im Frieden geschrieben und im Krieg gelesen, mag der Heimatkalender 1915,

Umschlag des Heimatkalenders für den Kreis Liebenwerda 1915

Sammlung: Hans Hörenz

Anmerkung
Lauchhammer und Orte südlich davon, heute im Landkreis Oberspreewald-Lausitz, gehörten bis zum Jahre 1952 zum Kreis Bad Liebenwerda und wurden damals mit der Neubildung des Kreises Senftenberg im Zuge der Verwaltungsreform in der DDR diesem zugeordnet.

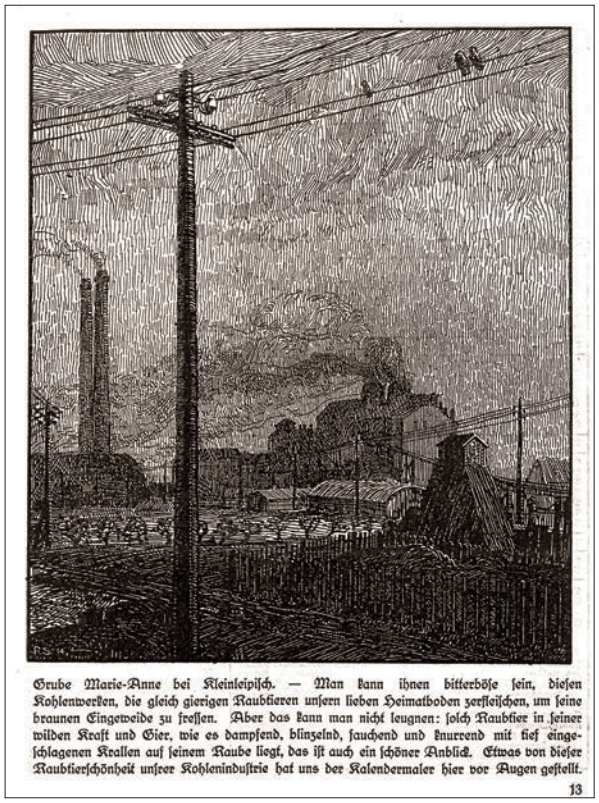
Vom Schürzenband hing nach hinten eine breite Schleife herab. Die Mädchen trugen um den Hals Perlenketten in 2—3 Strähnen. Auch an diesen befanden sich hinten lange und breite weiße Schleifen.

Später wurden auch Verwandte und Bekannte der Gäste zum Tanz aufgefordert. Die jungen Eheleute zogen sich dann zurück, um sich auszuruhen. Gegen Mitternacht kamen sie wieder. Die nicht zur Hochzeitsgesellschaft gehörige Menge hatte sich dann meist entfernt. Der Tanz dauerte bis zum Morgen. Hierauf begab man sich in das Hochzeitshaus und stärkte sich an Kuchen, Kaffee und Warmbier. Darauf wurde von den jungen Eheleuten der Brautkuchen ausgelaufen. Es waren meist zwei solche Kuchen gebacken. Jedes von den Eheleuten nahm einen Kuchen auf die Hände und lief damit durch das Dorf. Sie wurden von den Hochzeitsgästen und den Dorfbewohnern verfolgt. Wurden sie eingeholt, so gab der Verfolger dem Kuchen einen Stoß, daß er den Händen entglitt. Da er sehr hart gebacken war, so sprang er in kleine Stücke auseinander. Die Verfolger verteilten diese unter sich und verzehrten sie. Kam aber der Träger des Kuchens ungehindert in das Hochzeitshaus zurück, so war der Kuchen sein. Nun begaben sich die jungen Eheleute in ihr Heim. Gegen 10 Uhr wurden sie von den Brautführern wieder zum Essen gerufen. Dies wurde in derselben Reihenfolge wie am Tage vorher aufgetragen. Nach Tisch wurden dem jungen Paare die Hochzeitsgeschenke überreicht; sie bestanden in Geld oder Wirtschaftsgegenständen. Dabei mußten die Musikanten spielen, und es wurden brennende Lichter auf den Tisch gestellt. Es ging nun noch einmal in die Schenke. Gegen Abend kehrte die Gesellschaft im Zuge zum Hochzeitshause zurück, wo mit einem Choral, den die Musikanten bliesen, die Hochzeitsfeier geschlossen wurde.

Heimat.

Das Bewußtsein, eine Heimat zu haben, ist ein großes Gut. Gottlob, sagt man, es mag mir gehen, wie es will, so weiß ich doch, wohin, und muß nicht zu fremden Leuten oder gar auf die Gemeinde. Dieses Bewußtsein, eine Heimat zu haben, in derselben ein mitleidiges Herz, eine milde Hand, eine ruhige Ecke, um unverkümmert zu genesen oder zu sterben, ist ein unbeschreiblicher Trost und bewahret vor vielem: viele Mädchen vor leichtsinnigem Verhalten, viele Burschen vor unzeitigem Heiraten. Wer einen warmen Ofentritt weiß, wo er ruhig sitzen kann, ein gut Mütterchen dazu, welches von weitem frägt: was hast, was hast, was magst, wo fehl's? — der hat einen Halt im Leben, eine gewisse Zuversicht, er kann warten bis er erstarkt ist, auf eigenen Beinen zu stehen vermag, ehe er einen eigenen Haushalt gründet und auf die Schultern nimmt.

Goethe.



Grube Marie-Anne bei Kleinleipisch. — Man kann ihnen bitterböse sein, diesen Kohlenwerken, die gleich gierigen Raubtieren unsern lieben Heimatboden zerfleischen, um seine braunen Eingeweide zu fressen. Aber das kann man nicht leugnen: solch Raubtier in seiner wilden Kraft und Gier, wie es dampfend, blinzelnd, sauchend und knurrend mit tief eingeschlagenen Krallen auf seinem Raube liegt, das ist auch ein schöner Anblick. Etwas von dieser Raubtierschönheit unserer Kohlenindustrie hat uns der Kalendermaler hier vor Augen gestellt.

13

rechts:
der Abdruck „Heimat“ von Goethe

links:
Grube Marie-Anne in Kleinleipisch, Bild und Beschreibung

Sammlung: Hans Hörenz

der in einer beachtlichen Auflage von 5 700 Exemplaren erschien, deshalb aus heutiger Sicht auch eine historische heimatliche Schrift sein. Allein die Aufforderung auf der Innenseite des Umschlagblattes: *Schickt unseren braven Kriegern den Heimatkalender ins Feld! Dieser Gruß aus der Heimat wird die treuen Beschützer der Heimat herzlich freuen*, ist sicherlich nicht überall auf den Kalendern und Jahrbüchern dieser Zeit zu lesen gewesen.

Es war der fünfte Jahrgang eines Heimatkalenders, der vor nunmehr einhundert Jahren für den Kreis Liebenwerda herausgegeben wurde und auch heute noch, übrigens wie auch andere heimatliche Schriften aus der Vergangenheit, von Chronisten, Historikern, Heimatverbundenen und interessierten Lesern gern in die Hand genommen wird. In der Gestaltung waren die Heimatkalender der damaligen Zeit oft ähnlich. Neben dem Monats-Kalendarium gab es die jeweils zu verrichtenden landwirtschaftlichen Arbeiten und die Bauernregeln, das rechte Blatt davon mit einer Zeichnung oder einem Foto aus der Region. Im April 1915 hatte der Kalendermacher eine Zeichnung von der Grube Marie-Anne bei Kleinleipisch abgedruckt. Zwei Jahre zuvor war hier die gleichnamige Brikettfabrik, zur BUBIAG* gehörig, in Betrieb gegangen.

Neben einem umfangreichen Märkte-Verzeichnis für das Jahr 1915 – auch mit den Markttagen in Altdöbern, Calau und Senftenberg – ist der Heimatkalender mit den Angaben über die Verwaltungsbehörden im Kreis, die Einwohner-Verzeichnisse sowie Übersichten über Ärzte und Rechtsanwälte auch heute noch ein Nachschlagewerk, das vielfach zu Vergleichen anregt. Da können sich gewiss die älteren Bürger aus Ortrand, Lauchhammer, Kleinkmehlen oder Grünewalde aus Gesprächen mit Eltern und Großeltern daran erinnern, dass vor einhundert Jahren Herr von Borke der Königliche Landrat in Liebenwerda war, Bürgermeister Korb aus Ortrand zu den drei Provinzial-Landtagsabgeordneten im Kreis zählte, der Gemeindevorsteher Schwickal aus Grünewalde, Generaldirektor Wiecke aus Lauchhammer und Bergwerksdirektor Schmidt von der Mil-

Anmerkung

* BUBIAG – Braunkohlen- und Brikett-Industrie Aktiengesellschaft

lygrube dem Kreistag Liebenwerda angehörten. 2015 auf ein Jahrhundert zurückzublicken ist eine lange Zeit. Zwei Weltkriege, die zu den größten militärischen Auseinandersetzungen in der Geschichte gehörten und Millionen Opfer forderten, lagen in dieser Zeit. Viel hat sich auch dadurch im Leben der Menschen und in der Entwicklung unserer Region verändert. Dennoch zeigen Vergleiche auf allen Gebieten, wie es einmal vor 100 Jahren war und wie es heute ist. Die gesundheitliche Betreuung und medizinische Versorgung war sicherlich schon 1915 ebenso wie 2015 ein Thema, das die Menschen bewegte. Nachdenklich stimmt aber ein Vergleich, von dem man annehmen müsste, dass die Zahl der Ärzte und Fachärzte ausreiche, um überall und in nicht allzu langer Wartezeit medizinisch versorgt zu werden. Obwohl 1915 insgesamt 15 Ärzte und Fachärzte mit ihren Praxen im Liebenwerdaer Kreisgebiet, so in Ortrand Dr. Willy Blumenthal und Dr. Bernhard Lohe oder in Lauchhammer Sanitätsrat Dr. Ernst Mangold und in Bockwitz Dr. Franz Kühne, ihren Patienten zu Diensten standen, sorgen heute in dem einst zum Kreis gehörenden Städten und Gemeinden über 65 Mediziner für das Wohl und Wehe der Bevölkerung. Hinzu kommen gegenwärtig in Lauchhammer und Elsterwerda leistungsstarke Gesundheitseinrichtungen: das Klinikum Niederlausitz und das Elbe-Elster-Klinikum, die nicht nur in jüngster Zeit erweitert und modernisiert wurden und über ein erfahrenes Ärzte-, Schwestern- und Mitarbeiter-Personal verfügen, sondern die auch zu den größten Arbeitgebern gehören.

Der Blick in das 1915er Heimatbuch steigert die Leselust zweifellos bei jenen Menschen, die sich mit Lauchhammer und Ortrand sowie ihrer Umgebung verbunden fühlen. Da regen beispielsweise Kinderreime und Spiellieder sowie Handwerkerscherze aus dem Elbtal zum Schmunzeln an, kann man unter der Überschrift „Etwas über das Grüßen“ über Höflichkeit und gutes Benehmen erfahren, sich an eine „Hochzeitsfeier im Schradenland“ erinnern oder sich mit der Sage vom „Jäger“ vertraut machen, bei der der Lindenauer *Schloßhof, eine Eichenallee an der Pulsnitz sowie ein Drehloch in diesem noch heute mehr denn je bekannten Fluß* die Orte des Geschehens sind.

Der Heimatkalender für die Senftenberger Region, der 2015 wiederum unter dem Titel „Kippensand“ herausgegeben wurde, erscheint zum dritten Male. Möge auch er in den Bücherregalen mit vielen Jahrgängen seinen Platz finden und auch später einmal mit Interesse gelesen werden.

Bäuerlicher Brautzug vor der Kirche. Im Vordergrund Kirchweihleben: Zahnbrecher, Trinkszene, Liebespaar. Abschluß eines Kaufes. Links das Verkaufszelt eines Krämers. Aus dem Holzschnitt von Hans Sebald Beham, 1535.

Hochzeitsfeier in einem Schradendorf.*)

E. Seyler in Hirschfeld.

Wenn alle Hochzeitsgäste versammelt waren, so wurde nach dem Wohnorte des Bräutigams geritten und gefahren. Voran ritten die beiden geschmückten Brautführer, in der Mitte führten sie für den Bräutigam ein ganz schwarzes Pferd, das an Kopf und Schweif ebenso aufgeputzt war wie die beiden Pferde, welche sie ritten, nur mit grünen statt roten Bändern geschmückt. Hinter ihnen ritten paarweise die übrigen Reiter („Paten“) mit Sträußen an den Hüten und roten Bändern an den Pferden. Darauf folgte der Brautwagen mit Musikanten, die an den Mützen Sträuße und an den Instrumenten rotseidene Bänder trugen, und Jungfern mit Kränzen aus künstlichen Blumen im Haar. (Anmerkung des Herausgebers: ursprünglich sind's sicherlich natürliche Blumen gewesen!) Auf diesen Wagen folgten nun noch andere mit den Frauen der Hochzeitsgäste.

An dem Wohnort des Bräutigams angekommen, begab sich nun der Zug in das Gehöft desselben, verließ dort Wagen und Pferde. Sie nahmen eine schon bereitete Mahlzeit mit den Angehörigen des Bräutigams ein, und diese vereinigten sich mit den

*) Der Anfang dieser Abhandlung, der von den Hochzeitsvorbereitungen erzählt, steht schon im Heimatkalender 1912 Seite 13.

54

Ein Beitrag im Heimatkalender von 1915 erzählt von einer „Hochzeitsfeier im Schradenland“

Sammlung: Hans Hörenz

„Wohin? - Ja, wohin?“[1] – Senftenberg im Werk von Horst Mönnich (1918 bis 2014)

Irene Teichmann

… da geht´s zum Schloss, mein täglicher Schulweg. Und da ist der Marktplatz … Mein Gott, da ist ja – rechts vom Rathaus steht überhaupt nichts mehr, bis hin zur alten Sonne, Ausspannung und Logis, wo der gelbe Briefkasten hing, ratzeputz abgerissen die ganze Gebäudezeile, (…) *die Kreuzstraße entlang, da rechts kommt jetzt unser Haus, mein Geburtshaus* … So beschreibt der Schriftsteller Horst Mönnich das Wiedersehen mit seiner Heimatstadt Senftenberg 1990. Es ist für ihn ernüchternd. *Erster Gedanke: Nur fort, bevor es noch schlimmer kommt … der Wegfall des Exotischen, in das mein Städtchen eingehüllt war, sich bemerkbar macht … und ich entdecke, dass es ein Dreckloch wie jedes andere hier in der Niederlausitzer Kohlengegend, nur deshalb zu bizarrem Zauber aufstieg, weil es, unerreichbarer als ein Ort in Australien, nur zugänglich war unter Überwindung unglaublicher Schwierigkeiten …*[2]

Das Geburtshaus von Horst Mönnich in der Kreuzstrasse

Foto: Irene Teichmann

Horst Mönnich wurde am 8. November 1918 in Senftenberg, in der Kreuzstraße 21 geboren. Er wuchs dort mit seinem Zwillingsbruder Günther – die Kinder hatten früh die Mutter verloren – unter der Obhut seiner Schwester und eines Dienstmädchens auf. Der Vater Richard Mönnich betrieb in dem Haus eine gut gehende Tuchhandlung mit einer Maßschneiderei und einem Konfektionsgeschäft. Mit der Weltwirtschaftskrise begann auch der Untergang dieses Geschäftes. Der Vater wurde darüber krank und starb 1932. Die beiden mittellosen Kinder erhielten einen Vormund, blieben sich aber weitgehend selbst überlassen. *Der Bannführer selbst war es, der sich unser annahm (nicht unser Vormund, dem wir alle Jahre die Zeugnisse zur Unterschrift vorzulegen hatten, nicht einer unserer Lehrer, von denen die meisten jetzt ebenfalls SA-Uniform trugen, nicht einer der intimen Freunde meines Vaters, nicht die Nachbarn, keiner der Honoratioren der Stadt, mit denen „wir“ verkehrten, auch nicht die Eltern unserer eigenen Freunde, deren Klagemienen, wenn sie uns sahen, nur schlecht das Entsetzen darüber verbargen, dass das passieren konnte: der Niedergang einer geachteten Familie, dieser jähe Absturz ins Nichts, der vielleicht auch sie hätte treffen können, wenn das so weitergegangen wäre).*[3] Der Bannführer verschaffte ihnen eine Unterkunft und kostenloses Essen in der Küche des Krankenhauses. Er vermittelte den beiden Jungen aber auch das Gefühl von Geborgenheit und Gebrauchtwerden. Nach dem Abitur verließ Mönnich die Stadt. Er wurde zum Arbeitsdienst beordert und danach zur Wehrmacht eingezogen.

Am 22. Januar 1945 besuchte er für lange Zeit zum letzten Mal seine Heimatstadt. Er kehrte nach dem Krieg nicht dahin zurück, sondern ließ sich Anfang der 1950er-Jahre in Bayern nieder und wurde Schriftsteller. Immer wieder schrieb er auch über Senftenberg, über das „Städtchen“, das

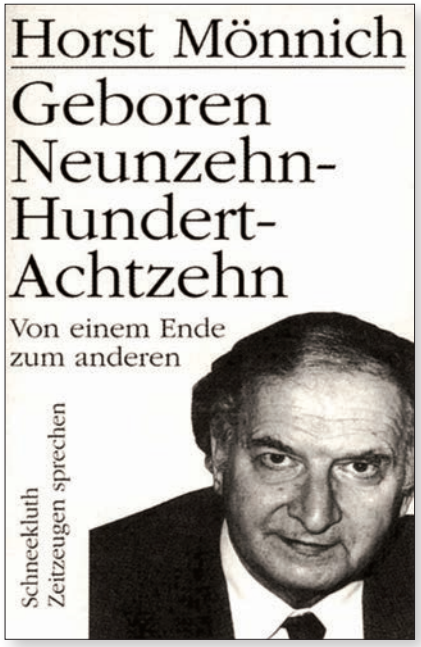
in einer halben Stunde durchschritten war und das wegen seiner *ihm eigenen Nestwärme (…) Ähnlichkeit mit einer schwarzgesprenkelten Glucke* habe.[4] Dieses Städtchen ist das „Wendenhof" in der Erzählung Die Wanderkarte (auch erschienen unter dem Titel Erst die Toten haben Ausgelernt), aus der er im Oktober 1956 auf der Tagung der Gruppe 47 in Niederpöcking (Starnberger See) las. Senftenberg ist auch der Ort „N." im Reisebericht Einreisegenehmigung. Ein Deutscher fährt nach Deutschland (1967). Er wählte dieses Kürzel, so schreibt er in dem Buch, um die Menschen, von denen er erzählt, zu schützen. Aber trieb er da mit seinen Lesern, seinen westdeutschen Lesern nicht ein Spiel? In der DDR gab es einige Städte mit *von Kohlenstaub geschwärzten Bäumen, mit (…) von Kohlenstaub geschwärzten Menschen*[5], aber nur eine, über die dies zu schreiben war:

Der Besucher sah von einem Sandhügel aus, wie die Schwarze Elster, von den Abwässern der Fabriken getrübt, am Rande des Tagebaus eine Richtung einschlug, in der es keine Pferdeschwemme mehr gab, durch die die Kühe der Niemtscher Bauern nach Koschen hinüber wateten – auch Niemtsch, das Dorf war dahin! – keine Sommertage, wo hier vorn der weißbejackte Eismann von Natale de Zordos Fruchthandlung mit seinem Wägelchen gestanden hatte, um die Kinder für den langen Weg zum Elsterbad mit Vanilleeis zu versorgen; keinen Karbolineumgeruch der Tonnenbrücke, über deren schwankende Roste nur Schwimmer durften. Die neue Richtung war leer und kalt, (…) *Geheimnislos leiteten zweckbestimmte* (…) *eine von Statistikern lediglich nach Kubikmetern im Durchlauf pro Metersekunde berechnete Wassermenge weiter, die mit der Zeit multipliziert, aus dem Tagebau dereinst den größten See der DDR machen sollte: N.; Zentrum der Lebensfreude, N., Perle unter den Erholungsstätten der Republik, N., Eldorado des sozialistischen Wassersports. In der Stadt wurde tatsächlich davon gesprochen, doch mit der Vermutung, dass der See nur als Vorwand diene, dem Tagebau, wenn er ausgebeutet war, ungeniert liegen lassen zu können und ihn nicht, wozu die früheren kapitalistischen Bergbaugesellschaften wenigstens verpflichtet gewesen waren. Zuschütten und mit kostenverursachenden Kiefernanpflanzungen versehen zu müssen.*[6]

In diesem Buch – wie auch in den schon erwähnten – kommt Horst Mönnich auch auf seine Zeit als Hitlerjunge zurück. Er fragt sich, wie er in diesen Strudel hineingeraten konnte. Er war schon früh dabei, 1932, wie er im Nachwort zu dem Gedichtband Die Zwillingsfähre, der 1942 erschienen war, schrieb: *Eine Vereini-*

Blick vom Stadthafen auf den Senftenberger See

Der Senftenberger Marktplatz.
Fotos: Irene Teichmann



Horst Mönnich, Portrait auf dem Umschlag seines Buches: Geboren Neunzehn-Hundert-Achtzehn, München 1993

Sammlung: Rolf Radochla

gung existierte an unserer Schule, die unter dem Vorwand, Briefmarken zu sammeln, öfters zusammenkam. Dann sprach dort ein älterer Schüler, ein Primaner, über das Neue und dass es nicht mehr lange dauern könne, dass auch wir uns dem Führer verschwören müssten, er brauche uns in diesem Kampf, der nicht mehr bald unserer Sache allein, sondern Sache des ganzen Volkes sein werde. Mein Vater wusste nichts von den Unternehmungen seiner Söhne, nein, wir durften ihm doch nicht sagen, dass wir am hellen Nachmittag in ein richtiges Lokal gingen, wo man Bier bestellen konnte und richtig rauchte.[7]

Mönnich wurde Hitlerjunge. Er organisierte mit seinem Bruder Günther Feierstunden, er schrieb für die monatliche Beilage im heimatlichen Anzeiger „Fahne und Feuer, die Welt des Pimpfen“[8] und er redigierte sie auch. Er begann – ebenso wie sein Bruder – Gedichte zu schreiben. Ihr Mentor wurde der Schriftsteller Herybert Menzel, der im nationalsozialistischen Deutschland als „Homer der SA“ galt. Er ermöglichte die Veröffentlichung der Gedichte der Zwillingsbrüder Günther[9] und Horst Mönnich. Es sind Lobgesänge auf Adolf Hitler, auf den Krieg, auf die Mutter, die Soldaten, aber auch auf die Natur, auf Städte und Flüsse.

Horst Mönnich sieht sich weder in Mein Jahrgang noch in Einreisegenehmigung als unschuldig, wenn er über jene Zeit schreibt. Allerdings bleibt er seinen Lesern manches Detail seiner Verstrickung in das Dritte Reich schuldig. Er sieht sich als Opfer und stellt die Frage, wie er dazu wurde. Seine Antwort: Er war arglos, und an seiner „Arglosigkeit“ waren *gewisse Umstände* schuld, *die zu allererst mit N. selbst zu tun hatten – der Stadt, in der er* (Er sagt hier nicht ICH. – I.T.) *aufgewachsen war und die er jetzt wiedersah. Sie war wie ein Kosmos gewesen, der ihn umschloss und in dem alles richtig war. Hatte ihn diese Kleinstadtkindheit blind gemacht? Eine Art Blindheit musste es doch gewesen sein, da er, wie er fest glaubte, auch später keine Gelegenheit gehabt hatte, irgendwelchen Zweifeln nachzuhängen, diese auszubauen oder auch nur im Traum daran zu denken, Deutschland sei nicht der Führer und der Führer sei nicht Deutschland.*[10]

Senftenberg damals – ein Hort der Arglosigkeit und der Gleichgültigkeit? Als Einwand soll hier nur dies stehen: Das Realgymnasium, das auch Horst Mönnich besuchte, trug auf Beschluss der Stadtverordnetenversammlung seit 1922 den Namen Walther Rathenau. Im gleichen Jahr versuchte sie auch gegen rechte Bestrebungen in dieser Schule anzugehen. 1931 beauftragte sie außerdem den Berliner Architekten Bruno Taut, einen anerkannten Vertreter des „Neuen Bauens“, ein Pädagogisches Forum zu bauen, von dem aber nur ein Teil (Gymnasium und Lyzeum) realisiert wurde. Der international bekannte Maler Carl Hofer, ebenfalls aus Berlin, schuf im Durchgang vom Hauptgebäude zur Aula im Sommer 1932 ein großes Fresko mit dem Titel „Abraumbrücke“. [11]

Hörst Mönnich hat das alles in seiner Erzählung Die Wanderkarte literarisch verarbeitet. Die Geschichte der Stadt allerdings, die uns ein genaues Bild jener Jahre geben könnte, muss noch geschrieben werden.

Anmerkungen und Quellen

1 Horst Mönnich: Geboren Neunzehnhundertachtzehn. Von einem Ende zum anderen. München 1993; Seite 554

2 a.a.O. Seite 533 f.

3 a.a.O. Seite 26

4 a.a.O. Seite 16

5 Horst Mönnich: Einreisegenehmigung. Ein Deutscher fährt nach Deutschland; Hamburg 1967; Seite 100

6 a.a.O. Seite 108 f.

7 Günther und Horst Mönnich: Die Zwillingsfähre Gedichte; Wolfenbüttel und Berlin 1942; Seite 83

8 a.a.O. Seite 91

9 Günther Mönnich verstarb im August 1939 bei einem Unfall.

10 Horst Mönnich: Einreisegenehmigung. a.a.O. Seite 122 f.

11 Erhard Klose: Wenn Steine reden könnten. Aus der Geschichte des Gymnasiums und der Oberschule Senftenberg. Senftenberg 2009; Seite 11 ff.

Zeugen der Bergbauzeit (1) – Eine Fahrradtour um den Großräschener See

Walter Karge, Traditionsverein Braunkohle Senftenberg

Etwa 23 Kilometer lang

Der Aufschluss des Tagebaus Meuro begann am 20. Februar 1958 mit dem Teufen des Schachtes Hörlitz. Der Tagebau war bis zum 31. Dezember 1999 in Betrieb. Eine Fläche von 34 Quadratkilometern wurde genutzt. und 332 Millionen Tonnen Braunkohle wurden gefördert, dazu mussten fast 2 000 Millionen Kubikmeter Abraum bewegt werden. Der Tagebau überbaggerte die Abbaugebiete des Oberflözes in der Raunoer Hochebene. Mit dem Abraum des Aufschlusses wurden unter anderem die Restlöcher Marga und Marie III verfüllt. Der verbleibende See wird eine Wasserfläche von über 650 Hektar haben.

Die Tour beginnt am Bahnhof Senftenberg. Dieser wurde von 1863 bis 1873 erbaut. Damit erfolgte der Anschluss der Region an die Zentren der industriellen Entwicklung Berlin, Cottbus und Dresden. Besonders wichtig war der Ausbau des Güterbahnhofs in Richtung Reppist zu einer der größten Einrichtungen dieser Art. Es wurden täglich, neben anderen Gütern über 20 000 Tonnen Braunkohlenprodukte in alle Richtungen verfrachtet. Wir unterfahren die Bahnanlagen und kommen zur ehemaligen Dampfmühle, heute ein Autohaus. Die Bezeichnung kommt aus der Anfangszeit der Braunkohle, denn zum Betrieb der Mühle kam eine Dampfmaschine zum Einsatz, für deren Befeuerung im Schacht Heinrich bei Rauno die Kohle gewonnen wurde.

Gegenüber befindet sich das Klinikum, das ehemalige Bergmannskrankenhaus, dass durch die Knappschaft gebaut und betrieben wurde. Wir fahren daran vorbei zur Eisenbahnstraße. Diese führt entlang der ehemaligen Reichsbahnstrecke nach Finsterwalde. Nach Einstellung der Strecke erfolgte die Nutzung ausschließlich durch die Brikettfabrik Meurostolln. Links in Fahrtrichtung steht die Niederlausitzhalle, eine der größten Sporthallen Deutschlands. Am Standort der ehemaligen Brikettfabrik Elisabethsglück überqueren wir die B 169. Die Brikettfabrik ist 1899 in Betrieb gegangen und nach einer Kohlenstaubverpuffung 1936 vollkommen ausgebrannt. Die Fabrik wurde nicht wieder aufgebaut. Teile der Ausrüstungen wurde nach 1945 zum Wiederaufbau demontierter Brikettfabriken genutzt. Dahinter befanden sich die Kohleverladung und das Stellwerk 24 des Tagebaus Meuro. Hier wurde die gewonnene Braunkohle in Züge verladen und zu den Veredelungsanlagen transportiert. Die Anlagen waren für eine Förderung von bis zu 60 000 Tonnen Braunkohle pro Tag ausgelegt.

Wir kommen nach Hörlitz, einem der ältesten Industriestandorte der Region. Der Ortskern des Dorfes wurde nach 1940 durch den Tagebau Marga überbaggert. Eine Stele vor dem ehemaligen Verwaltungsgebäude und das Mundloch des Schachtes Meurostolln weisen noch darauf hin. Die Fabrik wurde, wie die 1943 in Betrieb gegangene Förderbrücke, nach 1945 als Reparationsleistung demontiert. Die Fabrik ist bis 1950 mit Ausrüstungen anderer Fabriken wieder aufgebaut worden. Der 1940 aufgeschlossene Tagebau für den Abbau des Hauptflözes ist nach der Demontage der Förderbrücke 1948 aufgegeben worden. Das Baufeld wurde Bestandteil des Tagebaus Meuro.

Vom weithin sichtbaren Aussichtsturm ist das wieder nutzbar gemachte Territorium des Tagebaus Meuro sehr gut zu übersehen. Spuren des Oberflözbergbaus sind nicht mehr erkennbar. In westlicher Richtung

Tourkarte mit den etwaiger Standorten der abgebaggerten Dörfer Sauo, Rauno. Reppist und Bückgen
Karte: Rolf Radochla

Panoramablick nach Senftenberg von der Reppister Höhe
Foto: Edeltraud Radochla (2014)

ist nach 1990 der „Lausitzring“, eine moderne Rennstrecke gebaut worden. Hier wurde der Tagebau Meuro 1956 mit dem Feld Hörlitz aufgeschlossen. Eine interessante technische Landmarke, der Schaufelradbagger 1473 SRs 1500, ist sichtbar. Das Gerät war über 35 Jahre zur Abraumgewinnung eingesetzt. Unübersehbar die im ehemaligen Abbaufeld aufgestellten Fotovoltaikanlagen mit einer Gesamtleistung von etwa 150 Megawatt. Diese etntspricht so der des ehemaligen Grubenkraftwerkes Brieske. Die rekultivierten Flächen des Tagebaus zwischen Meuro, Freienhufen und Großräschen vermitteln einen Eindruck über die dafür erforderlichen Aufwendungen. Die Flächen sind nach den Vorgaben der Landesplanung bis 1990 hergestellt worden. Vorrang hatten Flächen für die landwirtschaftliche Nutzung. Im Abraum standen kulturfreundliche Bodenarten wie Geschiebemergel und Tone an, die bei der Gewinnung ausgehalten wurden, um sie später auf den Kippen als kulturfähige Schicht aufzutragen. Damit konnten für die Lausitz überdurchschnittliche Bodenwerte erzeugt werden.

Wir verlassen den Ort in Richtung Schipkau, überqueren die Brücke über die ehemaligen Gleisanlagen des Tagebaus und biegen rechts ab zum Lausitzring. Links sind die Reste der

Anlagen des Schachtes Hörlitz erkennbar. Bei der Weiterfahrt in Richtung Meuro ist ein Abstecher zur Rennstrecke und zum SRs 1500 lohnenswert. Das Gerät wurde wie viele andere Tagebaugeräte im naheliegenden Lauchhammer gebaut. Das Gerät steht unweit der ehemaligen Ortslage Sauo und des 1960 aufgefahrenen Entwässerungsschachtes Sauo. Die bereits um 1474 erwähnte Gemeinde ist 1971 überbaggert worden. Etwa 700 Einwohner sind überwiegend nach Senftenberg verzogen. Für die Bezeichnung des Ortes kommt die Sau in Betracht, denn sie ist im Siegel des Ortes seit 1738 sichtbar. Andere leiten den Ortsnamen von „Sowa“ aus der sorbischen Bezeichnung für Eule, ab.

Nach Querung der Straße vor dem Ortseingang Meuro führt der Radweg durch den Ort in Richtung Freienhufen. Der Radweg verläuft parallel zur Hauptstraße in Richtung Großräschen. Freienhufen bestand vor dem Bergbau aus einigen Bauernhöfen. Gewachsen ist er mit der Einrichtung der Tagebaue, Brikettfabriken und Kraftwerke „Renate“ und „Eva“ in den Jahren 1897 und 1901 durch die Ilse-Bergbau-AG. Bereits 1920 wurden die Kraftwerke durch ein modernes Hochdruckkraftwerk ersetzt. Diese Betriebe sind nach 1945 als Reparationen demontiert und in die Sowjetunion verbracht worden. Der Wiederaufbau und die Inbetriebnahme erfolgte mit Sonne I 1954, mit Sonne II und dem Kraftwerk 1961. Die Anlagen sind von 1990 bis 1999 stufenweise außer Betrieb genommen und abgerissen worden. Das Kraftwerk ist auf andere Energieträger umgestellt worden und mit verringerter Leistung am Netz.

Wir verlassen den Radweg und fahren auf der Bergmannsstraße am Kraftwerk vorbei zur Tagebaukante. Bevor wir die Ortsumgehung in Höhe der ehemaligen Verwaltungsgebäude des Industriekomplexes mit dem interessanten Uhrenturm überqueren, gelangen wir zum Birkenhain. Diese Straße führt am Steilufer des Sees entlang zum Wohngebiet „Almahütte“, den IBA-Terrassen und dem Aussichtspunkt Viktoriahöhe. Von hier hat man gute Sicht über das gesamte Abbaufeld. In östlicher Richtung ist das Kraftwerk Schwarze Pumpe erkennbar. Zur Sicherung der Uferböschungen waren umfangreiche und aufwendige Sicherungsarbeiten erforderlich. Die Flutung des Sees erfolgt durch den Wiederanstieg des Grundwassers und die Zuführung von Frischwasser, hier endet unter anderem die Flutungsleitung aus Spree und Neiße. In den Gebäuden der Terrassen werden interessante Ausstellungen über die Region und ihre Entwicklung gezeigt. Hier begann um 1840 mit der

Tagebaugerät SRs 1500, aufgenommen vom Hörlitzer Aussichtsturm

Rennstrecke Eurospeedway - Lausitzring

Gewerbestandort „Sonne“ in Freienhufen, links: Waschkaue der ehemaligen Grube „Renate“

Fotos: Rolf Radochla

Allee der Steine

IBA-Terrassen

Seehotel Gropßräschen
Fotos: Edeltraud Radochla

Nutzung der in der Raunoer Hochebene anstehenden Sande und Tone zur Herstellung von Glas und gebrannten Ziegeln die Industriealisierung der Region. In Großräschen-Süd befand sich die Hauptverwaltung der Ilse-Bergbau-AG des größten und erfolgreichsten Unternehmens der Lausitz. Neben den Produkten aus Braunkohle waren die gelb und rot gebrannten Ziegel des Unternehmens ein Markenzeichen. Mit den roten bekam unter anderem das „Rote Rathaus“ in Berlin seine Fassade. Die Anlagen, Verwaltungsgebäude, Villen und Wohnunterkünfte sind bis 1990 abgerissen und in den folgenden Jahren durch den Tagebau Meuro überbaggert worden. Es mussten etwa 2 700 Einwohner umgesiedelt werden. Die hier stehenden Brikettfabriken „Tatkraft“, von 1880 bis 1972, „Aufstieg“ von 1880 bis 1963 und „Viktoria“ von 1892 bis 17. März 1945, befanden sich ebenfalls im Abbaufeld des Tagebaus. Das an der Seestraße liegende ehemalige Ledigenheim, heute das Seehotel, das als Sitz der IBA genutzte Beamtenhaus und die folgende Direktorenvilla sind Zeugen der damaligen Architektur.

Auf der Seestraße fahren wir in Richtung Stadtmitte. Ein Abstecher zum neugestalteten Markt lohnt sich. Dazu geht die Fahrt über den Kreisverkehr vorbei an der Allee der Steine, einem Projekt des Landschaftsplaners Rippel und des Architekten Joswig, das mit ABM-Kräften in zwei Jahren durch den Bergbau errichtet wurde. Interessant sind noch die Gebäude des ehemaligen Instituts für Grobkeramik, das nach 1990 ebenfalls abgewickelt wurde.

Wer die Rundfahrt ohne den Abstecher zur Stadtmitte fortführt, verlässt die Seestraße am Kreisverkehr und fährt vor dem Bahnübergang auf dem Wirtschaftsweg rechts ab in Richtung Sedlitz. Im Abbaugebiet befanden sich neben der Ortslage Industriebetriebe, Bahnanlagen und so weiter, die ebenfalls dem Tagebau weichen mussten. Die Brikettfabrik „Anna Mathilde“ war von 1901 bis 1945 in Betrieb. Sie wurde ebenfalls als Reparation demontiert. Die Werkstattgebäude sind bis zur Überbaggerung unter anderem als Lehrwerkstätten für die Kohlebetriebe genutzt worden. Mit der Überbaggerung 1976 ist die Ausbildungsstätte nach Brieske verlegt worden. Die Bahnanlagen sind für den Abtransport der Braunkohleprodukte aus dem Industriekomplex „Sonne“ erforderlich gewesen. Es sind täglich bis zu 10 000 Tonnen Briketts, Siebkohle und Staub verfrachtet worden. Wir erkennen die Kalksilos der Grubenwasserreinigungsanlage. Hier sind die gehobenen Grubenwässer, bis zu 130 m^3/s, aufbereitet worden, um sie in die Vorflut ableiten zu können. Dazu musste der Eisenge-

halt und der Säuregrad erheblich verringert und neutralisiert werden. An einem Funktionsbild wird die Arbeitsweise der Anlage dargestellt. Wir kommen auf den Weg Dörrwalde–Sedlitz. Rechts, in Richtung Sedlitz quert man nach wenigen Metern den Kanal zwischen dem Sedlitzer und Großräschener See. Auskunft über das Bauwerk, seine Bedeutung und weitere Verbindungen gibt eine Informationstafel.

Wird nach links in Richtung Dörrwalde abgebogen, erhält man den Anschluss an eine Tour in Richtung Greifenhainer und Gräbendorfer See, Vetschau und Burg (Spreewald).

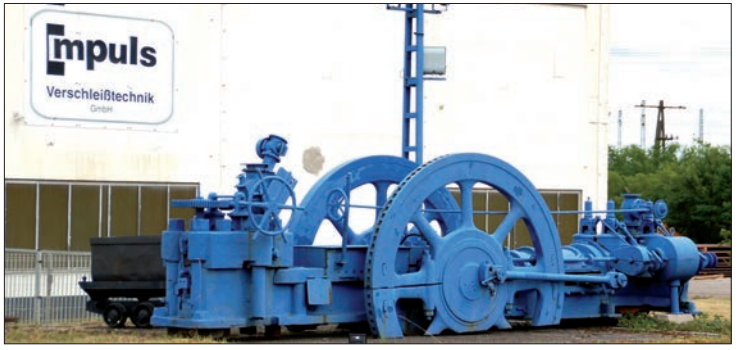
Der Radweg führt an Sedlitz vorbei, wer einen Abstecher in den Ort unternehmen will, überquert die Bahnanlagen und die Bundesstraße über die Brücke.

In Richtung Senftenberg führt die Fahrt zwischen dem Seeufer und den Anlagen der Bahn entlang. Dort befindet sich im Abbaugebiet rechts ein höher gelegter Aussichtspunkt, der von hier gut zu erreichen ist. An dieser Stelle befand sich Reppist. Das Dorf war seit 1860 intensiv vom Bergbau geprägt. Es musste 1984/85 mit etwa 1 000 Einwohnern und den in der Nähe befindlichen Brikettfabriken „Matador“, in Betrieb von 1880 bis 1953, und „Clara Zetkin“ I und II, in Betrieb von 1886/90 bis 1967, dem Tagebau weichen. Der Weg unterquert die Umgehungsstraße und führt auf die Spremberger Straße zum Klinikum und zum Ausgangspunkt zurück.

Hinter dem Umspannwerk am Anfang der Spremberger Straße befand sich im Abbaufeld die 1871 in Betrieb genommene älteste Brikettfabrik der Lausitz, die Fabrik „Morgenrot“. Die bis zum 19. Mai 1986 über 110 Jahren in Betrieb war. Das Umspannwerk, die Werkstattgebäude und kleineren Bauten waren Einrichtungen des Bergbaus, die von anderen Nutzern übernommen wurden. Eine Brikettpresse erinnert an die bergbauliche Nutzung. Links der Straße kennzeichnen noch einige Häuser den Standort der Brikettfabrik „Impuls“. Die Brikettfabrik und eine Glashütte gingen 1882 in Betrieb. Die Glashütte wurde 1945 zerstört, hier befand sich ein Stützpunkt des Volkssturms, der bei einem Angriff gezielt liquidiert wurde. Die Brikettfabrik brannte nach einer Kohlenstaubverpuffung im Juli 1978 ab. Einige Beschäftigte wurden dabei tödlich verletzt. Aufgrund der umfassenden Schäden erfolgte kein Wiederaufbau. Die Brikettfabriken in diesem Bereich waren museale Anlagen aus dem vorigen Jahrhundert. Mit dem Erreichen der Calauer Straße und dem Krankenhaus endet die Tour.

Demonstration an der Grubenwasserreinigungsanlage

Der Ilsekanal – noch im ungefluteten Zustand, Juni 2014



Historische Technik am früheren Standort der Brikettfabrik Impuls
Fotos: Edeltraud Radochla

Impression vom Elsterarm bei Schwarzheide; Fotos: Torsten Richter

Blick auf die kanalisierte Elster am Senftenberger Tierpark

Die vergessenen Arme der Schwarzen Elster

Zwischen Senftenberg und Lauchhammer haben sich mehrere Flussrelikte erhalten

Torsten Richter

Wer heutzutage einen Blick auf die Schwarze Elster zwischen Senftenberg und Elsterwerda wirft, dürfte sich dabei gar nicht sicher sein, ob es sich um einen Fluss oder um einen Kanal handelt. Denn das Wasser fließt schnurstracks durch das Lausitzer Urstromtal gen Westen. Nur selten gibt es mal eine Biegung. Und ein mäandrierender Flusslauf ist zumindest in diesem rund 30 Kilometer langen Abschnitt überhaupt nicht zu finden.

Auch die unmittelbare Umgebung der Elster bietet kaum landschaftliche Höhepunkte. Meist reichen die Acker- und Grünlandflächen bis direkt an die Hochwasserdeiche heran. Bei Niemtsch und Biehlen haben sich zumindest Reste des uralten Auwaldes erhalten, der einst die Flussufer prägte. Doch hier und da gibt es sie noch, die verborgenen Schätze. Nämlich die Reste alter, längst abgeschnittener Flussarme. Meist befinden sie sich direkt auf beziehungsweise ganz in der Nähe landwirtschaftlicher Nutzflächen. Naturfreunde müssen schon direkt an diese Senken herantreten, um zu erkennen, welche Juwele sich dort verbergen. Denn in den meisten Fällen handelt es sich um artenreiche Kleinbiotope in der ansonsten ausgeräumten Agrarlandschaft.

Am Nordrand von Ruhland hat sich ein solcher Altarm erhalten. Er befindet sich unmittelbar westlich der früheren Zollhaus-Gaststätte, die seit mehreren Jahren ein trauriges Dasein fristet. Eine langgezogene Baumgruppe markiert den Verlauf des früheren Elsterfließes. Wer in dieses hineinsteigt, sollte zuvor in die Gummistiefel schlüpfen, denn es könnte durchaus feucht werden. Manchmal bildet sich auch ein kleiner Teich, der allerdings weder einen Zu- noch einen Abfluss besitzt. Das Gewässer speist sich vor allem aus Niederschlags- und wahrscheinlich auch aus Grundwasser.

Die Vegetation am Alt-Elster-Arm kann sich für Lausitzer Verhältnisse durchaus sehen lassen. Ein Eschen-Traubenkirschen-Wald, durchsetzt mit zahlreichen weiteren Gehölzarten, bietet der dortigen Tierwelt ausreichend Nahrung und Deckung. Im Jahr 1984

nahmen die Mitglieder der Ruhlander Fachgruppe für Natur und Umwelt des Kulturbundes das Flussrelikt genauer unter die Lupe. Fast 50 Vogelpartner wurden nachgewiesen, darunter solch seltene Tiere wie Pirol, Heckenbraunelle, Rebhuhn und Fasan. Im Jahr 2001 wurde ein 0,27 Hektar großes Gebiet in der insgesamt etwa anderthalb Hektar umfassenden Fläche als geschützter Landschaftsbestandteil unter staatlichen Schutz gestellt. Ein entsprechendes Schild ist am Nordrand des Areals zu finden.

Der Altarm war früher wesentlich länger. Er setzte sich in östlicher Richtung fort. Allerdings wurde dieses Gelände während der DDR-Zeit verfüllt und landwirtschaftlich genutzt. Übrig geblieben sind lediglich eine Trauerweide sowie eine Eiche, die an der Straße namens Elsterbogen wachsen.

Ein weiterer Altarm der Schwarzen Elster erstreckt sich südlich von Schwarzheide unweit des Honda-Autohauses an der B 169. Alte Eichen künden vom einstigen Flusslauf in Sichtweite der Autobahn A 13 Berlin–Dresden. Der mäandrierende Verlauf mit seinen Kurven und Windungen ist deutlich erkennbar. Hier und da befinden sich Wasserlachen.

Einen weiteren früheren Elsterlauf vermuten Heimatforscher im Schlosspark Lauchhammer-West (ehemals Mückenberg). Hier und da sind entsprechende Senken zu sehen. Laut alten Karten floss früher die Elster direkt an Mückenberg vorbei. Darüber hinaus könnte sich südlich von Bärhaus noch ein alter Flusslauf befinden. Wer den asphaltierten Radweg von Bärhaus nach Frauendorf entlangfährt, durchquert gleich hinter der Siedlung eine Senke mit alten Eichen.

Übrigens soll es sich beim Namen „Bärhaus“ um eine Fehlbezeichnung handeln. Denn früher hieß die Ansiedlung „Fährhäuser“. Noch vor rund 170 Jahren wurden die Elsterarme mit Kähnen überquert. Später habe ein Bewohner des Ortes den Namen „Bär“ getragen, und so hieß die Siedlung fortan „Bärhaus“.

Warum aber fielen die Flussarme der Schwarzen Elster trocken? Ursache ist die große Regulierung des Stromes in den Jahren von 1852 bis 1864. Denn zuvor sah das Gebiet dem Spreewald sehr ähnlich. Immer wieder nahmen Hochwässer den Bewohnern die Ernten. Zudem flossen die überschüssigen Wassermassen nur sehr langsam ab. Beim Überqueren der Fließe kamen nicht wenige Leute ums Leben. Nicht zuletzt galt die Schwarze Elster als idealer Lebensraum für Mücken, die den Bewohnern im Sommer mächtig zu schaffen machten. So erfolgte eine weitgehende Begradigung des Flusses.

Der frühere Elsterarm am Nordrand von Ruhland
Foto: Torsten Richter

Die Altarme wurden abgehangen und teilweise schon im 19. Jahrhundert verfüllt. Flussläufe, die diese Zeit überstanden, erfuhren während der Zeit großflächigen Meliorationen in der DDR ihr Ende. Nur ganz wenige Fließe konnten sich bis in die Gegenwart erhalten.

Wer wissen möchte, wie es vor der Flussregulierung an der Elster zwischen Senftenberg und Lauchhammer ausgesehen haben könnte, dem sei ein Ausflug in den Kleinen Spreewald nahe des Städtchens Wahrenbrück im Elbe-Elster-Land empfohlen. Ein weitverzweigtes Netz von Wasserstra-

Freundlich Auskunft über den Gegenstand gaben:

Dietrich Hanspach, Schwarzheide, am 22. Februar 2014

Reinhard Kißro, Ortrand, am 2. November 2012

Dieter Lehmann, Senftenberg, am 7. Januar 2014

ßen, umgeben von herrlichem Laubwald, kennzeichnet diese Idylle. Und das Beste daran ist: Es werden auch Kahnfahrten durch diese blau-grüne Oase angeboten. Vor 170 Jahren wäre dies auch auf der Schwarzen Elster bei Ruhland möglich gewesen.

Die einstige Wildnis lässt sich auch bei Schwarzheide nachverfolgen. Denn am südlichen Stadtrand zwischen der Wiesenstraße und der Ringstraße erstreckt sich ein schier undurchdringliches Grauweidengebüsch, wie es für die Elsterfließe einst typisch war. Das Gebiet lässt sich heute relativ bequem durchwandern. Der entsprechende Pfad trägt auch die passende Bezeichnung: Safariweg.

Quellen

Bornschein, Otto: Heimatkunde des Kreises Liebenwerda, Liebenwerda 1907

Hanspach, Dietrich/Grundmann, Luise: Der Schraden – Eine landeskundliche Bestandsaufnahme im Raum Elsterwerda, Lauchhammer, Hirschfeld und Ortrand, aus der Reihe: Landschaften in Deutschland – Werte der deutschen Heimat (Band 63), Böhlau-Verlag, Köln, Weimar, Wien 2001

Hempel, Werner: Beiträge zur Flora des Gebietes der Schwarzen Elster, Sonderdruck aus Berichten der Arbeitsgemeinschaft Sächsischer Botaniker, Neue Folge II, Dresden 1960

Liebscher, Bruno: Das Oberlausitzer Tiefland, Abhandlung der Naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz, Band 24, Görlitz 1904

Scholz, E.: Heimatbuch des Kreises Hoyerswerda, Bad Liebenwerda 1925

In den Starkasten geschaut

Klaus Hirsch

Als Hobbymeteorologe und Naturfilmer habe ich täglich mit der Natur zu tun. Auf der Suche nach neuen Motiven entstand 2010 die Idee, eine Infrarotkamera in einen Starkasten einzubauen. Mit Hilfe der Funktechnik sollte das Geschehen im Inneren des Kastens rund um die Uhr auf einem Bildschirm in meinem Wohnhaus sichtbar werden. Die Idee wurde mit mehreren Nistkästen in einer Tanne vor dem Haus umgesetzt.

Die Nistkästen für die Stare hatte ich selbst gebaut. Sie mussten etwas länger als gewöhnlich sein, damit von der Kamera die nötige Tiefenschärfe erreicht werden konnte. Die Kamera ist übrigens mit Halterung und Antenne sechs Zentimeter lang und drei Zentimeter im Durchmesser. Sie wird im Inneren des Nistkastens am Dach angeschraubt und überträgt Tag und Nacht Bilder in Farbe (soweit es nachts geht) und mit Ton.

Meine „Filmakteure“ waren am Anfang recht skeptisch. Sie kamen im Februar an und schauten sich im März den Nistkasten an. Auch für mich war alles Neuland, dass ich nun das Leben im Nistkasten mit verfolgen konnte.

Bald bauten beide Vögel ihr Nest. Es kam vor, dass „sie“ ein Nestbaustück anschleppte und „er“ im nächsten Moment dasselbe wieder „als unbrauchbar“ aus dem Kasten warf. Stare bauen ein liederliches Nest, überwiegend aus Schilfmaterialien. Im Kasten werden die Halme, Gräser und auch längere Federn „eingestrampelt“ und mit dem Schnabel „geschreddert“.

Etwa ab dem 10. April legte Frau Star täglich ein Ei, bis es insgesamt sechs waren. Auch das Sozialverhalten zwischen dem männlichen und dem weiblichen Star war spannend. Der „Liebesakt“ dauerte nur drei Sekunden. Manchmal brachte Herr Star eine Blüte mit, die er im Kasten ablegte.

Am Brutgeschäft beteiligten sich beide Vögel. Nach elf bis dreizehn Tagen waren fünf Jungvögel geschlüpft

und wurden regelmäßig von beiden Altvögel gefüttert. Die Altvögel nahmen den Kot der Jungvögel mit und ließen ihn nach wenigen Flugmetern fallen. Die Nestlingszeit dauerte etwa drei Wochen. Um den 20. Mai herum sind sie dann ausgeflogen.

Natürlich blieb der Öffentlichkeit nicht verborgen, was ich für ein Projekt betrieb. Zeitungsredakteure und Reporterteams mehrerer Fernsehsender kamen und schrieben darüber beziehungsweise filmten stundenlang für wenige Minuten Sendung. Ich hielt aber auch Vorträge in Schulen und Kindergärten oder beim Naturschutzbund Deutschland (NABU).

Aber wo Licht ist, gab es auch Schatten. 2010 wurde die zweite Brut der Stare samt Altvogel von einem Baummarder gefressen. Da es in der Nacht passierte, habe ich es nicht aufgenommen. 2011 hackten die Stare so lange gegen die Kamera, bis sie verstellt war und kein richtiges Bild mehr ankam. 2012 wurde eine Kamera mehrfach durch Vogelkot verschmutzt, sodass ich jedes Mal für Reinigungsarbeiten sechs Meter hoch in die Tanne steigen musste. 2013 kam es durch Marderfraß dazu, dass eine Kamera Totalschaden erlitt.

Außerdem gab es auch unter den Staren Revierkämpfe, die ich aufgezeichnet habe. Dort ging es mehrere Tage um zwei Kästen, die zu dicht beieinander hingen. Nachdem ich einen entfernt hatte, entbrannte jedoch der Kampf noch brutaler. 40 Minuten ging es „auf Leben und Tod“ in dem verbliebenen Kasten weiter. Die Vögel setzten ihre spitzen Schnäbel und die Krallen dazu ein, in Augen und Kehlen des Gegners zu hacken oder ihn anderweitig zu verletzen. Ein Vogel blieb dann scheinbar tot liegen, flog dann allerdings, wahrscheinlich verletzt, weg. Auf einer Zusammenkunft von Hobbymeteorologen und Naturfreunden habe ich diesen Film vorgeführt. Die Anwesenden waren entsetzt, besonders über das „Kriegsgeschrei“ des Siegers.

Auch 2014 wurde der Starkasten wieder mit der Kamera bestückt und „scharf gemacht“. Fünf Eier lagen beim Nest und „Frau Star“ brütete. Viele Besucher kommen zu mir und staunen, wie es so innerhalb der vier Starkastenwände zugeht. 2015 ist ebenfalls geplant, einen Arbeitsfilm über das Brutverhalten der Stare herzustellen. Ich hoffe, dass alles gut geht.

oben
Moderatorin Madeleine Wehle kommt nach Koschen, um einen Fernsehbeitrag über die Stare zu produzieren

unten und Foto auf Seite 134
Stare bei Klaus Hirsch in voller Aktion

Fotos: Klaus Hirsch

Touristische Attraktion:

Modellpark Brieske/Marga

Joachim Pendziwiater

Wer die Hauptstraße in Brieske/Marga an der originalen Elektrolokomotive aus dem Bergbau verlässt, erreicht nach einigen Schritten die Miniaturwelt eines Modellparks, dem ersten im Land Brandenburg.

Erdacht, erbaut und betrieben wird er von Matthias Philipp. Auf etwa 2 500 Quadratmetern kann der Besucher Modelle von sehr Detail getreu nachgebildete Sehenswürdigkeiten der näheren und weiteren Umgebung im Maßstab 1:25 bestaunen. In den Modellgruppen können insgesamt 40 Objekte bewegt werden.

Vom Briesker Markt mit seinen repräsentativen Gebäuden, über den Spreewald mit der legendären Spreewaldbahn bis zum Berliner Fernsehturm auf dem Alexanderplatz kann der Besucher vieles sehen.

Natürlich darf der Senftenberger See, mit vielen Details und Besonderheiten, nicht fehlen – ebenso der Lausitzring. Der Bergbau ist mit einem Tagebau und seinen Großgeräten und dem weiteren Weg der Braunkohle zur Brikettfabrik dargestellt.

Ein Besuch lohnt sich für Kinder, aber auch für Erwachsene.

oben:
Modelparkansicht

Mitte rechts:
Marktplatz von Brieske/
Marga

unten rechts:
Schloss Senftenberg

unten links:
eine Brikettfabrik mit
Hochbunker

Fotos: Rolf Radochla

Gangster, Gauner und Ganoven

Gerhard Hartnick

Über Einbrecher und Räuber bis hin zu bewaffneten Gangstern, die zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts in Klettwitz und Umgebung ihr Unwesen trieben, wurde des Öfteren in der Tageszeitung „Senftenberger Anzeiger“ berichtet.

Einbrüche: In der Nacht zum 27. Februar 1914 statteten Einbrecher dem Ort Klettwitz einen Besuch ab. Eingebrochen wurde im Schreibwaren- und Bücherladen von N. Kliemann und in der Fleischerei K. Rietze sowie in Herrnmühle bei W. Missalla (Gastwirtschaft). Da sich nur einige Mark in den Kassen befanden, war die Beute gering. Die verschlossene Kasse des Herrn Kliemann wurde gewaltsam geöffnet und total demoliert. Man vermutet in den Einbrechern Neulinge, aber mit dem Ort Klettwitz vertraute Leute. Seltsamerweise sind die beim Fleischermeister Rietze gestohlenen Würste zum Teil wieder gefunden worden. Daraus könnte man schlussfolgern, dass sie den Gaunern nicht geschmeckt haben, was aber kaum vorstellbar ist bei den vielen leckeren Wurst- und Fleischwaren, die es noch heute in der Fleischerei von Uwe Rietze, einem Nachkommen des damaligen Fleischermeisters, zu kaufen gibt.

Eine Räuberhöhle entdeckt: Am Sonntag, den 2. Juli 1922, sah ein Arbeiter beim Beerensuchen im Wald in der Nähe des Montanwerkes Costebrauer Straße in Klettwitz einen mit Kirschen gefüllten Rucksack an einem Baum stehen. Als er einen Moment den Rucksack aus den Augen ließ, war dieser plötzlich verschwunden. Der Arbeiter konnte sich nicht erklären, wo er geblieben war. Er ging zurück zur Kaserne bei Burde und holte die dort anwesenden Arbeiter zu Hilfe. Gemeinsam suchten sie nun das Dickicht ab und stießen auf eine gut eingerichtete Räuberhöhle für etwa drei Personen. Es wurden darin Rehfelle, Uhren, Fahrradteile, Wäschestücke, unter anderem auch Damenhemden, und ein ausgewachsener Schäferhund gefunden. Dieser hatte bei der Annäherung der Leute durch sein lautes Knurren den Standort der Hütte verraten. Die Arbeiter nahmen den Hund mit zum Landjäger Gerstadt (Ortspolizist), der ihn später seinem Eigentümer, dem Landwirt Braschick aus Schipkau, zurückgab. Als der Landjäger mit handfesten Hilfspersonen an der Hütte erschien, war das Räubernest leer. Der Aufenthaltsort der Bande konnte nicht festgestellt werden. Die in letzter Zeit in dieser Umgebung verübten Einbrüche ließen jedoch darauf schließen, dass sie von dieser Bande begangen wurden, denn es ist dieselbe Spur wie bei einem Einbruch beim Gastwirt Noack festgestellt worden. Die Hütte war mit sämtlichem Zubehör, wie Einbruchswerkzeugen und geraubten Gegenständen ausgestattet. Am Abend fand man einen Zettel an der Hütte mit dem Verzeichnis der Gegenstände, die der Landjäger beschlagnahmt hatte. Dem Landjäger wurde ein Ultimatum gestellt, diese Gegenstände innerhalb von 24 Stunden zurückzubringen, andernfalls würde es sein Leben kosten. Wie dieses Kräftemessen zwischen den Räubern und der Polizei ausgegangen ist, wurde nicht überliefert.

Bekannt ist jedoch, dass Herr Gerstadt mit Wirkung vom 1. April 1923 erneut als „Landjäger zu Fuß“ planmäßig in Klettwitz angestellt wurde.

Polizeierfolg: Klettwitz, den 4. Dezember 1923. Gestern gelang es der Polizei nach vielen Bemühungen, den steckbrieflich gesuchten mit elf Jahren Zuchthaus bestraften Fritz Domel aus Sallgast in einem Keller der Siedlung

Heye (heute Karl-Marx-Siedlung) in Annahütte zu stellen und ihn nebst seinem Komplizen Fritz Liebetanz aus Poley festzunehmen. Domel war aus dem Gerichtsgefängnis in Hoyerswerda entwichen. Beide hatten sich verborgen gehalten und sich durch Diebstähle ernährt. Zu der Festnahme waren alle möglichen Vorkehrungen getroffen worden, nachdem der Schlupfwinkel der beiden Verbrecher bekannt wurde. Da Domel jeden ihn stellenden Polizeibeamten ohne weiteres niederschießen würde, waren sämtliche Ausgänge durch mit Pistolen und Karabinern bewaffnete Beamte abgesperrt worden. Glücklicherweise kam es nicht, wie befürchtet worden war, zu einem Feuergefecht mit der Polizei. Nachdem Domel und Liebetanz nun eingesehen hatten, dass ein Entweichen unmöglich war, warfen sie ihre Waffen in den Abort und kamen mit erhobenen Händen aus ihrem Versteck hervor. Sie hatten ihr Unwesen auch in der Spremberger und Merseburger Gegend getrieben. Es wurde bei ihnen ihr Handwerkszeug, unter anderem 16 Dietriche, gefunden, und man beschlagnahmte außerdem zwei Fahrräder, deren Eigentümer unbekannt blieben. Domel will ein Fahrrad in Lauchhammer gestohlen und Liebetanz das andere in Meuro gefunden haben. Die Besitzer der Fahrräder wurden ersucht, sich im Amtsbüro in Klettwitz zu melden …

Das sind unse Mannsn

Mundartliches

Paul Mudrick

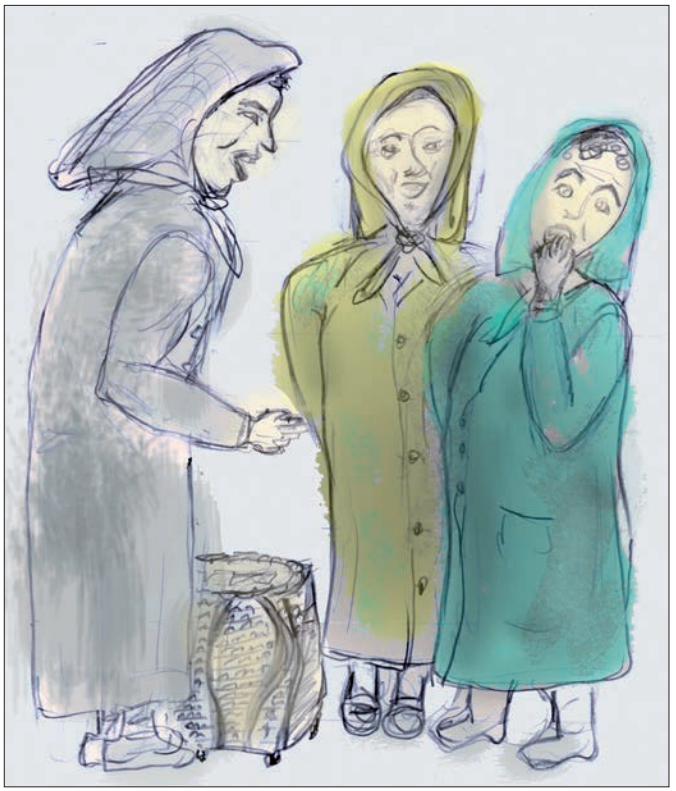
Du kannst da goarnich denken, Anne, was ich mit unse Mannsn fier Droasch oabe. Unsa Mann is doch nu ooch schunn bei Joahren, so um die Drehe von fuffzich, aba das is noch genau son Stiefel wie frieher. Gleich frieh gehts mitn Aerger los, wenna aus Bette kriecht. Zuerscht werd die Feife anekokelt – die hängt am ieberaupt den Tack in die Gusche. Und denkste, dea trinkt frieh Kaffeh? Keene Spur. Fier den muß ich Mehlsuppe machen. Er meent, der Kaffeh is nich esund och zu teier und denn kummta ausn Ausland. Die Leite frieher ätten ooch keen Kaffeh etrunken. Und son Kuppchin scheen Bohnkaffeh is doch was gudis, nich woahr? Ich soage am imma, daß der Tubbak doch ooch aus Ausland kimmt, aba doa atta joa recht, wenna meent, seina, den er roocht, nich. Das is aber ooch ne Marke: Brombeerblätta, Rosenblätta, bißchen Fefferminz dazwischen und wer wees was noch fier Kreitich. Sunntack roochta ja denn Ribbmtubbak, doa riecht man wenigstens, daß Sunntak is. Na ieberaupt Sunntack, doa is ja unsa Mann nu ganz vadreht. Wenna sich Sunnoabend oabend ‘n reenes Emde anzieht, denn muß ich am das Alsbindchin und die Aermel zu neehn, zukneppm tuta se nich. Wenna denn in Kirche geht, puppt err sich an wien alda Mann. Kroagen machta nich um, ooch Schnierschuhe ziehta nich an. Der treckt sich zu sein schwarzen Rock die alblangen Stiebel an, und das sieht doch nich scheene aus, wemman an die Osenbeene sieht, wie lang die Stibel sin. Um Als wirgt eer sich ‘n schwarzis Knipptuch und denn gehta los wie der alde Bulka. Aber ticksch werd eer, wemman was soagt. Er meent imma, die Pauern missn am Alden festalden. Sunntack wenn a noachn Mittackbrot ne Weile gedrimmeit at, denn krickta raus uff Feld; sehn wie allis steht; und doabei atta doch Sunnoabend erscht draußen uff Feld rumefuhrwerkt.

Doa muß ich da nu moal azähln, wie sich die Männa ändern, wenn se vaeiroat sin: Wie unsa Mann und ich noch freileddich woarn, sind ma moal een Sunntack uff Feld egangn – wir woarn schunn Brautleite – . Bei uns uff Grobbla steht doch ne alde Ebbruschka und eene dicke Wurzel geht von se ieba de Reene. Wie ma nu doa lang gungn,

bin ich ieba die Wurzel estolpert und uff de Knie'e efalln.

Du ättist moal sehn solln, wie unsa-Christel doa besorgt woar als Breitchin! Er kloppte ma de Schirze reene, sprung um ma rum wie närsch und froachte eengoal, ob ich ma nich eschloagen ätte. Letztins gungn ma ooch moal wieda die Reene lang und ich stolpre doch wieda ieba die dämlige Wurzel! Was meenste woll, was unsa Mann doa soachte?! „Eeb doch deine Knochen und loatsche nich wie in Troome!" Ja, ja, so ändan sich die Zeiten! Zause oaba ich ooch viel Aerger mit am. Allis werd durchekobert, wenn ich nich zuschließe. Oabend sitzt eer bis wer wees wenn und verbrennt 'n Aufn Licht. Doa muß die Zeitung von vorne bis intn durchelesn wern, och noch andre Schwoarten liesta. Jetzt atta doch son poar Veegelbiecha wu uffegoabelt; gewiß von 'n Kanta und die studiert eer nu. Er kennt aba ooch allies was draußen rumkriecht und rumflieht; ich wees das allis nich. Unsa soacht ooch imma: Du bist aba dumm, Frau!

Willem is nu nich so, der is mea fier das Neie. Der woar doch in Schule so schlau. Ich wullde joa, daßa Lehrer wärn sullde, oder so was. Doa braucha sich nich so abrackern wien Pauer. Aber unsa Mann at eschimpft. Willem muß Paua wärn soachta. Een Oabend moal, atta uns ausnandaesetzt, daß Paua sein



Aus früherer Zeit – nachbarschaftlicher Austausch von Neuigkeiten auf dem Dorfe

Zeichnung: Rolf Radochla

das scheenste is, at keen ieba sich, bloßn lieben Gott, keena at am was zu soagen. Willem wullde sich vermaulieren, aba ich soachte, er soll nich picken. Den neien Kroam at woll Unsa aus de Zeitung. Mein jeh! Ich vastehe ja doavon nischt, ich oabe edacht: macka!

Wir sinn doch ooch Erbhof eworrn und doa muß Willem woll Zause bleibm. Aba der Bengel at ooch bloß Schwietn im Kopp. Jeden Sunntack issa uff Tour. Der is sehre inter die Mächins her. Wer wees mit was fier eene eer jetzt wieda kriecht. Noa, 's is joa oochn ganz stoatscher Kerl eworrn. Bissl viel in Schänke gehta ooch, bleibt imma wer wees wie lange und frieh liegta denn gerne und purreit sich goarnich. Unsa Mann schkirlt wegen den was zurechte und ich kriege denn imma meine Undslosen. Er soacht am aba nischt.

Joa, Joa, man at schunn sein Kreiz mit de Männa.

Anmerkung

Nebenstehender Text wurde von der Autorin und dem Mitglied der „Kippensand"-Redaktion Carmen Schulze aus Großräschen in einer Ausgabe der Beilage „Aus der Heimat – Für die Heimat" des „Senftenberger Anzeigers" entdeckt. Leider ist es uns nicht gelungen, Näheres über den Autor Paul Mudrick zu erfahren. Geschrieben hat Mudrick den Text wahrscheinlich in der Mitte der 1930er Jahre, wovon die Anspielung auf den „Erbhof"zeugt. Sollten Sie, liebe Leserin, lieber Leser, uns mit informationen zu Paul Mudrick helfen können, bitten wir um Zuschrift an den Verlag postalisch: Radochla Verlag Ruben, Rubener Dorfstr. 49a, 03096 Werben; oder per e-Mail: kontakt@radochlaverlag.de.

In „Kippensand" soll auch künftig jedes Jahr eine Mundartgeschichte enthalten sein. Wir bitten Sie um Ihre Vorschläge oder ‚wenn Sie eine solche besitzen, um eventuelle Zusendung.

Nachweis der Bildautoren und Bildsammlungen

Archiv Stadt Senftenberg 61
Bigalke, Waltraud 104
Bigalke, Waltraud 99
Georgi, Günter 59
Gork, Bernd 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14,
..... 15, 16, 17, 114, 116
Hirsch, Klaus 128, 129
Hörenz, Hans 18, 19, 20, 21, 88, 89, 90,
..... 101, 102, 121, 122, 123
Hoffmann, Günter 94, 95, 96
Jurk, Norbert 27, 28, 30, 51
Ketschau, Günther 97, 98
Kober, Hans 84, 85, 87
Kreismuseum Senftenberg 55, 57, 106, 107, 114, 116
Kuhnke, Manfred 42, 44
Kunstsammlung Museum Bautzen .. 105
Lange, Klaus 47, 48
Lehmann, H. 100
Liebig, Rudolf 101
Ludwig 67
Lunghard, Bernd 31, 32, 91
Messenbring, Georg 17
Noack, Eckhard 117
Potsdamer Kunstverein 114, 115
Radke 79, 81
Radochla, Edeltraud 135,137, 138
Radochla, Rolf 34, 35, 36, 37, 38, 40, 41,
..... 46, 49, 52, 67, 68, 69, 90,
..... 92, 126, 127, 135, 136
Rattei, Gerd 60
Remenz, Johannes 70, 71, 72, 73
Richter, Torsten 132, 133
Rößiger, Hans-Peter 64
Ruhland, Helmut 25
Schulze, Carmen 4
Schutt, Erich 60, 74
Teichmann, Irene 25, 124, 125
Traditionsverein Braunkohle Senftenberg e.V.
..... 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82
Vogler, Marlene 22
Vogler, Hans-Udo 23, 24, 65, 66
Wendt, Götz 111
Zenzius, Horst 118, 119, 120